This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

6000864000

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Fortsetzung zwölfter Band.

Mainz 1834,
bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Geſchichte
der
Religion Jeſu Chriſti.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgeſetzt
von
Friederich v. Kerz.

Fünf und zwanzigſter Band.

Mainz 1834,
bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

110. a. 207.

No. 3.2.2.

Des

zweiten Zeitlaufes

zweiundzwanzigster Zeitraum.

Von der Kaiserkrönung Carls des Großen 800, bis zu dessen Tode 814.

I.

Einleitung. 1 Mit der Errichtung des abendländischen Kaiserreiches unter Carl dem Großen beginnt eine neue Periode in der Entwickelungsgeschichte der europäischen Christenheit, und die allmählige Gestaltung und Ausbildung dieses großen, nun wahrhaft christlichen Gesammtstaates, in Verbindung mit den zwar langsamen, und gleichsam verdeckten Fortschritten der Völker in Religion und Humanität, obgleich nicht selten unterbrochen oder gehemmt durch blutige Kriege, anhaltende Fehden, und mißlungene Theilungsexperimente; ja selbst durch wiederholte, verheerende Einfälle nordischer und östlicher Barbaren, ist nun gerade das, was von jetzt an das abend-

ländiſche Reich zum Mittelpunkte der Weltgeſchichte macht, das Auge des Geſchichtforſchers auf ſich zieht, und endlich beinahe ausſchließlich auf das, immer in ſchönerm und regſamerm Leben aufblühende, einſt zum Sitze der höchſten Cultur einer civiliſirten Welt beſtimmte Europa feſſelt.

2. In der Geſchichte der Entſtehung jeder menſchlichen Inſtitution liegen ſtets auch ſchon die Keime ihrer künftigen möglichſt-größten Entwickelung, ſo wie der Grundbegriff von ihrem Weſen, ihrem eigenthümlichen Charakter und innern Natur. Werfen wir nun einen Rückblick auf die wunderbare Weiſe, wie das große Ereigniß, womit der letzte Band unſerer Geſchichte ſich ſchloß, allmählich vorbereitet ward, beſonders in den letzten Zeiten nicht ohne flammende Spuren einer oft ſichtbar werdenden höhern Leitung; dann auf die ſtufenweiſe Erhöhung Carls durch das Oberhaupt der Kirche*),

*) Die Leſer werden ſich aus den vorigen Bänden erinnern, wie das immer ſteigende, auf die Liebe und Dankbarkeit der Römer gegründete päbſtliche Anſehen in Roms innerer Adminiſtration, ſo wie auch der Päbſte politiſcher Einfluß auf einen großen Theil der italieniſchen Provinzen endlich in eine wahre, weltliche Herrſchaft überging; beſonders als Rom und die Provinzen ihre Feſſeln zerbrochen, von dem byzantiniſchen Reiche ſich losgeriſſen, und den beſonnenen, Friede liebenden, und daher ſtets gegen Uebereilung warnenden Pabſt Gregor II. ohne alle Verabredung, jedoch einſtimmig an die Spitze des Bundes geſtellt hatten. Roms höchſte Würden und Ehrenſtellen wurden von jetzt an blos eine Emanation des päbſtlichen Stuhles; und welche, vielleicht ſelbſt übertriebenen Vorſtellungen auch ſchon viel früher die Völker von einer ſolchen päbſtlichen Machtvollkommenheit hatten, davon gaben wahrhaftig die Franken;

zuerst zum römischen Patricier; dann zum Schirmvogt der Kirche, zum Schutzherrn von Rom, und endlich zum abendländischen Kaiser; ferner auf den Zusammenfluß so vieler, durch göttliche Fügung herbeigeführten günstigen Umstände, unter welchen das Oberhaupt der Kirche gleichsam das Organ ward, durch welches ein, von der gesammten abendländischen Christenheit, obgleich noch nicht zur klaren Vorstellung gelangtes, jedoch allgemein und tief gefühltes Bedürfniß sich aussprach, und demnach der Pabst es allein war, der aus eigenem innern Antriebe, ohne allen äußern Zwang, nach vorhergegangener Berathung mit 72 in einem Concilium versammelten Bischöfen, Carl salbte, krönte und im Namen Gottes zum Kaiser der occidentalischen Christenheit ihn ausrief; so ergibt es sich mit einer, bei tieferem Nachdenken immer zunehmenden Klarheit, daß — wenn wir anders unsere modernen Begriffe und Vorurtheile nicht in jenes, durch ein Jahrtausend von uns getrenntes Zeitalter hinüber tragen wollen — die, Carl dem Großen übertragene Kaiserswürde nichts weniger als ein Erbe und Eigenthum nach gewohntem und hergebrachtem Recht, sondern ein gemischtes, hohes geistliches und weltliches Amt war*); berufen dazu der Würdigste unter den Herrschern, ausgerüstet mit Kraft, Weisheit und Tugend, um auch den damit verbundenen, große und schwere Opfer erfodernden Pflichten zu

als sie ihre Krone von dem merovingischen Hause in die Familie der Heristaller übertragen wollten, einen laut sprechenden, und nicht leicht zu bestreitenden Beweis.

*) Daher auch nachher die Stole und das Pluviale zu dem Ornat gehörten, in welchem die Kaiser bei ihrer Krönung zu erscheinen pflegten.

entsprechen. Die dabei vorherrschende Grundidee war eine, aus dem Mittelpunkte einer, auf Recht gegründeten Macht hervorgehende, über das dringlige höchste Nationalinteresse aller christlichen Völker, nämlich über Christenthum und Kirche waltende Schirmherrschaft, kraftvoll genug, um dieses kostbarste Nationalkleinod, das einzige und wahre Palladium jedes staatsgesellschaftlichen Vereins, gegen geheime, wie offene Räuber zu bewahren, alle, zu dem Christenthum sich bekennenden Nationen in einen großen, christlichen Gesammtstaat, in einen allgemeinen Völkerbund zu vereinigen, und auf diese Weise ein neues Reich der Gerechtigkeit zu gründen, das heißt, das schon von Christo gegründete Reich Gottes nun auch im Zeitlichen und Irdischen zu einer, die Menschheit beglückenden Manifestation zu bringen *).

*) Davon haben leider die mehrsten neuern Geschichtschreiber keine, auch nicht einmal entfernte Ahnung; von Einigen wird es sogar bestritten, und Anillon, in seiner „Darstellung der wichtigsten Veränderungen im Staatensystem von Europa" behauptet geradezu, die Idee der Gründung eines Reiches der Wahrheit und Gerechtigkeit habe in jenem Zeitalter gar nicht entstehen können, sey auch Carls des Großen Charakter gar nicht angemessen gewesen. Diese Behauptung ist indessen nichts als eine bloße individuelle Ansicht des zwar geistvollen, aber von seinem phantastischen, nur durch geschickt vereinte Attraktionen hervorzubringenden, dynamischen europäischen Gleichgewichtssystem allzusehr eingenommen, und daher allen, sich dahin beziehenden modernen Begriffen blindlings huldigenden Geschichtschreibers. Wir in neuern Zeiten, ließen freilich damals die Völker sich nicht gleich Kindern durch derlei Systeme und luftige Theorien einwiegen; aber ihr kräftiges, unverderbenes christliches Gefühl führte sie weit sicherer und schnellerer zu Wahrheiten, zu welchen man heute zu Tage blos an der Hand

3. Es ist eine durchaus falsche, obgleich in

eines kalten, vom Herzen getrennten, und christlichen Gesinnungen völlig entfremdeten, analysirenden Verstandes schwerlich so bald noch gelangen möchte. Indessen ist hier blos die Rede von der großen Idee, die dem Ganzen zum Grunde lag; daß dem Entwickelungsgang derselben manches Fremdartige störend entgegentrat, und daß diejenigen, welche berufen waren, diese herrliche Idee in das politische Leben der Völker immer mehr einzuführen, dieselbe oft falsch auffaßten, nicht selten Fehler auf Fehler häuften, dies werden wir freilich in dem Laufe der Geschichte sehen. Aber die Idee war doch einmal da, und diente dem allgemeinen, christlich-europäischen Staatensystem durch das ganze lange Mittelalter hindurch zur Basis. — Uebrigens hatte jede Periode der allgemeinen Völkergeschichte ihr eigenes Staatensystem. Seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts war es das sogenannte Gleichgewichtssystem. Man wollte durch dieselben Mittel, durch welche Ruhe und Ordnung in der physischen Welt erhalten werden, nämlich durch das Gesetz der Attraktion, auch in der politischen Welt denselben Zweck erreichen. Zu diesem, die Phantasie ergötzenden, und besonders die minder mächtigen Staaten in behaglichen Schlummer — aus welchem sie jedoch bald furchtbar sollten aufgeschreckt werden — einwiegenden Systeme bekannte man sich laut und allgemein in Manifesten und öffentlichen Staatsschriften, und demungeachtet verging doch kein Jahrzehend, in welchem man demselben nicht offenbar zuwider handelte, besonders wenn irgend ein persönliches, oft nur momentanes Interesse sich vor das System hinstellte. Die völlige Unhaltbarkeit dieses, blos auf einer, nothwendig mangelhaften Berechnung materieller Kräfte beruhenden Systems hat die französische Revolution nur zu schreckbar erwiesen. Ein einziges Ereigniß, ein einziger Mann, die Geburt eben dieser Revolution, aber ausgerüstet mit Kraft und eisernem Willen, und nach Gottes unerforschlichen Rathschlüssen dazu bestimmt, zerriß das politische Spinnengewebe; während das, in dem Mittelalter

den mehrsten Geschichtbüchern aufgestellte Ansicht, wenn man Carls des Großen Erhebung zur Kaiserswürde als eine Wiederherstellung, Wiederauflebung, mithin Fortsetzung des alten weström[i]schen Reiches betrachtet. Das neue, unter dem großen fränkischen Monarchen sich erhebende, christliche Kaiserreich war weder das, von dem großen Theodosius seinen beiden Söhnen hinterlassene Erbe, und noch viel weniger der, von eingewanderten Barba-

---

vorherrschende, auf Kirche, christliche Denkart und christliche Anschauungsweise gegründete Staatensystem eine Dauer von tausend Jahren zu Theil ward, und auch jetzt in seinen Ruinen noch jedem christlichen Geschichtforscher, wie überhaupt jedem sinnigen Beobachter grenzenlose Ehrfurcht einflößt. — Ueber die, dem neuen occidentalischen Kaiserreiche zum Grunde liegende große Idee, sehe man Schlegels Philosophie der Geschichte, in dem 2ten Bande, die 13. und 14. Vorlesung. So tief in den Geist der Geschichte, wie dieser, leider der Welt und der ernsten Wissenschaft zu frühe entrissene Mann, drang vor ihm noch keiner der neuern Geschichtschreiber. Aber von unserm großen, genialischen Görres, der nun ebenfalls der Geschichte die schönsten Kräfte seines Geistes weihet, läßt sich Aehnliches und wahrscheinlich noch Höheres erwarten. Noch einige Andere berechtigen ebenfalls zu frohen Erwartungen; ganz vorzüglich aber der treffliche Verfasser der Geschichte von Italien (in HH. Heerens und Uckarts europäischer Staatengeschichte) nämlich der talentvolle, in der schönsten Blüthe seiner geistigen wie physischen Kraft stehende Hr. Heinrich Leo. Höchst merkwürdig und allgemein zu empfehlen ist dessen letzte Schrift: „Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates." Nur schade, daß dieses sinnigen und gemüthvollen Gelehrten so eben erwähnte Geschichte von Italien von den Vorurtheilen seiner Confession gegen römische Hierarchie, und andere Institutionen der katholischen Kirche noch nicht völlig frei ist.

ren schon so erbärmlich zerstückelte Cadaver jenes unter Romulus Augustus von Odoaker zu Grabe getragenen weström. Reiches. Aber auch dieses neue Reich hatte Carl der Große nicht mit seinem Schwerte gegründet, nicht durch Waffengewalt den oströmischen Kaiser in Constantinopel gezwungen, die Würde eines Augustus mit ihm zu theilen. Nach den damals, selbst noch bei halb barbarischen Völkern herrschenden, in dem graueſten Alterthum gegründeten, hohen Begriffen von der Majestät der kaiserlichen Würde, hätte auch offenbar Carl diese Würde sich selbst zu ertheilen nicht vermocht, und eben so wenig würde es je den, ihm unterworfenen Völkern eingefallen seyn, sich das Recht anzumaßen, die kaiserliche Würde, mit der sie alle tief gewurzelten, selbst religiösen Begriffe und Vorurtheile der Vorzeit verbanden, nach Willkühr einem ihrer Beherrscher zu übertragen *). — Also lediglich aus

*) Welche übertriebenen, weil dunkeln und auf uralter Tradition beruhenden Vorstellungen alle in die Provinzen des ehemaligen Reiches eingewanderten Völker von der, über alles Irdische erhabenen, kaiserlichen Majestät und deren Prärogativen hatten, darüber haben unsere Leser in den frühern Bänden schon manche sprechende Beweise erhalten. Als Chlodowig, der Gründer der fränkischen Monarchie, nachdem er Römer, Alemannen, Burgunder und Westgothen besiegt hatte, von dem Kaiser in Constantinopel zum Consul ernannt ward, erklärte er diesen Tag für den schönsten seines Lebens, feierte ihn durch prachtvolle Feste, und sagte, daß er bisher blos das Oberhaupt seines Volkes gewesen, jetzt aber dessen wahrer König sey. — Theodorich der Große, obgleich im ungestörten Besitz von Italien und Sicilien, buhlte zwei Jahre um die kaiserliche Bestätigung, und erst, als er sie erhalten hatte, nahm er den Titel eines Königs an, schmückte sich mit dem Purpur, und vertauschte seine gothische Kleidung gegen römisches Gewand.

den Händen der Kirche empfing Carl die Kaiserskrone, und nur dem geistlichen Oberhaupt der Christenheit, dem Pabste, den damals, wie wir bei Pipins Thronbesteigung ein so auffallendes Beispiel gesehen, alle christlichen Völker stets da, wo sie we-

---

Selbst Pipin, Carls des Großen Vater, war hoch erfreut, als der Pabst ihm das römische Patriciat übertrug, und die beiden Buchstaben P. R. auf den fränkischen Münzen verkündeten sogleich der Welt die ihm ertheilte neue Würde. Auch die Briefe aller christlichen Könige an den Kaiser in Constantinopel waren stets voll Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht; sie nannten ihn Vater, und die Sprache, die sie führten, war jene eines Untergebenen gegen seinen höchsten Obern. Sobald Carl die Kaiserswürde erhalten hatte, nannten die spanischen und angelsächsischen Könige, in ihren Schreiben an ihn, sich des Kaisers unterthänige Knechte. Erst nachher, und zwar sehr lange nachher erloschen nach und nach diese Vorstellungen, und besonders als in dem sechszehnten Jahrhundert ein Theil der Christenheit sich von dem römischen Stuhle losgerissen hatte, verschwand auch immer mehr und mehr der, die kaiserliche Würde umgebende, unsichtbare Nimbus. Man verwechsele und verwirre also nicht die hierüber höchst verschiedenen Begriffe früherer und späterer Jahrhunderte; und wenn in unsern Zeiten Napoleon sich von einem, ihm völlig ergebenen Senat die Kaiserswürde ertheilen lassen konnte; so war dies eine bloße Ceremonie, die man bald darauf sogar in Haiti, Brasilien und Mexico nachäffte. Der französische Eroberer und Monarch erhielt durch die neue Benennung weder einen Zuwachs an Macht, noch einen höhern Rang, und mit seinem Kaisertitel verband man keinen andern Begriff, als den man auch mit jedem Königstitel zu verbinden gewohnt war. Ganz anders aber war alles dies in jenen Zeiten, von welchen jetzt die Rede ist, so wie in der ganzen, langen, gewöhnlich mit dem Namen: Mittelalter bezeichneten, und ungefähr bis an die unglückliche Kirchentrennung reichenden Periode.

der sich zu rathen noch zu helfen vermochten; als ein Organ des göttlichen Willens betrachteten, stand nach der allgemeinen Ansicht der Christenheit das Recht zu, die höchste weltliche Würde des Erdkreises auf den mächtigsten und würdigsten Sohn der Kirche zu übertragen *). — Aus der Kirche ging also das neue occidentalische Kaiserreich hervor; hatte daher mit dem, schon vor 324 Jahren vermoderten Leichnam des alten weströmischen Reiches durchaus nichts gemein. Man nannte es zwar das römische, weil dieser Name große Erinnerungen zurückrief, und die ewige Roma, die Hauptstadt der Christenheit, nun auch der Mittelpunkt des neuen christlichen Kaiserreiches seyn sollte; auch war es, in Ansehung seines Umfanges, dieses Namens nicht unwürdig; denn fehlten ihm auch jetzt einige zu dem alten weströmischen Reiche gehörige Provinzen, so ward dieser Verlust doch hinreichend ersetzt durch das, unter Carl dem Großen zum erstenmale unter einem und demselben Scepter vereinte Deutschland, und durch eroberte Provinzen, wohin selbst in den Zeiten von Roms größter Macht, noch nie eine römische Legion den Fuß gesetzt hatte.

4. Vergleicht man aber die Bestandtheile des

*) Carl der Große selbst scheint von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt gewesen zu seyn; denn in seinem, im Jahre 806 zu Dietenhofen aufgesetzten letzten Willen, in welchem er verordnete, wie nach seinem Tode die Länder unter seine 3 Söhne sollten vertheilt werden, erlaubte er es sich nicht, auch Etwas über die Kaiserwürde zu verfügen, ein in jeder Hinsicht höchst merkwürdiger Umstand. Dies Testament schickte Carl durch den Eginhard nach Rom, um es der Einsicht und Bestätigung des Pabstes zu unterlegen.

neuen mit jenen des, auch unter seinen christlichen Kaisern immer noch in Verfassung, Verwaltung, Gesetzgebung ꝛc. heidnisch gebliebenen römischen Reiches; so ergibt es sich, daß alle Elemente des Erstern dem Andern völlig fremd waren. Die ganze Zwischenzeit, seit dem Untergange des Letztern bis zur Erhebung Carls des Großen muß man als eine Uebergangsperiode betrachten, die, trotz der darin herrschenden chaotischen Verwirrung, und des beinahe ununterbrochenen Kampfes aller elementarischen Kräfte, dennoch fruchtbare Keime einer ungleich schönern Entwickelung und großartigern Gestaltung Europas in sich trug, und in der gleichsam die Blüthe eines neuen politischen Lebens der Völker aufging. Der starre todte Buchstabe des alten römischen Rechts hatte den, ungleich mehr auf natürliche Billigkeit gegründeten, und von der Kirche noch mehr gemilderten Gesetzen der germanischen Völker weichen müssen. Durch die März- und Maifelder, die berathenden Vereine der Herzoge, Grafen, Edeln und Freien, war der erste Grundstein zu den nachherigen, obgleich weit spätern Reichstagen, ständischen Rechten, Corporationen und Freiheiten gelegt worden. Das Feudalsystem, von welchem wir bei allen, in die Provinzen des ehemaligen römischen Reiches eingewanderten Nationen, schon vor ihrer Einwanderung auf ihrem eigenen heimathlichen Boden, die unverkennbarsten Spuren antreffen, hatte ebenfalls in dieser Zwischenzeit in allen Ländern sich immer mehr und mehr entwickelt, die Nationen in mehrere Bestandtheile zersetzt, den Staatskörper mannigfaltiger gegliedert, dessen innern Organismus dadurch noch mehr belebt, und war selbst — einige weit später eingeschlichene Mißbräuche abgerechnet — für Landescultur ungleich mehr förderlich, als hem-

mend *). Endlich hatte auch die Geistlichkeit selbst sich inzwischen zu einer wirklichen Macht erhoben. Ihr zeitliches Verhältniß war durchaus nicht mehr dasselbe, wie unter den letzten römischen, selbst christlichen Kaisern. Bischöfe und Aebte waren schon eine Art Landstände geworden, erschienen auf den Reichstagen, und nahmen an allen bedeutenden

*) Nichts ist unhistorischer, oder vielmehr der Geschichte widersprechender, als die überall in Umlauf gesetzten Vorurtheile von den nachtheiligen Folgen des Lehensystems, und die daher zur Tagesordnung gehörenden schalen und flachen Declamationen gegen dasselbe. Hören wir, was einer unserer tiefsten Denker, der berühmte Ludwig von Haller in seinem Handbuch zur Staatenkunde S. 238 darüber sagt: „Es (das Lehensystem) „hat in allen Ländern unwidersprechlich „die wohlthätigsten Wirkungen hervorgebracht, das „Aufblühen jedes einzelnen Theils begünstiget, den „Ackerbau und jede Betriebsamkeit befördert, vielen „die Freiheit geschenkt, die Unterthanen beschützt, zur „Milderung und Aufhebung der Leibeigenschaft beigetragen. Es war in den Händen der Natur das „schönste nnd einfachste Mittel, um die, dem Völkerglücke immer nachtheiligen allzugroßen Reiche allmählich wieder in mehrere kleinere aufzulösen, und „an den Platz einer rohen Militärherrschaft das milde „Patrimonial-Verband zurückzuführen. Man vergleiche nur die Länder, in welchen das Lehensystem „bestand, mit denen, wo es nicht eingeführt gewesen, „z. B. die Türkei, Polen, Rußland ꝛc. In diesen „Reichen sah man nichts als todte Gleichförmigkeit, „Entvölkerung, Verödung und Ersterbung aller Theile, „dahingegen Frankreich, Deutschland, Italien und „alle Länder, wo das Lehensystem eingeführt war, „gerade dadurch mit unglaublicher Schnelligkeit empor„gekommen sind.“ — — Auch Spittler in seiner europäischen Staatengeschichte, und besonders Hervé in seiner Théorie des matières féodales, nehmen, gestützt auf Geschichte und historische Thatsachen, das Lehensystem in Schutz.

Reichsangelegenheiten Theil; in Italien zwar etwas ſpäter, aber doch beinahe unmittelbar, oder wenigſtens ſehr bald nach Zerſtörung der longobardiſchen Herrſchaft. Auch mit der in jenem Zwiſchenraum geſchehenen Einführung der Mönchsorden begann für die abendländiſchen Völker eine neue Epoche ihrer geiſtigen, wie ſtaatsbürgerlichen Entwickelung. Die Leſer werden ſich erinnern, daß der heilige Benedikt der eigentliche Schöpfer der Mönchsorden im Occident war; daß ſeine frommen Jünger und Schüler von dem Berge Caſſino herab ſich bald jenſeits der Alpen, und in kurzer Zeit über alle Länder des chriſtlichen Europas verbreiteten; daß aus ihrem Orden jene kühnen, von Liebe zu Gott erglüheten, daher auch von glühendem Eifer für das Heil der Menſchen beſeelten, und zu allen Leiden und Entbehrungen abgehärteten Miſſionäre hervorgingen, die, bereit, für die Wahrheit der göttlichen Lehren jedes und ſelbſt das ſchwerſte Opfer zu bringen, nun auch die Leuchte des Evangeliums nach dem rauhern Norden brachten, und daß, wo dieſe Apoſtel, wie ein Columban, Gallus, Willibrod, Kilian und endlich der, alle frühern Miſſionäre verdunkelnde heilige Bonifacius hinkamen, gleichſam unter ihren Tritten in allen Ländern ſich Klöſter und Kloſterkirchen erhoben, deren fromme Bewohner, weil ſämmtlich den Vorſchriften ihres heiligen Stifters folgend, nun wahre Wohlthäter für Europa wurden. Durch Sie und den Fleiß ihrer Hände — denn Benedicts Regel machte ihnen Feldarbeit zur Pflicht — wurden nun bald ungeheure, wilde Länderſtrecken für den Ackerbau und ländliche Induſtrie gewonnen, und jede auch noch ſo menſchenleere Einöde, ſobald nur einmal ein einſames Kloſterkirchlein darin ſtand, verwandelte ſich in kurzer Zeit in eine

fruchtbare, lachende Landschaft*). Nichts war natürlicher und billiger, als daß diese geistlichen Corporationen, weil jetzt im Besitze eines bedeutenden, im Schweiße ihres Angesichts wohl erworbenen Grundeigenthums, nun auch in die Classe der großen Grundherren traten, und mit diesen sich nach und nach aller Rechte und Prärogative zu erfreuen hatten. Jedoch nicht blos Händearbeit, auch wissenschaftliches Studium schrieb die Regel des heiligen Benedicts vor, und so wurden jetzt frühzeitig wieder Klöster die Wiegen der Wissenschaften und die einzigen und wahren Hochschulen für alle Völker des Abendlandes. Auch hieraus entspann sich nun bald ein neues, nicht minder wichtiges Verhältniß, nämlich jenes der Lehrer zu ihren Schülern, und eine sich immer mehr erweiternde geistige oder moralische Macht war für die Kirche eine eben so natürliche als nothwendige Folge davon. Aber um die Reinheit und Einheit des Glaubens zu erhalten, waren alle jene frommen Missionäre bei ihrem heiligen Berufsgeschäfte größ-

*) So z. B. verdankt das ganze heutige Fürstenthum Eichstädt sein Daseyn dem heiligen Willibald und dessen Mönchen, die von der ihnen von dem reichen Grafen Hirschberg geschenkten ungeheuern Wildniß ein Stück urbar machten, und ein Kloster nebst einer Kirche alda bauten, unter deren Schatten bald mehrere gutmüthige, aber arme Landleute sich ansiedelten, und mit Hülfe der Mönche der Wildniß immer mehr Boden abgewannen; so daß Willibald, ehe er seinem Tode noch die Freude hatte, 32 Dörfer und Höfe da zu zählen, wo er, als er dahin kam, nichts als eine menschenleere, schreckbare Einöde fand. (Man sehe unsere Geschichte 10. Band, S. 503). Würde man alle solche fromme und heilige Männer bis in Deutschland und der Schweiz hervorgerufenen Schöpfungen aneinander reihen, so würde daraus ein kleines Königreich herauskommen.

tentheils unter der unmittelbaren Leitung des Oberhaupts der Kirche zu Werke gegangen, hatten den neu bekehrten Völkern stets die höchste Ehrfurcht für den römischen Stuhl eingeflößt, sie frühzeitig daran gewöhnt, Rom als den Mittelpunkt des Christenthums, und den Pabst als das Organ aller göttlichen Wahrheiten zu betrachten; und welche ungemein hohen Begriffe die Völker des Occidents damals von der geheiligten Person des Oberhauptes der Kirche hatten, davon haben wir bisher schon in der Geschichte Irlands, der angelsächsischen Reiche, der Westgothen, Franken und selbst der Longobarden die sprechendsten Beweise gefunden. Aber wie sehr mußte nicht eben dadurch auch das Ansehen der Päbste erhöhet, und welche ungeheure moralische Kraft in ihren Händen concentrirt werden?

5. Indessen hatte auch an und für sich schon der römische Stuhl in seinen zeitlichen Verhältnissen eine ganz andere, weit höhere Stellung gewonnen, auch die Stadt Rom selbst einen mächtigen Rückschritt zu ihrer ehemaligen, solange völlig erloschenen und nun von Neuem wieder auflebenden Würde gethan. Der byzantinischen Kaiser wahnsinnige Bilderstürmerei nämlich hatte Italiens Bande der Abhängigkeit von Constantinopel auf immer zerrissen, Rom selbst sich von Neuem in eine Art von Freistaat gebildet, und der Römer Zutrauen, Liebe und Dankbarkeit in dem neuen Freistaate Demjenigen stillschweigend die höchste Gewalt übertragen, bei welchem sie seit Jahrhunderten, wenn Roms oder Constantinopels unwürdige Kaiser weder zu schützen noch zu helfen vermochten, stets Schutz, Hülfe und Rettung gefunden hatten. Der Päbste Oberherrschaft über Rom, im Grunde mehr eine Herrschaft über die Gemüther, und das natürliche Verhältniß

zwischen Einem; der helfen kann und stets zu helfen bereit ist, und Jenen, welche aller Hülfe entblößt, doch stets der Hülfe bedürfen, beruhete demnach zwar nicht auf einem staatsrechtlichen Vertrag oder einer dem Pabste gemachten Cession; war aber dafür auf langem Herkommen gegründet und hatte, seit der völligen Losreißung des römischen Staates von dem griechischen Kaiser, sich immer mehr und mehr consolidirt, bis endlich gar Pipins und Carls des Großen Schenkung das Pabstthum zur weltlichen Macht erhob und aus dem Pabste, dem bisherigen oft gedrückten, blutig verfolgten, bisweilen selbst, in der Ausübung seines höchsten oberhirtlichen Amtes, gehemmten Unterthan der west- oder oströmischen Kaiser, ein freier, auch von jeder zeitlichen Abhängigkeit völlig entfesselter, selbstständiger Herr ward.

6. Alles hatte also seit dem Sturz des weströmischen Reiches eine andere Gestaltung erhalten: Pabstthum und Kirche, Staaten und deren Regierungen, Verfassung und Gesetzgebung, Denkart und Gesittung, Religion und Humanität; kurz das ganze christliche Abendland hatte eine höhere Stufe seiner Bildung erreicht, und es wäre eben so unmöglich gewesen, das alte weströmische Reich wieder herzustellen, als ein schon hundert Jahre im Grabe ruhendes Skelett zu neuem Leben zu erwecken; und wirklich verband man jetzt auch mit der Benennung: römisches Reich, römischer Kaiser ganz andere Begriffe, als man vor vierhundert Jahren damit verband *). Wie hätte es auch je dem Pabste

*) Diese Benennungen und Titel veranlaßten jedoch bisweilen eine, in ihren Folgen höchst gefährliche Begriffsverwirrung. Als z. B. kurz vor der Thronbe-

einfallen können, an seiner Würde, wie an der Kirche einen Hochverrath zu begehen, und aus dem erhabenen Charakter eines, weil nun unabhängigen, daher auch wahrhaft gemeinschaftlichen Vaters der Christenheit in jenen eines, von der Laune eines Herrschers wieder abhängigen Unterthans hinüberzutreten, und eben so wenig Lust möchten wohl auch die Römer gehabt haben, auf ihre jetzt weit freiere und edlere Verfassung zu verzichten, und ihren Nacken auf das Neue unter das eiserne Joch ihrer ehemaligen, nach schrankerloser Willkühr herrschenden römischen Imperatoren zu beugen *).

---

steigung Friedrichs I. aus dem schwäbischen Kaiserhause, in Amalfi die Pandekten wieder waren gefunden worden, und mehrere Gelehrten, worunter besonders der berühmte Werner (Irnerius) durch seine, zu Bologna über das römische Recht gehaltenen Vorlesungen, dasselbe wieder in Aufnahme zu bringen suchten, und ihre Bemühungen einen, über alle Erwartung gehenden Erfolg hatten, fiel es den Publicisten des Kaisers ein, alle, den ehemaligen römischen Imperatoren zustehenden Majestätsrechte aufzusuchen und, von der juridischen Fiktion einer Wiederherstellung des alten römischen Reiches ausgehend, sie sämmtlich dem damaligen Kaiser beizulegen. Begreiflicher Weise war niemand mehr damit zufrieden, als Friedrich Rothbart, und wirklich würde es, ohne der Päbste Wachsamkeit und Weisheit, und den ausdauernden Muth der lombardischen Städte, den Kaisern aus dem schwäbischen Hause gelungen seyn, alle jene edlern und schönern Formen, welche durch die Hülfe der Kirche und des Christenthums sich auf den Ruinen des alten römischen Despotismus erhoben hatten, von Grund aus wieder zu zerstören.

*) Einer von Carls des Großen neuern Biographen, (Jenisch) dessen Grundsätze und Ansichten wir jedoch eben so wenig unterzeichnen möchten, als wir überhaupt seiner Biographie einen großen Werth beilegen

7. Das unter Carl dem Großen errichtete occidentaliſche Reich war demnach eine ganz neue, blos dem Chriſtenthum eigene und aus dieſem wie aus der, nunmehr in der Bruſt aller abendländiſchen Völker tief und feſt wurzelnden chriſtlichen Denkart und Weltanſchauung hervorgegangene Erſcheinung. Die Kirche und der lebendige Glaube waren deſſen Stützen, und ſein innerer Zuſammenhalt und Verband beruheten auf einer vollkommenen Uebereinſtimmung der höchſten geiſtlichen (der päbſtlichen) mit der höchſten weltlichen (kaiſerlichen) Gewalt. Sobald dieſe Baſis zu ſchwinden, und jene Stützen zu ſchwanken anfingen, fiel auch immer mehr und mehr das Ganze wieder zuſammen. Daß die Hauptidee, welche dieſem chriſtlichen Staatsgebäude zum Grunde lag, nur langſam und unter mancherlei Kämpfen ſich entwickelte, und am Ende dennoch nicht ihr höchſtes Ziel erreichen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Kein menſchliches Inſtitut, ſo weiſe es auch immer in ſeinen Grundzügen entworfen ſeyn mag, hat je noch ſeine völlige

zu können glauben, äußert ſich demungeachtet, bei Gelegenheit der Erhebung Carls auf den Kaiſerthron, in Anſehung der Geſinnungen der Römer über dieſes Ereigniß, auf folgende Weiſe: „Es konnte wohl nicht „der Wunſch oder die Abſicht der Römer ſeyn, ſich „in ihrem neuen Kaiſer auch einen neuen und „ſtrengern Herrn zu geben; gewohnt an ein ſo „leichtes (ſanftes) Joch, als das päbſtliche damals „war, denn man gehorchte dem Pabſte mehr wie „einem Vater, als einem Fürſten,“ (in dem Munde eines erklärten Feindes von Rom und der römiſchen Hierarchie gewiß eine höchſt bemerkenswerthe Aeußerung) „konnten ſie ſich unmöglich für einen „unumſchränkten weltlichen Cäſar-Diktator entſcheiden „wollen.“

Vollendung erreicht *). Alles Menschenwerk ist Stückwerk, stets im Werden begriffen und nie vollendet; eine Wahrheit, welche durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch, auf jedem Blatte derselben sich ausspricht. Alle historische Erscheinungen müssen demnach auch blos als historische Einzelheiten mehr nach ihrer innern Tendenz, als nach ihrem historischen Erfolg aufgefaßt und gewürdiget werden; aber sie alle in einen historisch-systematischen Zusammenhang zu bringen, möchte nur demjenigen möglich seyn, dem am Ende einer langen Periode, vielleicht gar erst am Ende der Welt, Alles im Licht Gottes zu überschauen gegönnt wäre.

8. Seinem schönen Ideal am nächsten kam das neue occidentalische Reich unter der Herrschaft der Kaiser aus dem sächsischen Hause. Seine Stärke bestand vorzüglich in jenem, so eben erwähnten Einklange der höchsten geistlichen mit der höchsten weltlichen Macht. Der unselige Geist des Zwiespalts hatte sich damals noch nicht zwischen beiden gelagert, noch viel weniger feindlich sie einander gegenüber gestellt. In allen ihren Berührungspunkten waren sie jetzt noch gar nicht oder wenig von einander geschieden. Da des, nun auch zur geistlichen Würde geadelten hohen kaiserlichen Amtes wesentliches Attribut in der obersten Schirmvogtei der Kirche bestand, sowie überhaupt in der Sorge für das gemeinsame

*) Eine sehr begreifliche Folge der steten Einwirkung jenes, allem Gutem, Allem, was von Gott kommt, wie allen göttlichen Impulsionen, sowohl im Leben ganzer Völker, wie einzeler Individuen widerstrebenden bösen Prinzips. Wenn Gott überall in der Geschichte sichtbar ist; so gibt auch der Teufel nicht minder darin sich kund.

Wohl der Christenheit; so trat eben dadurch die höchste weltliche Macht in eine Art von Abhängigkeitsverhältniß von dem Oberhaupte der Kirche selbst, das jedoch, weil es selbst, wie die Kirche und die ganze Christenheit, des kaiserlichen Schutzes bedurfte, nun ebenfalls auch seiner seits in ein ähnliches Verhältniß der Abhängigkeit von dem Kaiser gesetzt ward. Dieses gegenseitige abhängige Verhältniß bildete ein, für den Altar wie für den Thron, und für diesen, wie für die Völker gleich wohlthätiges Gleichgewicht zwischen den beiden höchsten Gewalten, die, berufen gemeinschaftlich nach einem und demselben erhabenen Zweck zu streben, sich zwar unterstüzzen, aber auch wechselseitig über einander wachen, und gegenseitig sich gleichsam controlliren sollten. Auf abgeschlossenen Concordaten und römischen Rechtsprinzipien beruhete freilich dieses sich gegenseitig balancirende Verhältniß nicht, aber es hatte seinen festen Boden in der christlichen Denkart der Völker, und dieser zu Folge konnte z. B. Otto der Große, ohne die, seiner Gewalt vorgezeichneten Grenzen zu überschreiten, blos aus kaiserlicher Machtvollkommenheit einen unwürdigen Pabst des römischen Stuhles entsetzen; und als er dies wirklich that, empfieng er den lauten Dank der, durch ihn von schmählichen Fesseln befreiten Kirche und in ihren Lobgesang mischten sich die Segnungen aller christlichen Völker. Aber eben so war auch auf der andern Seite das Oberhaupt der Kirche nicht minder berufen und berechtiget, wenn christliche Kaiser, statt die Kirche zu schützen, den Glauben zu erhalten, das Reich zu mehren und die Völker mit segnender Menschlichkeit zu beherrschen, nur nach tyrannischer Willkühr und Laune überall hemmend, zersplitternd und verderbend eingriffen, gegen eine solche mißbrauchte Gewalt sich sogleich zu erheben und, indem es den ge-

krönten Unterdrücker mit dem Bannstrahl zerschmetterte, gegen dessen gesetzlose Willkühr und tyrannische Eingriffe Kirche und Völker zu schirmen *).

*) Nichts traf von jeher schärferer und allgemeinerer Tadel, als das Verfahren der Päbste gegen einige Kaiser, oder andere Monarchen in deren, theils mit ihren eigenen Völkern, theils auch mit der Kirche selbst entstandenen, und nicht selten durch gehässige Leidenschaften auf den höchsten Grad gesteigerten Conflikten. Dieses Verfahren näher zu beleuchten, und in seinen wahren Gesichtspunkt zu stellen, wird es dann erst Zeit seyn, wenn der Faden der Geschichte uns wirklich in jene Periode unseligen Zwiespaltes zu dergleichen traurigen Ereignissen geführt haben wird. Für jetzt nur eine vorläufige, ganz kurze Bemerkung darüber. — Die oberschiedsrichterliche Gewalt, welche die Päbste den größten Theil des Mittelalters hindurch ausübten, war nichts weniger als eine, von unmäßiger Herrschsucht erzeugte, freche Anmaßung; sie ging vielmehr unmittelbar aus der wunderbaren Macht der damals, als herrschendes Prinzip, in Allen und über Alles entscheidenden religiösen Gesinnung des Zeitalters, und dem darauf beruhenden hohen Begriffe von dem innern Charakter des Pabstes, als eines gemeinschaftlichen Vaters, Vermittlers und ewigen Friedensfürsten hervor, und ward von den Völkern selbst, obgleich nicht durch ausgestellte Urkunden, oder einen, auf einem Congreß getroffenen Verein, jedoch faktisch den Päbsten übertragen, ja wohl denselben sogar aufgedrungen. Daß übrigens, wenn die Päbste in der Ausübung ihrer oberschiedsrichterlichen Gewalt, durch die Hartnäckigkeit und eiserne Charakterhärte der Gegner gezwungen, zu den Blitzen des Vaticans griffen, und die Wirkungen des Banns auch auf das Zeitliche ausdehnten, dadurch nun nothwendig bisweilen blutige Fehden, und vorübergehende innere Zerrüttungen in den Ländern entstanden, dies wird niemand leugnen; aber eben so unleugbar ist es auch, daß durch das kräftige Dazwischentreten der Päbste, und die ihnen zu

Diese und noch andere ähnliche Erscheinungen wer-
den den christlichen Geschichtforscher weder ängstigen

Gebote stehenden Schrecken der Religion, noch ungleich mörderischere, weil bürgerliche, Kriege verhindert, dem unchristlichen Despotismus Thore und Riegel gesetzt, und Empörungen und Königsmorde weit seltener wurden, als im Orient und in den frühern Perioden unserer Geschichte; so, daß offenbar in jenen wilden, jedoch an großen Charakteren fruchtbaren, und an Kraft überschäumenden, daher auch mit Fehden und Kämpfen überfüllten Jahrhunderten, wo selbst die ersten Elemente weder eines positiven, und noch viel weniger eines, aus der Natur und der Entstehung der Staaten hergeleiteten Staatsrechtes bekannt waren, die auf der religiösen Denkart des Zeitalters beruhende oberschiedsrichterliche Gewalt der Päbste eine, für die Völker, wie für deren Regenten gleich wohlthätige Erscheinung war. Daß diese Einrichtung zu den neuern Zeiten, besonders nach der unglücklichen Kirchentrennung des sechszehnten Jahrhunderts, nicht mehr passe, dies versteht sich von selbst. Auch haben die Päbste längst schon jene schiedsrichterliche Gewalt freiwillig niedergelegt. Aber an die Stelle derselben bildeten sich nun bald, unter den Namen: Parlamente, Stände, Reichsräthe, Repräsentativ-Verfassungen, öffentliche Meinung, Preßfreiheit, Geist der Zeit ꝛc. ꝛc. ganz andere, aber gewiß die Fürsten ungleich mehr herabwürdigende, alle ihre Handlungen argwöhnisch belauernde, und sie oft ihrer schönsten und wesentlichsten Prärogativen beraubende, oberaufsichtliche Behörden; und welche Früchte diese, dem blos auf christlicher Gesinnung der Völker beruhenden Staatsrechte des Mittelalters völlig fremde Einrichtungen hervorbrachten, darüber können die Leser sich selbst bescheiden, wenn sie sich nur erinnern wollen, daß indessen, und zwar in dem verhältnißmäßig ungemein kurzen Zeitraume von kaum 180 Jahren, zwei gekrönte Häupter, nachdem man ein förmliches Criminalgericht über sie gehalten, auf dem Schaffot unter dem Beil des Henkers fielen, und

noch verwirren, sobald er nur, im Geiste sich in jene Jahrhunderte versetzend, und mit deren Geschichte innigst vertraut, den christlichen und kirchlichen Charakter der Völker, sowie die religiöse Grundlage, worauf ihr Staatsgebäude beruhete, scharf und richtig aufzufassen weiß, und ja nicht die, jeder christlichen Gesinnung entfremdete, theils blos auf Lug

---

fünf andere, und zwar nicht einmal mit einer auch nur scheinbaren Beobachtung äußerer rechtlicher Formen, des Thrones entsetzt, sogar ihrer Familiengüter und alles ihres Eigenthums beraubt, und schmählich aus ihren Ländern gejagt wurden *); ohne noch jener zu gedenken, die auf den geheimen Betrieb eben jener, eine oberaufsichtliche Gewalt usurpirenden Behörden, theils erschossen**), theils erdolcht oder gar erdrosselt wurden. Solche schauderhafte, jedes Gemüth empörende Majestätsverbrechen waren dem Mittelalter unbekannt; und die Monarchen mögen nun selbst ermessen, ob jene längst erloschene, anfänglich sich gewöhnlich blos in Bitten und Ermahnungen kund gebende, nur selten zu Zwangsmitteln schreitende, und stets so leicht wieder zu versöhnende, oberschiedsrichterliche Gewalt der Päbste der Würde der Fürsten, ihren Rechten, ja selbst ihrem Leben und Eigenthum je so gefährlich werden konnte, als die furchtbaren, alle ihre Handlungen neidisch und feindselig controllirenden Behörden, welche nachher in den neuern Zeiten beinahe allen Thronen Europens gegen über, sich bildeten.

---

*) Diese fünf sind: Jacob II. von England; Carl X. von Frankreich, Gustav IV. von Schweden. Don Petro von Brasilien, und endlich der, so gerechte Theilnahme einflößende, souveräne Herzog Carl von Braunschweig.

**) Wie z. B. die beiden schwedischen Könige Carl XII. und Gustav III. Der Erstere im Jahre 1718 und der Andere im Jahre 1792.

und Trug, theils auch auf einer Schlauheit, die ein großer, offener Charakter ewig verschmähen wird, beruhende Politik unserer Tage in jene wahrhaft christlich-heroischen Zeiten hinübertragen will.

9. Bei den ehemaligen Theilungen wurden das west- und oströmische Reich nicht als getrennt, sondern als Theile eines Ganzen, als Reichsantheile, und die beiden Kaiser als Genossen einer und derselben Macht betrachtet, die sich blos in die Administration der Provinzen getheilt hätten; die Gesetze, die in dem einen Reichstheil gegeben wurden, hatten daher auch stets in dem andern gesetzliche Kraft; sowie überhaupt jede Verordnung im Namen beider Kaiser bekannt gemacht ward *). Nach Valentinians III. Tod löste sich zwar dieser engere innere Verband; aber der Begriff, daß beide Reiche integrirende Theile eines und desselben Ganzen seyen, blieb immer noch eine vorherrschende Staatsmaxime. Ganz im Gegensatz mit dieser Ansicht war das neue occidentalische Kaiserreich gänzlich von dem orientalischen losgerissen, nicht einmal den Namen wollte es mehr mit letzterem theilen, und selbst die Päbste und alle Occidentalen erwähnten von jetzt an und sogar vorzüglich in Staatsschriften, des Kaisers von Constantinopel oder dessen Reiches nie anders als unter den Benennungen: griechischer Kaiser oder griechisches Reich. In Roms eben so weiser, als schonungsvoller Politik lag es jedoch nicht, mit dem Beherrscher von Constantinopel völlig zu

*) Unter den heidnischen römischen Imperatoren ward das eine untheilbare römische Reich, gleich der ewigen Roma, ebenfalls als eine Gottheit verehrt, und hatte seine eigenen Tempel und Priester.

brechen; immer war derselbe jetzt noch der erste und älteste, obgleich oft sehr unnatürliche Sohn der Kirche; auch sah der Päbste scharfer, den Schleier der Zukunft nicht selten durchdringender Blick wohl die Möglichkeit ein, daß trotz der jetzigen großen fränkisch-römischen Macht dennoch spätere Ereignisse einem Theil der occidentalischen Christenheit auch die Freundschaft und den Schutz des Hofes von Constantinopel wieder wünschenswerth machen könnten. Wenig sind zwar in der gegenwärtigen Periode noch der Berührungspunkte zwischen beiden Reichen, und höchst unbedeutend ihre gegenseitige Wechselwirkung; aber dessenungeachtet theilen sie für jetzt noch auf einige Zeit die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers. Es sind zwei am christlichen Himmel leuchtende Sonnen, wovon jedoch die eine in stets heller strahlendem Glanze am historischen Horizont heraufsteigt, während die andere immer sichtbarer und schneller dem Niedergange zueilet.

II.

1. Byzantinische Geschichte. — Staunen und Entsetzen ergriff den Hof von Constantinopel bei der Nachricht von Carls Erhöhung zur Kaiserwürde *). Man sprach von Hochverrath des Pabstes und der Römer, und den unerhörten Anmaßungen eines, noch halb barbarischen fränkischen

*) Officiell ward sie demselben blos durch veränderten Briefstiel bekannt gemacht. Früher gab Carl, wie alle andere abendländische Könige, dem griechischen Kaiser die ehrenvolle Benennung: Vater! jetzt nannte er ihn seinen Bruder.

Fürsten. Aber zu dem schmerzhaften Gefühle des gedemüthigten Stolzes gesellten sich nun bald noch andere, nicht minder peinliche Besorgnisse. Für immer, sagten jetzt die Griechen, ist die Hoffnung, Italien wieder zu erhalten, für uns verschwunden; denn mit seinem durch Waffengewalt errungenen Besitz verbindet Carl nun auch alle gerechten Ansprüche eines Kaisers des Occidents. Aber, fuhren die Griechen fort, da ganz Italien unwiederbringlich verloren ist, wird nun wohl das kleine Herzogthum Neapel uns noch lange bleiben, und wird das reiche und fruchtbare Sicilien nicht eben so bald aufhören, eine griechische Besitzung zu seyn? Lange schon war es eine Redensart unter den Griechen, daß nämlich die Franken in der Ferne gute und getreue Freunde, in der Nähe aber gefährliche Nachbarn wären. Dies Sprüchwort ging nun von Mund zu Mund, und man fand endlich für gerathen, ja nicht einen so gefährlichen Nachbar zu reitzen, der leicht eben so unvermuthet vor den Thoren von Constantinopel stehen könnte, als unverhofft er vor 26 Jahren vor jenen von Rom und Pavia stand.

2. Irene saß damals noch auf dem Throne von Constantinopel. Zu klug und auch zu stolz, um, bei dem Gefühle der Kraftlosigkeit ihres, trotz dem äußern, blendenden Schimmer, völlig erschöpften Reiches, sich und ihren Unwillen in leere Klagen und Vorwürfe zu ergießen, bewarb sie sich vielmehr um den Schutz und die Freundschaft des neuen Kaisers, an den sie eine Gesandtschaft ordnete, die Carl ebenfalls durch eine Gegengesandtschaft, an deren Spitze er die Bischöfe Hatto und Hugo von Basel und Tours stellte, unverzüglich erwiederte. Aber leider mußten Carls Gesandten schon wenige Tage nach ihrer Ankunft in Constantinopel Zeugen seyn

jener traurigen Revolution, die eine edle und weise Fürstin aus ihrem Palaste in eine enge Klosterzelle verwieß, und dafür auf den Thron der Constantine einen gehaltlosen Emporkömmling, den elenden Nycephorus erhob. Dieser, noch trunken von dem leichten Sieg, den er über ein, aus Gutmüthigkeit leichtgläubiges, daher schändlich verrathenes, verkauftes und mit dem schwärzesten Undank belohntes Weib so eben errungen, behandelte Carls Gesandten mit zurückstoßender Härte, gab sie dem Gespötte des Pöbels preiß, setzte sie den gröbsten Mißhandlungen aus, und erlaubte seinem Uebermuthe Aeußerungen, die jeden Andern, nur nicht Carln beleidigen konnten, der, bei dem Bewußtseyn seiner ungeheuern Superiorität über den griechischen geschwätzigen Prahler, mit Verachtung darüber hinwegsah*), und nur nachher, wie wir gleich hören werden, jedoch eigentlich blos zu seiner und seines Hofes Belustigung, und um griechische Aufgeblasenheit auf das neue zu demüthigen, sich auf eine ungemein spaßhafte, selbst possierliche Weise dafür rächte. Natürlicher Weise blieb es bei Nycephorus blos beim Schwätzen, Schmähen und Prahlen; der Bulgaren König flößte ihm schon Furcht und Schrecken ein, wie hätte er erst des Abendlandes übermächtigen Kaiser reitzen mögen! Er besann sich also bald eines Bessern, that zur Aussöhnung mit seinem großen gefürchteten Nebenkaiser den ersten Schritt, und ordnete eine feierliche Gesandtschaft an denselben nach Deutschland.

---

*) Invidiam tamen suscepti nominis, C. P. imperatoribus super hoc indignantibus, magna tulit patientia, vicitque eorum contumaciam magnitudine, qua procul dubio eis multo praestantior erat. (Eginh. in vita Caroli M. c. 28.)

3. Als Carl von der, von dem griechischen Kaiser an ihn abgeordneten Gesandtschaft Kunde erhielt, befanden sich zufälliger Weise auch gerade die beiden, während ihres Aufenthalts in Constantinopel so schmählich behandelten Bischöfe Hatto und Hugo bei ihm. Mehrere an dem Hoflager anwesenden Großen glaubten, daß sich jetzt eine günstige Gelegenheit darbiete, dem griechischen Kaiser sein unanständiges Betragen gegen die fränkische Gesandtschaft auf eine, ihn in seinen Gesandten recht demüthigende Weise fühlbar zu machen. Auf ihren Rath gab also Carl Befehl, die griechischen Abgeordneten auf weiten Umwegen über die steilsten und unwirthbarsten Gegenden der Alpengebirge zu führen. Als sie endlich nach langer und mühsamer Reise ganz erschöpft und entkräftet angekommen waren, und vor den Kaiser zu erscheinen die Erlaubniß erhalten hatten, wurden sie, ohne daß man sie vorher mit dem an dem fränkischen Hofe eingeführten Ceremoniel bekannt gemacht hätte, durch vier sehr geräumige Vorsäle zur Audienz geführt. In dem ersten dieser Säle sahen sie auf einem etwas erhabenen Sitze einen Mann von stattlichem Ansehen, prachtvoll gekleidet, und umgeben von einer Menge Bedienten in festlicher Kleidung. Die Gesandten, in der Meinung, es sey Carl, standen schon im Begriffe, sich auf die Erde zu werfen, als man ihnen, unter höhnischem Lächeln bedeutete, es sey nur einer von den Hofbeamten des Kaisers, nämlich dessen Oberststallmeister. Sie traten nun in den zweiten Saal, wo der Pfalzgraf im Kreise eines zahlreichen jungen Adels stand. Die hier herrschende, noch ungleich größere Pracht ließ die Griechen keinen Augenblick mehr daran zweifeln, daß sie vor dem glorreichen Kaiser Carl stünden; sie warfen sich demnach vor dem Pfalzgrafen auf die Erde,

und begrüßten ihn nach morgenländischer Weise als den Beherrscher des Abendlandes. Ein allgemeines, laut schallendes Gelächter belehrte sie über ihren Irrthum. Voll Unmuths standen sie wieder auf; Schamröthe bedeckte ihr Gesicht, und ziemlich unsanft schob man sie nun in den dritten Saal, wo der Obersthofmeister, von seinen zahlreichen Unterbeamten umgeben, auf einer thronartigen Erhöhung stand. Hier traf die armen Griechen abermal das nämliche Mißgeschick, und auch hier ward ihnen dieselbe demüthigende und hämische Zurechtweisung wieder zu Theil. Unter ziemlich derben Rippenstößen, welche ihnen zum Zeichen weiter zu gehen dienen sollten, kamen sie endlich in den vierten Saal, wo die Officiere der kaiserlichen Leibwache sich befanden. Den Befehlshaber hielten sie nun unbedingt für den Monarchen des Occidents. Er aber antwortete ihnen, daß er zwar dies nicht sey, sich aber sogleich bei dem Kaiser dafür verwenden wolle, daß sie, wenn es möglich wäre, vor demselben erscheinen dürften. Wirklich kam auch der Oberste der Leibwache nach wenigen Augenblicken in der Begleitung noch einiger Andern zurück, welche nun die Gesandten höchst ehrenvoll in dem kaiserlichen Audienzsaale einführten. In dem Einschnitte eines hohen und hellen Fensters stand hier Carl, strahlend gleich der Mittagssonne, in dem vollen, von Gold und Edelsteinen blitzenden, kaiserlichen Ornat; um ihn her standen seine drei, schon zu Königen erklärten und gesalbten Söhne, dann Carls sämmtliche Töchter, alle von blendender Schönheit, und geschmückt mit dem ganzen Luxus des Orients an goldenen Ketten und den kostbarsten, edelsten Steinen. Zwei lange, rechts und links sich hinziehende Reihen ehrwürdiger heiliger Bischöfe, und mit Lorbern gekrönter, ihrem Kaiser mit Leib und Seele ergebener, sieg-

reicher Feldherren schlossen endlich den glänzenden Kreis des glorreichsten und mächtigsten Monarchen. Jetzt wich beinahe alle Besinnung von den Griechen. Mit schwankendem Schritte näherten sie sich der, vor ihnen stehenden Majestät; als sie aber nun gar die beiden, von ihnen so sehr mißhandelten Bischöfe an der Seite Carls und diesen zutrauungsvoll sich mit der Hand auf seinen geliebten Hatto lehnend erblickten, verloren sie alle Gegenwart des Geistes und stürzten sprachlos auf die Erde. Carl trat nun hinzu, und gebot in huldvollen Worten ihnen wieder aufzustehen. Aber wie leblos blieben sie liegen, bis endlich der Kaiser beim König des Himmels schwur, daß ihnen nicht das mindeste Unangenehme wiederfahren sollte. Jetzt kamen den Gesandten Sprache und Besinnung wieder; sie stunden auf und erledigten sich nun des, von ihrem Herrn erhaltenen Auftrages. Carl unterhielt sich einige Zeit mit ihnen; ließ aber in seinem Gespräche sich vorsätzlich manche Aeußerung entwischen, welche die Griechen überzeugen konnte, daß man von ihrem Kaiser und seiner Macht nichts weniger, als sehr hohe Begriffe habe. „Wäre nur," sagte unter anderm Carl, „jene Pfütze nicht zwischen uns, wir würden sicher die Schätze des Morgenlandes bald unter uns theilen*)." — Uebrigens ward jetzt ein förmlicher Friedens- und Freundschafts-Vertrag geschlossen, welcher die Grenzen beider Reiche nach dem ge-

*) „O utinam non esset ille gurgiculus inter nos! „forsitan divitias orientales aut partiremur, aut „pariter participando communiter haberemus" — (Monach. Sangal. de gestis Caroli M.) So viel wir wissen, ist dieser Mönch der einzige von den Chronikern, der die Geschichte dieser sonderbaren Audienz erzählt.

genwärtigen Besitzstand bestimmte, und dem zufolge auch Carln der Titel Basilevs und Kaiser der Römer von dem griechischen Hofe zugestanden ward *).

III.

1. Größere und grausamere Tyrannen, als Nycephorus, hatte es unstreitig schon eine Menge gegeben; aber keiner derselben war je noch seinen Völkern der Gegenstand eines so allgemeinen Abscheues und eines, mit so grenzenloser Verachtung verbundenen Hasses geworden, als der gehaltlose

*) Basilevs war nach dem damaligen Gebrauch der Griechen ein mit dem lateinischen Imperator gleichbedeutendes Wort. Nur ihren Kaisern gaben die Griechen diesen Titel; auch Carln ward er sowohl von Nycephorus als auch dessen Nachfolger Michael gegeben. Als aber unter Ludwig dem Frommen, die Völker den großen Unterschied zwischen Vater und Sohn zu bemerken anfingen, begannen auch die griechischen Kaiser ihre bisherige, so wie sie wähnten, erniedrigende Gleichstellung sich wieder gereuen zu lassen. Auf den Briefen an Ludwig den Frommen stand nun schon: „Dem König, oder sogenannten Kaiser der Franken und Longobarden." — Gegen Ludwig II. erlaubten sie sich endlich gar die barbarische Benennung ρηγα, rex; ein Titel, den die Griechen allen, selbst unbedeutenden und abhängigen Fürsten gaben. Auch sogar unter Otto dem Großen dauerte dieser Streit fort, und selbst in der Periode der tiefsten Erniedrigung des griechischen Reiches, als es sich blos noch auf Constantinopel und ein Stück von Thracien beschränkte, sträubte sich immer noch der byzantinische Stolz, den mächtigen, römisch-deutschen Kaisern den Titel: König und römischer Kaiser! zu ertheilen.

Pisidier, schon in den ersten Wochen seiner Regierung, es allen seinen Unterthanen ward. Die Wurzel aller seiner Laster und Schandthaten war eine unersättliche Geldgier, die in seiner Seele keiner andern Empfindung, keinem andern Gedanken mehr Raum ließ, als blos Geld zusammen zu scharren, und Geldsäcke auf Geldsäcke zu häufen. Von allen seinen Regenten- wie Privat-Handlungen war Habsucht stets das einzige Motiv, und da er, um die niedrigste und schändlichste aller Leidenschaften zu befriedigen, vor keiner Ungerechtigkeit zurückschreckte, und nicht selten sich auch Künste dabei bediente, die selbst die gemeinste Seele verschmähet haben würde; so möchte man wohl sagen, daß in dem Charakter dieses Kaisers Geitz und Niederträchtigkeit die höchste Stufe ihrer Entwickelung erreicht hatten. Wie sehr und wie allgemein dieser unwürdige Monarch gehaßt und verachtet ward, zeigte sich erst recht am Ende seiner neunjährigen, schmachvollen Regierung; denn als er in einem Treffen gegen die Bulgaren, in welchem er sein ganzes Heer, die Kriegskasse, alles Gepäcke und alle Waffen verlor, ebenfalls erschlagen ward, jubelten Constantinopel und alle Provinzen bei dieser Nachricht, und glaubten sich für den Verlust eines, aus mehr als hunderttausend Mann bestandenen Heeres, durch den Tod des gekrönten, schmutzigen Geitzhalzes hinreichend entschädiget *).

*) So wenigstens schildern Cedrenus, Zonaras, Manasses, die Hist. misc. ꝛc. uns den Nycephorus. Besonders hat Zonaras mehrere, beinahe unglaublich scheinende Züge des schmutzigen Geizes, und der beispiellosen Habsucht dieses Kaisers uns aufbewahrt. Alle Zölle, Steuern und Abgaben, welche Irene theils aufgehoben, theils um vieles vermindert hatte, führte er auf das Neue, erhöhet und vermehrt, wie,

2. Unter dem Vorwandte, aller fernern Ver-

der ein. Wohlhabende Leute zwang er, öde, unfruchtbare Grundstücke, die sie nicht brauchen konnten, oder wenigstens nicht haben wollten, um ungeheure Preiße von ihm zu kaufen. Für jene, welche, weil ganz verarmt und blos von Almosen lebend, kein Kopfgeld und andere Abgaben zahlen konnten, mußten die Reichen, das heißt, die, so noch etwas Vermögen hatten, das Eine wie das Andere bezahlen. Diese kaiserliche Verordnung nannten die Griechen Allelengyon (αλληλεγγυον) Verbürgungsgesetz, weil die Reichen dadurch sich für die Armen zu verbürgen verbindlich gemacht wurden. Seine Habsucht ging endlich so weit, daß sie, ohne allen Schein und Form des Rechts, nur nach frecher Willkühr sich fremden Eigenthums bemächtigte. So z. B. hatte Nycephorus einmal zufällig erfahren, daß ein Bürger in Constantinopel eine sehr bedeutende Summe Geldes eingenommen habe. Nach diesem gelüstend, ließ er jenen sogleich vor sich kommen, befahl ihm, die Hand auf den Kopf seines Kaisers zu legen, und eidlich zu erklären, wie viel Geld er jetzt in seiner Kasse habe. Der Geschreckte gestand, er habe 100 Pfund Gold darin. Nycephorus befahl, dasselbe unverzüglich herbei zu bringen, und ihm vorzuweisen. Dies geschah. Nachdem der Kaiser seine Blicke einige Zeit an dem schönen Häufchen Gold geweidet hatte, sagte er endlich, daß er gar nicht begreife, wozu ein Bürger so viel Gold nöthig haben könne, gab daher dem wahren Eigenthümer nur zehen Pfund wieder zurück, und behielt Alles übrige für sich, lud jedoch den Beraubten zur Tafel ein, mit der Aeußerung, daß die Ehre an der kaiserlichen Tafel gespeißt zu haben, ungleich mehr, als neunzig Pfund Gold, werth wäre. — Als kurz vor dem unglücklichen Feldzug gegen die Bulgaren, ein vorzüglich in Gunst stehender Minister, obgleich ein Diener nicht viel besser als sein Herr, den Nycephorus inständigst bat, in Zukunft seine Unterthanen mit mehr Milde zu behandeln, gab er ihm zur Antwort: „Gott hat mein „Herz wie jenes des Pharao verhärtet. Für Alle,

untreuung öffentlicher Gelder so viel als möglich zuvorzukommen, setzte Nycephorus gleich in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung eine Commission nieder, welche die Verwaltung aller Beamten, sowohl jener, welche ehemals in öffentlichen Aemtern gestanden, als auch der gegenwärtig noch darin angestellten untersuchen sollte. Das Ganze war nur darauf angesehen, den Fiscus zu bereichern. Wer reich war, ward demnach vor die Commission gefodert, gewöhnlich schuldig befunden, und seines Vermögens, wenigstens des größten Theils desselben beraubt. Hie und da traf zwar einen Schuldigen gerechte Strafe; die Zahl der Schuldlosen war jedoch ungleich größer, aber ohne Unterschied verschlang der Fiscus jetzt das Vermögen des Schuldigen wie des Unschuldigen, und zahllosen, bisher vermögenden Familien ward nun der Bettelstab

„die in meiner Hand oder in meiner Gewalt sind, „darfst du demnach nie etwas Gutes erwarten *)" — Wenn also hie und da ein Bischof auf einer Synode, oder auch andere fromme Männer in ihren Schriften, des Nycephorus etwas ehrenvoller erwähnen, so rührt das blos daher, weil dieser Kaiser kein Ikonoklast war. Aber kein Ikonoklast zu seyn, kann wahrhaftig dem nicht als Tugend angerechnet werden, der, völlig fremd dem Geiste der Religion Jesu, dessen erstes und heiligstes Gebot, nämlich Liebe zu Gott und dem Nächsten, — beides von einander unzertrennbar — seine ganze Regierung hindurch jeden Tag mit Füßen trat. Uebrigens sagen auch noch die byzantinischen Geschichtschreiber, Nycephorus sey allen losen Künsten der Zauberei und Wahrsagerei ergeben gewesen.

*) Der Minister, von welchem hier die Rede ist, war Theodos Salibaras, und Theophanes versichert, diese Anecdote aus dem eigenen Munde desselben gehört zu haben.

das einzige Mittel ihrer fernern Existenz. Den Provinzen, Städten, wie auch einzelen Individuen, welche wegen ehemaliger Bedrückungen gerechte Foderungen an aktive, oder auch schon außer Dienst getretene Beamten zu machen hätten, hatte man Wiedererstattung, oder vollen Ersatz versprochen; aber dieser Zusage ungeachtet gingen am Ende dennoch alle leer aus, und nur die Geldkassen des Kaisers fanden sich reichlich gefüllt. Auch dem Heere hatte Nycephorus nicht blos den Sold geschmälert, sondern suchte auch unaufhörlich noch auf mancherlei andere, den Soldaten drückende Weise neue Ersparnisse an demselben zu machen. Allgemeine Unzufriedenheit und endlich eine förmliche Empörung waren die nothwendigen, leicht vorauszusehenden Folgen. Das aus römischen Kerntruppen bestehende Heer im Orient rief den Bardanes, einen eben so tapfern und kriegskundigen Feldherrn, als wahrhaft edeln, christlich gesinnten Mann zum Kaiser aus. Lange widersetzte sich Bardanes dem Ansinnen der Soldaten; als diese aber, weil der entscheidende Schritt, den sie gethan, ihnen keinen sichern Rückweg mehr offen ließ, ihrem von ihnen beinahe abgöttisch verehrten Feldherrn sogar mit dem Tode droheten, und schon tausend gezogene Schwerdte ihm von allen Seiten entgegen blitzten, gab Bardanes endlich nach, und ließ es geschehen, daß man das Diadem ihm um die Schläfe wand, worauf er den Purpur anlegte, uud sich als Kaiser sowohl von dem Heere, als auch den fünf Provinzen, deren Statthalter er gewesen, förmlich huldigen ließ.

3. Bevor Bardanes mit dem Heere aufbrach, befragte er einen, in dem Rufe der Heiligkeit stehenden Anachoreten um den Ausgang seines Unternehmens. Der Einsiedler widerrieth es ihm, gab

sich alle Mühe, ihn davon abzuhalten, sagte ihm jedoch, daß zwar nicht Er, wohl aber zwei andere aus seiner Umgebung, nämlich seine beiden Stallmeister, Leo der Armenier und Michael der Stammler einst zur Herrschaft gelangen würden. Wie es scheint, hatte leider jetzt der Glanz des Diadems den Bardanes schon zu sehr geblendet; er hörte nicht auf den Rath des Einsiedlers; als einen Propheten hatte er denselben befragt, und da dessen Antwort seinen Wünschen nicht entsprach, nannte er ihn einen Schwärmer und Träumer. Menschlichen, selbst den vernünftigsten Ansichten nach, konnte das Unternehmen des Bardanes nicht mißlingen. An Kriegskunde übertraf er bei weitem alle übrigen Feldherren des Nycephorus; durch Gerechtigkeit und Milde während seiner Statthalterschaft hatte er sich die allgemeine Liebe erworben, und das Heer, das ihm zu Gebote stand, und das größtentheils aus abgehärteten Veteranen bestand, mit denen er ehemals selbst über die Sarazenen schon einige Siege erfochten hatte, brannte vor Begierde, sich mit dem verächtlichen Feinde zu messen. Aber unglücklicher Weise stand Bardanes in dem unseligen Wahn, daß, da die öffentliche Meinung und die allgemeine Stimme aller Stände und Classen des Volkes den Nycephorus schon des Thrones unwürdig erklärt hätten, nun auch alle Städte ihm, als ihrem Retter, die Thore öffnen, und die Völker ihn gleichsam auf ihren Schultern auf den Thron von Constantinopel erheben würden. Unstreitig war es auch dieser Wahn ungleich mehr als die Drohungen der Soldaten, was den Bardanes bewogen hatte, sich mit dem Purpur zu schmücken; denn, von den Lehren des Christenthums so durchdrungen, wie er es wirklich war, würde er keine Krone in der Welt auch nur um den Preis eines einzigen Menschenleben ha-

ben erkaufen wollen. — Jene süße Täuschung verschwand jedoch schon vor Chrysopolis; denn als er mit seinem Heere gegen diese Stadt angerückt war, fand er gegen alle Erwartung die Thore geschlossen, und zu deren Vertheidigung zahlreiche Bewaffnete auf den Mauern. Hätte Bardanes jetzt sogleich zum Sturm blasen lassen, so wäre in einer Stunde Chrysopolis sein gewesen; aber er that es nicht, weil, wie er sagte, Bürgerblut nicht den Anfang seiner Regierung beflecken sollte. Er lagerte nun im Angesicht der Stadt, in stiller Resignation erwartend, daß es endlich doch den Einwohnern gefallen werde, ihn freundlichst einzuladen, zu ihnen in ihre Stadt zu kommen. Diese zwar von großer Menschenliebe zeugende, aber gewiß, nachdem man die Fahne des Aufruhrs einmal aufgepflanzt hatte, höchst unzeitige Schonung mißfiel dem Heere ungemein. Einige der tapfersten und brauchbarsten Officiere, die aber bei dieser Art Krieg zu führen schon voraussahen, welches traurige Ende ein Feldzug haben würde, dessen glückliches Resultat blos auf eben so kühnen, als schnellen und entscheidenden Bewegungen beruhete, verließen ihn sogar schon in der folgenden Nacht, gingen nach Constantinopel, und boten ihre Dienste dem Nycephorus an, der sie auch sogleich in seinem Heere zu Unterfeldherrenstellen beförderte.

4. Nur auf dem Pfade des Rechts und der Tugend war Bardanes wahrhaft groß, verständig, kühn und unternehmend; sobald Ehrgeiz ihn auf Abwege gelockt, und er so ganz aus seinem Charakter herausgetreten war, beging er Fehler über Fehler, und Alles was er that, war eine ununterbrochene Kette von Inconsequenzen und Albernheiten. Schon acht Tage, eine in einem solche Kriege

so ungemein kostbare Zeit, hatte er vor Chrysopolis unwiederbringlich verloren, und noch war von Seite der Einwohner keine Einladungsdeputation im Lager erschienen. Aber nun kam ihm auch die noch ungleich weniger erwartete Kunde, daß nämlich die von Nycephorus angeordneten Werbungen überall den erwünschten Fortgang hätten, und eine zahllose Menge von allen Seiten herbeiströme, um unter den Fahnen des Kaisers sich einreihen zu lassen. Bei dieser Nachricht hielt er Alles für verloren, nicht aus Furcht vor dem Nycephorus und dessen neu angeworbenen Kriegshaufen; sondern blos weil er jetzt einsah, daß ein Bürgerkrieg unvermeidlich sey, und er nur über ganze Hügel von Leichen und durch Ströme von Blut zum Thron gelangen könne. Bei der Zartheit seines nunmehr wieder erwachten Gewissens war dieser Gedanke ihm unerträglich, und eben so schnell nun auch sein unabänderlicher Entschluß gefaßt. Mit seinem Heere zog er sich nach Malaginum, einer in Bithynien am Fuße des Olympus gelegenen Stadt zurück. Von hier aus sandte er, und zwar ganz heimlich, denn sein Heer war immer noch muthvoll und kampflustig, dem Nycephorus durch einen Eilboten ein Schreiben, in welchem er Alles, was vorgefallen war, aufrichtig bereuete, und dabei erklärte, daß wenn eine allgemeine, durch keine Clausel beschränkte Amnestie nicht nur ihm, sondern auch dem ganzen Heere, wie allen seinen Freunden und Anhängern, und wer immer an dem Aufstand auch nur einen entfernten Antheil gehabt haben könnte, Leben, Freiheit und Eigenthum zusichern würde, er sogleich bereit sey, den Purpur abzulegen, und dem Kaiser sich auf das neue wieder zu unterwerfen. Er für seine Person, fügte Bardanes am Ende noch hinzu, sey fest entschlossen, von jetzt an der Welt auf

immer zu entsagen, und in dem, von ihm selbst auf der kleinen Insel Prota erbauten Kloster, Gott alle übrigen Tage seines Lebens ausschließlich zu weihen.

5. Niemand war jetzt froher, als Nycephorus, der nichts vom Kriege verstand, keinen, dem Bardanes auch nur von weitem gleichzustellenden Feldherrn hatte, in seine neugeworbenen Schaaren kein großes Zutrauen setzen konnte, weder die Liebe noch die Achtung der ihm treu gebliebenen, alten Legionen besaß, und endlich — was für ihn die Hauptsache war — nun auch die sehr beträchtlichen Kriegsunkosten ersparen konnte. Unverzüglich ward also die verlangte Urkunde ausgefertigt und, von dem Kaiser, dem Patriarchen Tarrásius, mehrern Patriciern und den höchsten Reichsbeamten unterzeichnet, nach Malagium geschickt. Sobald Bardanes, der für die bodenlose Niederträchtigkeit des Nycephorus weder außer sich, und noch viel weniger in sich selbst einen, nur einigermaßen sichern Maßstab haben konnte, die nachgesuchte, vom Kaiser unterzeichnete, und durch die ehrwürdigsten Unterschriften verbürgte Urkunde in Händen hatte, säumte er nun ebenfalls nicht sein Versprechen zu erfüllen, entwich demnach bei nächtlicher Weile heimlich aus dem Lager, eilte an die Küste, wo schon ein, von Constantinopel zu diesem Zwecke gesandtes Schiff ihn erwartete, und sogleich nach seiner geliebten Insel Prota hinüber führte. Als am Morgen des folgenden Tages die Legionen, die bisher immer noch gegen den Feind geführt zu werden begehrt hatten, die Flucht ihres Feldherrn erfuhren, entsank ihnen nun ebenfalls der Muth. In wenigen Tagen löste sich das Heer von selbst auf. Die mehrsten Officiere und Soldaten kehrten nach ihren

alten Quartieren zurück, und schickten ihren Unterwerfungsakt an den Kaiser nach Constantinopel; Andere, die dem Nycephorus nicht trauten, entsagten dem Kriegsstand, und zerstreuten sich einzeln in den umherliegenden Provinzen.

6. Der dem Nycephorus und seinem ganzen Hause Untergang und Verderben drohende Sturm hatte sich nun von selbst gelegt, und der Aufstand des Bardanes den Thron des Erstern eher noch mehr befestigt, als erschüttert; aber eben daher überließ dieser nur desto scheu- und schamloser sich jetzt seiner, in allen Fasern seines Herzens wurzelnden und wuchernden Verruchtheit. Trotz seiner eidlich gegebenen, und von der Kirche, wie von dem Staate garantirten Zusage, bemächtigte er sich dennoch aller Güter des Bardanes, ließ viele Officiere und noch eine Menge anderer angesehener Männer, theils in Constantinopel, theils in den Provinzen, unter dem Vorwand, an der Empörung Theil genommen zu haben, verhaften, ihr Vermögen confisciren, sie in Gefängnisse werfen, oder des Landes verweisen; kurz er handelte, als wenn gar keine Amnestie ihm Schonung und Milde zur Pflicht mache; nur gegen die gemeinen Soldaten unternahm er nichts, jedoch blos weil er wußte, daß bei diesen wenig oder nichts für den Fiscus zu erbeuten wäre. Sogar das Leben des edeln, seine vorübergehende Verirrung tief bereuenden, und schon mit dem demüthigen Mönchsgewande bekleideten Bardanes ward auf das neue von der tückischen Rachgier des Tyrannen bedrohet. Ein Haufe wilder Lykaonier, gewöhnliche Vollstrekker der geheimen Befehle des Nycephorus, landete plötzlich in einer Nacht auf der Insel Prota, stürmte das Kloster, bemächtigte sich des Bardanes, stach ihm die Augen aus, und flüchtete hierauf nach Con-

ſtantinopel in die Sophienkirche. Dies letztere war eine ſchlecht erſonnene Liſt des Tyrannen, um die Welt glauben zu machen, die Lykaonier hätten aus eigenem Antrieb das Bubenſtück vollbracht. Aber Niemand ließ ſich täuſchen. Vorzüglich waren es der Patriarch und jene Patricier, welche die, dem Bardanes gemachte Zuſage durch ihre Unterſchrift verbürgt hatten, die jetzt laut und bitter ſich über eine Treuloſigkeit beklagten, deren Schmach nun auch auf ſie zurückzufallen drohete. Nycephorus, der von dem allgemeinen Unwillen, beſonders einer ungeheuern, leicht gährenden und leicht zu entflammenden Volksmenge gefährliche Folgen befürchtete, nahm wie gewöhnlich ſeine Zuflucht wieder zu Künſten der Verſtellung, in welchen er es bekanntlich längſt ſchon zu einer wahren Virtuoſität gebracht hatte. Lauter und ſtärker als irgend jemand klagte und jammerte er nun ſelbſt über die, dem Bardanes zugefügte grauſame Unbild, fluchte den ſchändlichen Mördern, ließ ſie ſogar einziehen, aber auch ſchon nach wenigen Tagen wieder heimlich aus dem Gefängniß entwiſchen, gab dann Befehl noch eine Menge anderer Lykaonier, von deren Unſchuld man jedoch ſchon überzeugt war, zu verhaften, ordnete Unterſuchungs-Commiſſionen an, ſchloß ſich, unter dem Vorwand tiefer Betrübniß, mehrere Tage in ſeinem Palaſte ein, ließ ſich von Niemand als ſeinen Bedienten ſehen, berief endlich ſogar den Senat zuſammen, und reinigte ſich vor demſelben durch einen feierlichen Eid von allem Verdacht irgend einer mittelbaren oder unmittelbaren Theilnahme an der, dem Bardanes zugefügten Mißhandlung. Aber alles dies gab der öffentlichen Meinung keine andere Richtung; man kannte und verabſcheuete ſchon zu ſehr den ränke- und tückevollen Heuchler, und die ganze Farce, die Nycephorus geſpielt hatte, ſteigerte nur noch höher

den Haß und die allgemeine Verachtung gegen denselben *). Selbst jene Verschnittenen, welche ihn

*) Nur ein Einziger im ganzen Reiche lobte und rühmte den Nycephorus wegen der, an seinem ehemaligen, nunmehr Mönch gewordenen Feldherrn ausgeübten Rache. Aber dieser Einzige war Bardanes selbst. „Was," sagte er, „an der mir selbst auferlegten Buße allenfalls noch mangeln konnte, hat der Kaiser dadurch, daß er mich meiner Güter und Augen beraubte, jetzt wahrscheinlich ersetzt, und um so früher wird nun auch in dem Buche des Richters meine Schuld wieder getilgt seyn." — Von dem Augenblicke an, wo die Klosterpforten auf Prota sich hinter dem Bardanes schlossen, führte er ein wahrhaft büßendes, ihn aber auch auf immer höhern Stufen der Heiligkeit führendes Leben. Mit langem und strengem Fasten verband er anhaltendes Gebet, in welchem er, unter einem Strom von Thränen, oft ganze Nächte durchwachte. Aermlich war seine Kleidung, noch ärmlicher seine Nahrung, die blos in etwas Gerstenbrod und Wasser bestand. Mitten im strengsten Winter ging er barfuß, und bei den vielen Abtödtungen und Bußübungen, denen er sich unterwarf, mißhandelte er seinen Körper ungleich schonungsloser, als der unversöhnliche Nycephorus ihn hätte mißhandeln mögen. Bei allem dem erreichte er ein hohes Alter, und Bardanes lebte noch, als sein ehemaliger Stallmeister Leo, wie jener Anachoret vorhergesagt hatte, nun wirklich den Thron von Constantinopel bestieg. Auch Bardanes Gemahlin Dominica und ihre Tochter zogen sich, nachdem sie Alles, was die Habsucht des Nycephorus ihnen gelassen hatte, den Armen geschenkt hatten, in ein Kloster zurück. Dem Beispiele des Vaters und der Mutter folgten nun auch bald die Söhne, deren Bardanes mehrere hatte, und die nun sämmtlich, das Mühselige, geräuschvolle Nichts des Weltlebens verachtend, in frommer, klösterlicher Abgeschiedenheit nur Gott und der Ewigkeit lebten. Als Bardanes starb, setzte ihn die allgemeine Volksstimme, ohne das Urtheil der Kirche abzuwarten, unter

auf den Thron erhoben hatten, wandten sich von ihm ab, vermehrten die Anzahl der Unzufriedenen, und sprachen nicht anders als mit der größten Geringschätzung von ihm. Der Kaiser, der ihren intriganten, unruhigen und unternehmenden Geist aus eigener Erfahrung kannte, ließ nun den Angesehensten derselben, der auch das vorzüglichste Werkzeug der Erhebung des Nycephorus gewesen, nämlich den bei den Palasttruppen so beliebten Obersten der Leibwache Nicetas, heimlich mit Gift hinrichten. Schwarzer Undank von Seite des Nycephorus; aber gerechter, wohl verdienter Lohn für des Nicetas, an der Kaiserin Irene, seiner Wohlthäterin, begangenen, fluchwürdigen Treulosigkeit!

7. Des Nycephorus, blos aus Habsucht unternommenen, und aus Geiz schlecht vorbereiteten, daher höchst schmachvollen Feldzug gegen die Araber; des Kaisers Wortbrüchigkeit, die furchtbare, von Haroun dafür erhaltene Züchtigung; das grenzenlose, über ganz Kleinasien dadurch herbeigeführte Elend; den Brand und die nachherige Verödung der bis dahin so blühenden, großen und volkreichen Stadt Heraclea in Pontus *), die bis jetzt unter-

die Zahl der Heiligen. Eine Anmaßung, die zwar bisweilen sich entschuldigen, aber nie rechtfertigen läßt, und unter gewissen Umständen sogar an Vermessenheit grenzen möchte.

*) Bei diesem Brand ging auch die berühmte, colossale Bildsäule des Hercules zu Grund. Hätten Nycephorus und Haroun den Werth derselben gekannt; so würde Ersterer sie schon frühzeitig, und Haroun sie wenigstens vor der Einäscherung der Stadt haben hinwegnehmen lassen; denn die Keule, der Bogen, der Köcher und die Löwenhaut waren durchaus von

hörte Herabwürdigung und Schändung des Namens, wie der Majestät des oströmischen Reiches *): Alles dies haben wir unsern Lesern schon in der Regierungsgeschichte des Kaliphen Haroun-al-Raschid erzählt **). Drei schreckliche Geißeln zerfleischten alle Provinzen unter der Regierung dieses Kaisers; von Außen die Sarazenen und Bulgaren; im Innern Nycephorus selbst.

8. Um seinen Völkern die Wohlthaten einer solchen Regierung wo möglich recht lange zu erhalten, und eben so lange auch den Thron von Constantinopel zu einem Sitze der Schwelgerei und der niedrigsten Laster zu machen, hatte Nycephorus schon im zweiten Jahre seiner Herrschaft (803) seinen Sohn Stauratius, einen eben so sehr an Geist, als an Körper völlig verkrüppelten Jüngling, zu seinem Nachfolger in der Regierung erklärt, ihm die Würde eines Augustus ertheilt, und der

---

gediegenem Gold. Heraclea ward zwar wieder aufgebauet, gelangte aber nie mehr, auch nur von weitem zu seinem vorigen Wohlstand.

*) Die als Tribut jährlich zu zahlenden dreißigtausend Goldstücke mußten nicht blos mit dem Bildniß des Haroun und seiner drei Söhne geprägt seyn; sondern der Kaliph bestand auch darauf, und Nycephorus sah, alles Sträubens ungeachtet, sich gezwungen, noch überdies sowohl für seinen Kopf, wie für jenen seines Sohnes, jährlich sechs Goldstücke zu bezahlen, wodurch der griechische Kaiser offenbar, nicht nur zu einem Vasallen des Kaliphen, sondern gar zu einem, zur Kopfsteuer verpflichteten Unterthan desselben herab sank.

**) Man sehe von der Forts. der G. d. R. J. den eilften Band, Abschnitt 6. §. 29.

Patriarch Taräsius in der Sophienkirche ihn feierlich gekrönt. Jetzt war Nycephorus darauf bedacht, für den künftigen Thronerben auch eine, ihrer hohen Bestimmung würdige Gemahlin auszusuchen; damit aber des Sohnes häßliche, wahrhaft zurückschreckende Mißgestalt sich nicht auf dessen Kinder fortpflanzen möchte, sollte keine andere, als blos eine alles bezaubernde weibliche Schönheit mit der Hand des jungen, so liebenswürdigen Augustus beglückt werden. Zu diesem Ende ließ Nycephorus im ganzen Reiche Nachsuchungen anstellen; und nach langem Suchen ward endlich der Preis der Schönheit einer jungen Athenienserin, Namens Theophano zuerkannt *). Unglücklicher Weise war dieselbe schon seit einigen Monaten verheirathet, hatte auch diese Zeit über mit ihrem Gatten gelebt. Dieser Umstand war jedoch nichts weniger als ein Hinderniß für einen Despoten, dem sein Gewissen noch nie den Gebrauch irgend eines Mittels, sobald es nur zum Zweck führte, untersagt hatte. Theophano ward demnach mit Gewalt den Armen ihres Gatten entrissen, und nach Constantinopel gebracht; mit ihr zugleich noch zwei andere, durch blendende Schönheit nicht minder ausgezeichnete Töchter Athens; wahrscheinlich in der Absicht, die Wahl des Kaisers auf eine der Letztern zu lenken, und so die geraubte Gattin dem trauernden Gatten wieder zurückzugeben. Dies geschah jedoch nicht. Theophano ward die Gemahlin des Stauratius, und um die Feier des Vermählungsfestes zu verherrlichen, legte Nycephorus, trotz seines herannahenden Greisenalters, die beiden schönen Athenienserinnen sich selbst bei; und zwar nicht heimlich, sondern, seine Schande gleichsam zur

*) Diese Theophano war eine, nicht sehr entfernte Verwandtin der verstorbenen Kaiserin Irene.

Schau stellend, öffentlich unter den Augen von ganz Constantinopel, zum Aergerniß der Kirche, zum Scandal aller Edeln, und zum Spott selbst des niedrigsten Pöbels. Welcher Bischof oder Priester an Gott, der Kirche und seinem Gewissen zum Verräther ward, das ehebrecherische Band zwischen Stauratius und Theophano knüpfte, und den gottlosen Bund sogar mit dem Segen der Kirche bekräftigte, und ob bei dieser Gelegenheit der neue Patriarch, der auf dem Stuhle von Constantinopel dem unlängst verstorbenen Taräsius gefolgt war, eine warnende und mahnende Stimme hören ließ, oder ob er feig und gewissenlos verstummte: darüber schweigen die Jahrbücher; und wir dürfen uns dessen nicht wundern; denn es gibt Ereignisse, bei welchen die Geschichte, weil selbst darüber erröthend, mit Unwillen ihren Griffel hinwegwirft; und wie es scheint, war dies auch hier wieder der Fall.

9. Indessen hätte des Nycephorus über alle Maßen schändliche Aufführung, und besonders des Sohnes gottlose Heirath beinahe Beiden Leben und Krone gekostet. Mehrere der ersten Staats- und Hofbeamten, größtentheils Patricier, und die selbst an diesem verderbten Hofe das Gefühl ihrer eigenen Würde nicht gänzlich verloren hatten, faßten den kühnen Entschluß, das Reich von seinen Tyrannen zu befreien. Einen offenbaren Verächter aller göttlichen und menschlichen Gesetze wollten sie durchaus nicht länger mehr zu ihrem Herrn haben, und eben so wenig, daß einst ihre Kinder der ehebrecherischen Brut des Stauratius huldigen sollten. Sie entwarfen also einen Plan, beide zu stürzen, und den Reichskanzler Arsaber, einen in allen Geschäften der Verwaltung ungemein erfahrnen, und dabei äußerst redlichen und gottesfürchtigen Mann auf den

Thron zu erheben. Die Verschwörung hatte anfänglich guten Fortgang, ward aber dennoch, bevor der Plan der Verschwornen völlig reif war, von dem Kaiser, dem tausend lauernde und spähende Augen zu Gebote standen, entdeckt. Ursaber und die übrigen Häupter der Verschwörung wurden sogleich verhaftet, öffentlich gegeißelt, ihres ganzen Vermögens beraubt, und zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verdammt. Am Leben ward niemand gestraft; nicht aus einer dem Nycephorus natürlichen Milde, sondern blos weil die außerordentliche Freude, durch das Einziehen so vieler beweglichen und unbeweglichen Güter, seine Schätze ungeheuer vermehrt zu sehen, jede andere Empfindung, selbst jene der Rache in ihm erstickte. Aber eben daher ward nun auch den gerichtlichen Untersuchungen und Confiscationen ein grenzenloser Spielraum eröffnet. Wer reich war, lief Gefahr, an der Verschwörung Theil genommen zu haben, und Wen auch nur der leiseste Verdacht des Kaisers traf, mußte mit dem Verlust seiner ganzen Habe für das Unglück büßen, den Argwohn eines argwöhnischen Kaisers erregt zu haben. Dieses letztere Loos theilten vorzüglich alle angesehenen und zugleich durch Tugend und Rechtschaffenheit ausgezeichneten Männer, deren strenge Grundsätze und tadelloser Wandel für den nichtswürdigen Despoten eine immerwährende Rüge seiner Laster waren. Selbst Bischöfe von allgemein anerkannter Heiligkeit, fromme Aebte und Priester wurden in den unseligen Prozeß verwickelt, eingezogen, ihres Eigenthums beraubt, verbannt, oder in Klöstern und andern Gefängnissen eingesperrt.

10. Den Leiden der gequälten Menschheit und der heillosen Regierung des Nycephorus machte endlich das Schwert der Bulgaren ein Ende. Ueber

dies Volk herrschte damals Krum, ein Fürst, der von einem Barbaren blos den Namen und die Außenseite hatte, das Regiment verstand, der Gesetzgeber seines Volkes ward, und gleich thätig auf dem Schauplatz des Krieges und der Politik, sein Gebiet auf den Ruinen des, von Carl dem Großen gestürzten avarischen Reiches bedeutend vermehrt hatte. Seit dem ersten Jahre der Alleinherrschaft der Kaiserin Irene war, ohne daß ein förmlicher Friedensvertrag mit den Bulgaren wäre geschlossen worden, dennoch eine Art von Friedenszustand, ein ziemlich langer, vorzüglich auf dem freundlichen Betragen der auf den Grenzen commandirenden griechischen Befehlshaber beruhender Waffenstillstand eingetreten, ungleich ersprieslicher den Unterthanen des Kaisers, als jenen des tapfern, kriegerischen Krums. Sobald Nycephorus zur Regierung gelangt war, gelüstete ihm auch nach den Schätzen des Bulgarenfürsten; sein unglücklicher Krieg mit den Sarazenen hinderte ihn jedoch an der Ausführung seines Vorhabens. Von Haroun besiegt, zertreten, mit Schande und Schmach bedeckt, wollte er diese, durch irgend eine glänzende Waffenthat gegen die Bulgaren, wo möglich wieder einigermaßen tilgen. Mit einem stattlichen Heere zog er also von Constantinopel gegen sie aus; kam aber nur bis Adrianopel, wo eine gegen ihn angezettelte, jedoch gleich in ihrer Geburt entdeckte Verschwörung ihn bewog, wieder nach Constantinopel zurückzukehren. Sey es, daß der Kaiser seine Absicht und seinen Marsch so gut zu verbergen wußte, daß Krum nichts davon erfuhr, oder auch, daß dieser den Nycephorus zu sehr verachtete; kurz die Bulgaren blieben ruhig, und der wechselseitige Verkehr der aneinander grenzenden Provinzen ward nicht gestört. Als aber in dem Jahre 809 Nycephorus auf das Neue feind-

liche Bewegungen machte, und schon ein sehr bedeutendes Corps an die Grenze hatte vorrücken lassen, glaubte Krum einem feindlichen Angriffe zuvorkommen zu müssen, zog eilig und in aller Stille sein Heer zusammen, hob gleich im Anfange des Feldzuges einen sehr bedeutenden, zur Bezahlung der Truppen von Constantinopel kommenden Geldtransport auf, überfiel hierauf die, an den Ufern des Strymons lagernden Griechen, hieb einen Theil zusammen, zerstreuete die Andern, überrumpelte Sardika, erschlug die 6000 Mann starke Besatzung, verbrannte die Stadt und verheerte die umliegende Gegend mit Feuer und Schwert. Eiligst brach nun auch Nycephorus mit einem starken Heere von Constantinopel auf. Krum kam auf halbem Wege ihm entgegen. Als das griechische Heer erfuhr, daß die Bulgaren schon in der Nähe wären, überfiel dasselbe plötzlich ein panischer Schrecken. Offiziere und Soldaten, selbst die Leibwache des Kaisers, flohen, ohne den Feind noch gesehen zu haben, davon. Bald kehrte jedoch wieder Besinnung in die Geschreckten zurück; sie schämten sich ihrer Feigheit, sammelten sich um den Kaiser, fleheten um Verzeihung, und schwuren, daß, wenn er sie gegen den Feind führen wollte, das Heer durch mehr als gewöhnliche Tapferkeit seinen begangenen Fehler wieder gut machen würde. Nycephorus hörte nicht auf ihr Bitten, stieß sie zürnend zurück, drohete mit Untersuchung und Bestrafung nach der ganzen Strenge militärischer Gesetze. Diese unzeitige Strenge, wo besonders bei völlig erschlaffter Kriegszucht, Nachgiebigkeit so nothwendig gewesen wäre, hatte eine förmliche Empörung zur Folge. Einige, sogar Offiziere, gingen zu den Bulgaren über *). Ohne

*) Zum größten Nachtheil des griechischen Reichs befand

den Befehl dazu zu erwarten, schlugen die Soldaten ihre Zelte ab, gehorchten nicht mehr ihren Vorgesetzten, und schwuren laut, daß sie einen Tyrannen und Geitzhals nicht länger mehr für ihren Kaiser erkennen wollten. Eine zahlreiche wüthende Schaar drang sogar nach dem kaiserlichen Gezelte vor. Nycephorus lag gerade mit seinen Vertrauten an der Tafel. Als er das Geschrei der Aufrührer hörte, sprang er auf, ging aus seinem Zelte hervor, und trat wirklich mit vieler Entschlossenheit dem tobenden Haufen entgegen. Aber unter dem schrecklichen Tumulte konnte er gar nicht zum Wort kommen; die Soldaten überhäuften ihn mit Vorwürfen und Schmähungen, und ihre Wuth ließ selbst für sein Leben das Aergste befürchten. Jetzt war

sich unter diesen Ueberläufern auch ein geborner Araber, der aber Christ geworden war, und den Namen Euthymius angenommen hatte. Es war ein Mann von ungewöhnlichem Talent, und ganz ausgezeichneten Kenntnissen in allen Zweigen der Mechanik. Nycephorus hatte ihn daher zum Befehlshaber der Kriegsmaschinen, der damaligen Artillerie der Armeen, ernannt. Schon früher von dem Kaiser auf mannigfaltige Art mißhandelt; einmal sogar grausam gegeiselt, blos weil er sich etwas bitter beklagte, daß die von Nycephorus ihm zugesagte Pension nicht bezahlt würde, ging jetzt ebenfalls zu den Bulgaren über, und lehrte ihnen die Verfertigung und den Gebrauch aller bei den römischen Heeren üblichen Kriegsmaschinen; wodurch diese, den Griechen ohnehin so gefährlichen und furchtbaren Nachbarn nun in Stand gesetzt wurden, befestigte Plätze nach allen Regeln der Kunst förmlich zu belagern, da sie vorher jeden nur einigermaßen befestigten Ort nicht anders als durch Hunger zur Uebergabe zwingen konnten, welches jedoch stets, besonders wenn ein bedeutender Mundvorrath in einem solchen Platz aufgehäuft war, einen ungeheuern Zeitaufwand erforderte.

das Bitten und Flehen an dem Kaiser. Durch das demüthigste Betragen, durch freundliche Worte, Versprechungen und Verheißungen gelang es ihm endlich, den Aufruhr zu dämpfen; aber mit einem solchen Heere wagte Nycephorus es nicht, dem Feinde unter die Augen zu treten, zog demnach mit demselben nach Constantinopel zurück, wo er gegen sein eidlich gemachtes Versprechen mehrere der Schuldigsten bestrafte, und einen großen Theil des aufrührerischen Heeres schmählich entließ. Die Bulgaren fuhren indessen ganz ungestört fort, überall zu morden, zu brennen und zu plündern, und gingen erst am Ende des Sommers mit reicher Beute beladen wieder nach Hause.

11. Heftiger als je war also der Krieg jetzt zwischen den Griechen und Bulgaren wieder ausgebrochen. Voll Ingrimm, von einem ungleich schwächern und verächtlichern Feind, als die Sarazenen waren, sich abermals besiegt und seine Provinzen verheert zu sehen, glaubte Nycephorus, diese neue, noch größere Schmach nicht anders, als durch die völlige Vertilgung der bulgarischen Nation wieder von sich abwälzen zu können. Ungeheuer waren demnach seine Zurüstungen; aber nun hatte er auch im Anfange des Jahres 811 ein zahlreicheres und furchtbareres Heer, als man seit lange gesehen, unter den Mauern von Constantinopel versammelt. Nycephorus, der an keine göttliche Vorsehung glaubte, und gewöhnlich zu sagen pflegte, es gebe keine andere Vorsehung, als jene, welche in dem Kopfe eines Kaisers throne, nahm jetzt doch, um die Zukunft zu erforschen, zu Zauber- und Wahrsager-Künsten seine Zuflucht; auch zu einem, in dem Rufe der Heiligkeit stehenden Abt eines Klosters sandte er, und ließ ihn um den Ausgang des Feldzuges

befragen. Theodor Studita, so hieß jener fromme Abt, ließ ihm geradezu sagen, er werde von diesem Feldzug nicht mehr zurückkommen. Aber dafür entsprachen die Versicherungen seiner Wahrsager und Sterndeuter desto mehr seinen Wünschen. Mit der Zuversicht eines gewissen und nahen Sieges eröffnete er also am 20. Julius des Jahres 811 den Feldzug gegen die Bulgaren. In dem an das Heer, bevor es in das feindliche Gebiet einrückte, gegebenen Tagsbefehl gebot er, Alles, was lebte, Menschen und Vieh zu erwürgen, selbst des lallenden Säuglings nicht zu schonen; nur die Beute zu berühren, oder gar das Mindeste davon hinwegzunehmen, ward unter den schwersten Strafen verboten. — In den ersten Tagen schien der Erfolg die Hoffnungen des Kaisers vollkommen zu rechtfertigen. Krum, schon eingeschüchtert durch die, im vorigen Jahre von dem Kaiser gemachten ungewöhnlichen Kriegsrüstungen, fühlte sich zu schwach, den beinahe vereinten Streitkräften des ganzen christlichen Orients widerstehen zu können. Er ordnete also Gesandte in das griechische Lager, und ließ um Frieden bitten. Nycephorus, dessen stolze Zuversicht durch diesen demüthigen Schritt seines Gegners nun nur noch höher stieg, wollte durchaus von keinem Frieden etwas hören, antwortete trotzig und drohend den Gesandten, und schickte sie unverrichteter Dinge wieder zurück. Krum wagte es nicht, ein entscheidendes Treffen zu liefern und zog sich mit seinem Heere, obgleich nur langsam und fechtend zurück. Aber in den täglich vorfallenden kleinen Gefechten und Scharmützeln behielten die Griechen stets die Oberhand, drangen daher immer weiter vor, mordeten und verheerten, dem erhaltenen Befehl gemäß, Alles auf die grausamste Weise, und eroberten, plünderten und verbrannten endlich einen der schönsten

Paläste des Bulgaren Fürsten*). Einem Soldaten, der überführt ward, bei dieser Gelegenheit, von den darin befindlichen, gewiß nicht allzu kostbaren Meubeln nur etwas unbedeutendes entwendet zu haben, wurden die Ohren abgeschnitten und beide Hände abgehauen. — Krum, der die schrecklichen Verheerungen seines Landes nicht länger mehr ansehen konnte, ordnete auf das neue Gesandten in das feindliche Lager, ließ abermals um Frieden bitten, versprach, allen Bedingungen sich zu unterwerfen; nur möchte der Kaiser den schrecklichen Verwüstungen ein Ziel setzen, mit seinem Heere das Land wieder verlassen. Nycephorus, der in seiner Einbildung sich schon als Eroberer des ganzen Landes, und im Besitze aller Schätze des Bulgaren-Königs sah, verwarf auch jetzt wieder mit demselben Trotz alle, und selbst die vortheilhaftesten Vorschläge der Gesandten. Aber eben diese grausame, durch nichts zu beugende Härte des Kaisers weckte nun auch in Krum den Muth der Verzweifelung, und bald theilte sich dieser allen Bulgaren mit. „Verderben dem griechischen Tyrannen! Sieg oder Tod! war jetzt die Loosung des ganzen Heeres“ — Die Griechen lagerten in einer weiten Ebene, von steilen Gebirgen umgeben, deren Engpässe auf Krums Befehl nun eiligst durch ungeheure Verhaue gesperrt wurden. Ununterbrochen arbeiteten die Bulgaren zwei Tage und zwei Nächte daran, ohne daß der unverständige Monarch und dessen fahrlässige Unterfeldherren es bemerkt hatten. Als sie endlich bei einer Recognoscirung diese Verschanzungen sahen, machten sie sich zwar

*) Auf diesem Marsche sagte Nycephorus einigemal zu seiner Umgebung, eine unsichtbare Macht ziehe ihn unaufhaltsam immer weiter fort; nur wisse er nicht, ob es Gott oder der Teufel sey, der ihn dahinreiße.

Vorwürfe, die Arbeit nicht verhindert zu haben*), wurden aber dadurch in ihrer vorgefaßten Meinung von der völligen Muthlosigkeit des Feindes nur noch mehr bestärkt; denn blos zu ihrer eigenen Sicherheit, glaubten Nycephorus und seine Generäle, hätten die Bulgaren diese Verhaue errichtet, und um dem griechischen Heere das fernere Vorrücken noch mehr zu erschweren. Aber gerade diese falsche Ansicht von Seite der Griechen war es, was Krum beabsichtigte; sein Plan war, das kaiserliche Heer nun selbst anzugreifen, wo möglich es unvorbereitet zu überfallen. Was er indessen an streitbarer Mannschaft noch auftreiben konnte, hatte er an sich gezogen. Sobald es begann Nacht zu werden, brach er mit dem ganzen Heere durch das einzige Defilee, welches er offen gelassen, in die Ebene hervor, entwickelte in aller Eile seine Massen, und rückte dann gegen das griechische Lager an. Die unverständig ausgestellten Vorposten wurden theils umgangen, theils niedergehauen. Die Griechen, voll Verachtung gegen einen Feind, der nicht die Kühnheit hatte, ihnen die Spitze zu bieten, und daher gar keinen Angriff befürchtend, schliefen sorgenlos in ihren Zelten. Aber furchtbar weckte sie jetzt der Schall der zahllosen feindlichen Kriegshörner aus ihrem Schlafe; zu gleicher Zeit wurden, wie Krum es befohlen, sämmtliche Verhaue in Brand gesteckt. Wüthend drangen die Bulgaren in das Lager. Die Griechen hatten nicht mehr Zeit zu den Waffen zu greifen, noch viel weniger ihre Schlachtreihen zu formiren. Nur Furcht und Schrecken, und die größte Ver-

*) Unter dem Scheine des Scherzes, aber mit verbissenem Aerger sagte Nycephorus: „nun wir werden uns schon Flügel zu verschaffen wissen, um über alle diese Bollwerke rüstig hinüber zu fliegen.

wirrung herrschten in dem ganzen Lager, und der gräßliche Anblick der, rings umher furchtbar auflodernden Flammen schien vollends noch alle Gemüther zu lähmen. Nirgends war mehr an Widerstand zu denken, eben so unmöglich auch Rettung durch Flucht, und ein schreckliches Niedermetzeln nahm nun seinen Anfang. An der Spitze eines zahlreichen, auserwählten Haufens war Krum indessen geradezu auf das kaiserliche Zelt losgestürmt. Was in der Nähe des Kaisers war, drängte sich herbei, um den Monarchen zu vertheidigen oder wenigstens ihn den Händen seiner Feinde zu entreißen; aber beides war unmöglich, umringt und erdrückt von der Uebermacht der heranstürmenden Feinde, fiel der Kaiser, und alles was ihn umgab, unter den Streichen der erbitterten, durch den Sieg nur noch mehr entflammten Barbaren. Mehrere Stunden dauerte das Morden ununterbrochen fort; das ganze Lager stand im Blute, keines Griechen Leben ward geschont, und nur wenige, die, begünstigt von der Dunkelheit der Nacht, sich in Sümpfen und Morästen versteckten, entrannen dem feindlichen Schwert. Beispiellos war bei anbrechendem Morgen die Niederlage der Griechen. Der Kaiser, alle seine Feldherren, die höchsten Beamten des Reiches, die Blüthe des griechischen Adels, der Kern der waffenfähigen Mannschaft des Orients, kurz, Alles hatte in dieser verderbenschwangern Nacht den Tod gefunden. Unermeßlich war die Beute der Sieger; das ganze, mit Raub reich gefüllte Lager, die Kriegskassen, und alle Kriegs-, Mund- und Waffenvorräthe fielen ihnen in die Hände. — Ueber das ganze Reich warf diese unglückliche Nacht einen dichten Trauerflor; denn in Constantinopel wie in den Provinzen gab es kaum eine, nur einigermaßen angesehene Familie, die jetzt nicht den Tod irgend eines ihrer Glie-

der zu beweinen hatte. Aber in lauten Jubel verwandelte sich plötzlich der allgemeine Jammer, als bald darauf die frohe Kunde sich verbreitete, daß auch der Kaiser erschlagen, mithin das Reich von einem der gehässigsten Tyrannen befreit sey. — Von dem todten Körper des Nycephorus ward das Haupt getrennt, und auf einer Picke drei Tage im Lager der Bulgaren zur Schau gestellt. Krum ließ es hierauf wieder herabnehmen, scalpiren, und aus dem Hirnschädel ein stark vergoldetes Trinkgeschirr verfertigen, aus welchem er bei festlichen Malen den Großen seines Hofes auf den Untergang der Griechen zutrank. — So endigte Nycephorus, nachdem er keine volle neun Jahre geherrscht, das heißt, acht Jahre und neun Monate die Menschheit geängstiget, gequält, gegeißelt, mit Füßen getreten hatte *).

*) Wer das widerliche Detail der ganz unglaublichen, grausamen, dabei noch allem natürlichen wie positiven Recht wahrhaft höhnenden Erpressungen dieses Kaisers näher kennen will, findet es, in sehr vielen Anecdoten zerstreut, bei den byzantinischen Geschichtschreibern. Eine Zusammenstellung und Aneinanderreihung ihrer Erzählungen würde eine zu empörende Lectüre abgeben. Nur einen Zug, weil des Despoten Regierungsmethode ganz besonders charakterisirend wollen wir hier noch nachholen. Thracien war durch die frühern verheerenden Einfälle der Bulgaren sehr entvölkert, und große Länderstrecken dadurch ganz verödet worden. Um der Provinz aufzuhelfen, sandte schon Constantinus Copronymus Colonieen dahin, welche das Land zum Theil wieder anbaueten. Dieses Colonisirungssystem ward fortgesetzt, besonders mit vieler Weisheit und Menschlichkeit unter der Kaiserin Irene. Man vertheilte unter die Einwanderer die, von ihren ehemaligen Besitzern verlassenen Grundstücke, machte sie auf einige Zeit steuerfrei, gab ihnen sogar Geldvorschüsse, kurz man that alles, um den neuen Ankömmlingen ihre ehemalige Heimath vergessen zu

machen. Irenens Großmuth und wahrhaft fürstliche Milde zog nun nach und nach aus den asiatischen Provinzen, besonders aus Pontus, und zum Theile selbst aus Bulgarien, eine Menge fleißiger Einwanderer dahin, die sich bald in ihren neuen Besitzungen recht zufrieden fühlten, größtentheils in kurzer Zeit es zu einem Wohlstande brachten, zu welchem sie in ihren heimathlichen Provinzen nicht die mindeste Aussicht gehabt hatten, und deren Anzahl gegen das Ende von Irenens Regierung schon so groß war, daß sie mehr als ein Fünftel der ganzen Bevölkerung von Thracien ausmachten. Kaum war Nycephorus, diese vom Zorne Gottes zusammengebundene Ruthe, zur Regierung gelangt, als er schon im ersten Jahre einen allgemeinen Census in Thracien anstellen, und alle jene, welche keine gebornen Thracier waren, besonders aufzeichnen ließ. Da man des Kaisers Absicht nicht ahnete, gab sich jeder freiwillig an, und des Kaisers Befehl ward auf keine Weise umgangen. Sobald Nycephorus die verlangte vollständige Liste hatte, fiel er auch sogleich über seine Beute her. Es erschien ein kaiserliches Edikt, das alle in Thracien Eingewanderte für Leibeigene des Kaisers, und deren sämmtliche Besitzungen für Staatseigenthum erklärte. Wenigstens zwei Zehenttheile der ganzen Bevölkerung Thraciens, zum Theil sehr bemittelte Leute, verloren jetzt auf einmal ihre Freiheit und bürgerlichen Rechte, und sanken aus ihrem bisherigen Wohlstand nun eben so plötzlich als unverdient auf eine der niedrigsten Stufen menschlichen Elendes herab. Blos zum Nutzen des Kaisers mußten sie Grundstücke bauen, die vorher ihr Eigenthum gewesen, und deren sämmtliche Erzeugnisse, Früchte ihres Schweißes, an die kaiserlichen Domainenempfänger abliefern, die ihnen dann gerade so viel davon reichten, als zur höchsten Nothdurft eines geplagten, freudenleeren Lebens durchaus erforderlich zu seyn schien. — Nycephorus ganze Regierungsmethode war nichts als ein, auf das höchste Uebermaß himmelschreiender Ungerechtigkeit gegründetes Raub- und Plünderungssystem; und Er selbst eine seltene, bis dahin noch nie gesehene Mißgeburt des frechsten Despotismus, und einer nie und durch nichts zu sättigenden Habsucht.

IV.

1. Stauratius, Nycephorus Sohn, gehörte zu den wenigen, die in jener verhängnißvollen Nacht dem Schwert der Bulgaren entrannen; mit ihm zugleich Stephanus und Theoktistus, dieser Magister Officiorum, jener, Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache. Obgleich am Hals und der Schulter schwer verwundet, hatte Stauratius doch noch Kräfte genug, um Adrianopel zu erreichen, wo nach und nach auch die traurigen Trümmer des zu Grunde gerichteten Heeres sich wieder sammelten. Stephanus, dem Stauratius, jedoch blos aus Pflichtgefühle, treu ergeben, ließ ihn nun unverzüglich zum Kaiser ausrufen, und von der Stadt und der darin liegenden zahlreichen Besatzung ihm feierlich huldigen. Auf einem Ruhebette halb liegend, hielt der neue, dem Tode mehr als dem Leben nahe Auguſtus eine Rede an das Volk und die Truppen, in der er versprach, in Nichts dem Beispiele seines Vaters zu folgen, in Allem gerade das Gegentheil desselben zu seyn. Diese in dem Munde eines Sohnes so unanständige, alles Zartgefühl verletzende, und jedes edle Herz empörende Rede ward von dem rohen Haufen, dessen leidenschaftlichem Hasse gegen den verstorbenen Tyrannen sie schmeichelte, mit rauschendem Beifall aufgenommen; und weil Stauratius es gesagt hatte, glaubte nun auch schon das stupide Volk, ein unnatürlicher, das Andenken seines Vaters selbst öffentlich schmähender Sohn, werde ein milder, wahrhaft gütiger Vater seiner Unterthanen werden.

2. Indessen waren die Wunden des Stauratius so gefährlich, und verschlimmerten sich so zusehends, daß sie bei allen Verständigen der Hoffnung zu einer, wenn auch nur prekären Genesung wenig oder gar keinen Raum ließen. Viele dachten schon im Stillen an die Wahl eines neuen Kaisers, und Theostiktus, vollkommen überzeugt, daß des Stauratius sterbende Hände den Zepter kaum noch einige Monate würden halten können, trug jetzt schon in Geheim dem Großmeister des Palastes, dem Michael mit dem Beinamen Rhangabe *) die Krone an. Nicht leicht hätte man eine bessere Wahl treffen können; auch gab dessen enge Verbindung mit dem regierenden Kaiserhause ihm unstreitig auf den jetzt schon verwaißten Thron die gerechtesten Ansprüche. Zudem war Michael Rhangabe eine, besonders in jenen Zeiten, ganz fremde, wenigstens höchst ungewöhnliche Erscheinung. Mehr als irgend einen ihrer Lieblinge hatte die schöpferische Natur ihn mit ihren schönsten Gaben gleichsam überschüttet. Seinem hellen Geiste entsprachen vollkommen alle Eigenschaften einer edeln tugendhaften Seele. Kopf und Herz standen bei ihm in dem schönsten harmonischen Einklang, und ein leicht und schnell auffassender, dabei reich und gründlich gebildeter Verstand gab nur um so sicherer seinem fühlenden Herzen die Mittel an, in dem Kreise, in welchen die Vorsehung ihn gesetzt hatte, stets wohlthätig und erfolgreich zu wirken. Eine tiefe, innere Religiosität war bei ihm die Gebärerin und unerschütterliche Grundlage aller Tugenden des Menschen, Christen und Staatsbürgers. Wahrhaft

*) Es war dies der Name seines Großvaters mütterlicher Seits, den Michael ebenfalls angenommen, und dem seinigen beigefügt hatte.

fromm *), daher mäßig, keusch, untadelhaft in seinen Sitten, freigebig, großmüthig, unaufhörlich bereit zu allen Werken christlicher Nächstenliebe, und dabei eben so frei von Stolz und Schwungsucht, als von niederm Neide und kleinlicher Scheelsucht, war er stets ein gehorsamer Sohn der Kirche, ein treu ergebener Diener seines Herrn, ein milder, nachsichtsvoller Gebieter für seine Untergebenen, der sicherste, zuverlässigste Freund, der zärtlichste Gatte, und ein schützender, liebreicher Engel für alle, die des Schutzes oder der Hülfe bedurften; kurz, was die Natur nur immer Schönes, Großes und Liebenswürdiges in den Mann gelegt hatte, fand sich alles in ihm vereint. Aber mit diesen herrlichen und seltenen Eigenschaften verband Michael nun auch noch eine ganz ungewöhnliche, körperliche Wohlgestalt, einen schlanken, durch die schönsten und edelsten Formen sich auszeichnenden Wuchs, und eine durchaus unwiderstehliche Liebenswürdigkeit im Umgange. Wer immer sich ihm näherte, dessen Herz flog auch stets ihm schon von Ferne entgegen, denn auch das seinige umfaßte die ganze lebende Schöpfung mit Liebe.

3. Nach allem, was wir von Nycephorus wissen, müßte man sich wundern, daß ein so ver-

*) Michael hatte in einer der Kirchen von Constantinopel auch das Amt eines Lectors übernommen. Diese Art von Andachtsübung schien damals weder anstößig noch bizarr. Männer in den höchsten Würden, entweder wahrhaft, oder auch nur dem Scheine nach fromm, ließen sich sehr oft in irgend einer Kirche in die Liste der Lectoren einschreiben, und verrichteten dann an gewissen Tagen die denselben zustehenden Funktionen. Dies war ein frommer Brauch jener Zeiten.

dorbener Mensch, wie dieser Kaiser, eine so erhabene, edle Menschennatur, wie Michael, dessen sanfte christliche Tugenden mit des Monarchen Lastern einen so schreienden Contrast bildeten, und die Ungerechtigkeiten des gekrönten Unmenschen nur in einem noch gehässigern Lichte hervortreten ließen, dennoch so nahe an seinem Throne dulden, ja sogar zur ersten und höchsten Würde des Reiches ihn erheben konnte. Aber auch hier hatte der Vorsehung Hand ihren Liebling geschützt. Procopia, des Kaisers Tochter, war bei dem Anblick so vieler männlicher Reize nicht ungerührt geblieben; täglich sah sie den eben so schönen als geistvollen, und eben so geistvollen als tugendhaften Mann; eine geheime Neigung zog sie immer mehr zu ihm hin; sie schenkte ihm endlich ihr Herz, und bald darauf der Vater ihm auch ihre Hand. Procopia wäre eines bessern Vaters würdig gewesen. In Nichts glich sie demselben. Fromm, ohne Verstellung, gefühlvoll bei fremdem Elend, stets bereit zu helfen, wo sie zu helfen vermochte, den Reichthum nur als Mittel betrachtend, ihrem Hang zum Wohlthun einen desto größern Spielraum zu eröffnen; kurz, mit allen Tugenden ihres Gemahls geschmückt, war sie auch in allem gerade das Gegentheil ihres herz- und gemüthlosen Vaters. Nur schade, daß eine etwas zu große Lust zum Herrschen diese schöne, an ein Ideal edler Weiblichkeit grenzende Natur dennoch einigermaßen wieder befleckte. — Theostiktus, mit Procopiens schwacher Seite bekannt, begab sich also, bevor er die Krone dem Michael antrug, zu der Gemahlin desselben. Natürlicher Weise fand Procopia die Gründe des Theostiktus unwiderlegbar, und dem Wohl der Völker nichts angemessener, als daß ihr Gemahl Augustus, mithin sie selbst eine, den Thron mit ihm theilende Augusta würde.

In ihren Ansichten und Wünschen vollkommen übereinstimmend, begaben sich nun beide zu Michael. Einen harten und schweren Kampf hatte der Edle jetzt zu kämpfen. Auf der einen Seite die Bitten und Thränen einer zärtlich geliebten Gemahlin, und auf der andern die dringendsten, auf den wichtigsten Staatsgründen beruhenden Vorstellungen eines ernsten, in den Welthändeln ergrauten Staatsmannes. Aber Michael wankte nicht, und seinem Charakter getreu, erklärte er, daß, da er einmal dem Nycephorus und dessen Sohne gehuldiget, auch nichts ihn vermögen werde, diesen Huldigungseid zu brechen. Als Procopia diese unerschütterliche Festigkeit ihres Gemahls sah, und Theostiktus sie im Stillen theils bewunderte, theils bejammerte, gaben beide für diesen Augenblick ihr Vorhaben auf, sich mit der Hoffnung beruhigend, daß das, was sie jetzt auf dem Wege der Ueberredung nicht erhalten, endlich dennoch von Zeit und Umständen herbeigeführt werden würde.

4. Das, wovon Alle, die den Kaiser umgaben, überzeugt waren, wollte ganz allein dem Stephanus nicht einleuchten. Trotz allen Bedenklichkeiten der Aerzte hielt er dennoch die Wunden des Stauratius nicht für tödtlich, und hoffte mit Zuversicht dessen baldige Genesung. In diesem Wahne überredete er also den Kaiser, nicht in Adrianopel die Heilung seiner Wunden abzuwarten, sondern ungesäumt sich nach Constantinopel zu begeben, wo er unter den pflegenden Händen seiner, ihn so zärtlich liebenden Gemahlin, und mit der Beihülfe der Kunst geschickter Aerzte ungleich leichter als hier seine völlige Gesundheit wieder erhalten würde. Stauratius folgte dem Rath des Stephanus, und machte in einer Sänfte die Reise nach der, ohnehin nicht allzu

fernen Hauptstadt seines Reiches. Sobald er in Constantinopel angekommen war, eilte der Patriarch, dem neuen Kaiser seine Aufwartung zu machen, erschrack aber nicht wenig, als er dessen hoffnungslosen Zustand gleich beim ersten Blick durchschauete. Statt also von Reichsangelegenheiten und irdischen Dingen mit ihm zu sprechen, ermahnte er ihn mit dem, seinem hohen Amte geziemenden Ernste, daß er vor Allem sich mit Gott wieder versöhnen, und daher, weil es jetzt noch Zeit dazu sey, die von seinem Vater so ungerechter und unmenschlicher Weise erpreßten Reichthümer den beraubten, unglücklichen, größtentheils im tiefsten Elend schmachtenden Familien wieder zurückgeben möchte. Als der Patriarch mit seinen Bitten und Ermahnungen fortfuhr, und endlich dem Kaiser, dessen unglücklichen Seelenzustand er noch ungleich mehr als dessen körperliche Leiden bejammerte, sogar mit allen Schrecken der Religion drohete, gab er ihm zur Antwort, daß er den Zustand seiner Finanzen genau kenne, und dieser ihm jetzt nicht erlaubte, mehr als höchstens drei Talente davon herzugeben *). Auf diese Antwort verstummte der Patriarch, empfahl den Verblendeten im Stillen den Erbarmungen Gottes, und erschien von jetzt an nur äußerst selten in dem kaiserlichen Palaste.

5. Stauratius, der, hätte er länger gelebt, ganz das treue Ebenbild seines glorreichen Vaters gewesen wäre, wußte die Worte des Patriarchen zu

*) Nach unserm heutigen Geldfuß ungefähr zehentausend Gulden. O, des Elenden; zehentausend Gulden für so viele hunderte, auf die ungerechteste Weise erpreßten, und mit dem Fluch zahlloser Unglücklichen belasteten Millionen!

deuten, faßte daher gegen denselben eine, beinahe an Haß grenzende Abneigung, die sich auch bald auf alle jene erstreckte, welche, wie er glaubte, die Meinung des Patriarchen theilten. Sein immer zunehmendes Uebel, und das Bewußtseyn, daß, bei dem elenden Zustande, in welchem sein ohnehin so sehr verkrüppelter Körper sich jetzt befände, er bei seinen Unterthanen, und vorzüglich den höhern Beamten, eher ein Gegenstand der Verachtung, als der Ehrfurcht seyn müsse, machten ihn nun mit jedem Tage herber, bitterer und argwöhnischer. Allen, die sich ihm naheten, besonders dem Nycephorus *), Theostiktus, Michael ꝛc. ließ er die Wirkungen seiner eben so bittern als gehässigen Laune fühlen. Aber alle diese Kränkungen, welche gerade die edelsten Männer an seinem Hofe erdulden mußten, hatten keine andern Folgen, als daß ihr Bund dadurch nur noch enger und fester geknüpft ward. Diesen Argwohn und diese Erbitterung des Kaisers gegen seine, selbst treuesten Diener, wie z. B. gegen den Obersten der Leibwache, unterhielt und nährte nun vorzüglich die Kaiserin Theophano, deren Seelenschöne bei weitem nicht der Wohlgestalt ihres Körpers entsprach. Als eine Verwandte der Kaiserin Irene, hatte sie auch diese zu ihrem Muster gewählt, sich daher in den Kopf gesetzt, gleich jener, nach dem Tode ihres Gemahls, der mit ihr keine Kinder erzeugt hatte, sich des Zügels der Regierung zu bemächtigen. Stauratius, von Theophano be-

*) So hieß nämlich der damalige Patriarch von Constantinopel, von dem, wie von dessen Erhebung auf den Patriarchenstuhl, und dem daraus in der griechischen Kirche entstandenen Schisma in der Folge noch nähere Rede seyn wird.

herrscht, ging in alle ihre Pläne ein, fiel sogar dabei noch auf den, mehr als wahnsinnigen Gedanken, im Falle es ihm nicht gelingen sollte, seiner Gemahlin die Thronfolge zu sichern, die Verfassung des Reiches zu stürzen, und das Kaiserthum in eine Democratie zu verwandeln. In der Ausführung seiner tollen Entwürfe, glaubte er, und zwar nicht mit Unrecht, daß ihm niemand so sehr im Wege stehe, als Michaël, dem seine Verbindung mit einer Kaiserstochter gerechte Ansprüche auf den Thron gab, der zugleich das Zutrauen des Senats, wie die Liebe des Volks besaß, und auf den, so oft er im Oeffentlichen erschien, alle Blicke gerichtet waren. Von jetzt an haßte er seinen Schwager eben so sehr, als er ihn fürchtete, und da das Gefühl seiner mit jedem Tage zusehends dahin schwindenden Kräfte es ihm endlich nicht mehr möglich machte, sich über seinen gefährlichen Zustand zu täuschen, so beschloß er, noch vor seinem Ende den Michaël, wo nicht zu ermorden, doch wenigstens zum Regieren unfähig zu machen. Eines Abends also ließ er den Stephanus, den Befehlshaber seiner Leibwache rufen, und gab ihm den Befehl, sich sogleich des Michaëls zu bemächtigen, und ihm die Augen ausstechen zu lassen. Stephanus erschrack nicht wenig über diesen, ihm jetzt ertheilten Auftrag. Er wagte es, dem Kaiser Gegenvorstellungen zu machen. Michaël, sagte er, sey der Liebling des Volkes und des Senats, auch in dem Heere nicht minder beliebt, und stets von einem zahlreichen Schwarm treuer Freunde umgeben; zudem habe sein Palast eine Lage, daß er leicht sich so lange darin vertheidigen könne, bis das Volk zu seiner Hülfe herbeieile; ein furchtbarer Aufstand, an dem selbst die Palasttruppen theilnehmen könnten, würde eine unvermeidliche Folge von der Ausführung eines solchen Befehls seyn. Die

Die Wahrheit dieſer Gründe leuchtete dem Staurratius ein; er nahm alſo den Befehl wieder zurück, und bat nur den Stephanus, daß das, was er jetzt mit ihm geſprochen, auf immer für jedermann ein Geheimniß bleiben möchte. Stephanus verſprach es, war aber ſchon feſt zum Gegentheil entſchloſſen.

6. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, eilte Stephanus zu Michael, theilte ihm und deſſen Freunden den erhaltenen, grauſamen Befehl mit, entdeckte ihnen des Staurratius unſinnigen Plan, entweder das Reich als ein ihm zugehöriges Eigenthum ſeiner Gemahlin zu hinterlaſſen, oder daſſelbe gar in eine Democratie zu verwandeln; ſtellte ihnen vor, was alles noch von einem halb aberwitzigen, dem Tode nahen, und von einem ſtolzen und herrſchſüchtigen Weibe geleiteten Monarchen zu befürchten wäre, und drang endlich mit einer Art von Ungeſtümm in Michael, die ihm angebotene, und mit Recht ihm gebührende Krone nicht länger zu verſchmähen. Alle Anweſenden, nur Michael nicht, theilten einſtimmig die Meinung des Stephanus. Die ganze Nacht über blieb dieſer nun in raſtloſer Bewegung. Aus dem Palaſte des Michaels begab er ſich in jenen des Patriarchen, den er ebenfalls ohne große Mühe überzeugte, daß die dem Staate drohenden Gefahren, durch Beſeitigung des ſterbenden, ſeiner ſelbſt nicht mehr bewußten Monarchen, ſchleunige Hülfe erfoderten. Von dem Patriarchen ging Stephanus in die Wohnungen mehrerer der angeſehenſten Senatoren; von da zu den Häuptern der bürgerlichen Zünfte, und von dieſen endlich zu den verſchiedenen Befehlshabern der damals in Conſtantinopel liegenden Truppen. Ueberall fand Stephanus gleiche Bereitwilligkeit, ſtatt des, durch ſeine unheilbare Krankheit der Regierung unfähigen Staur-

ratius, den edeln Gemahl der Procopia für ihren Kaiser zu erkennen. Nur Michael selbst war jetzt der einzige, der noch eine kurze Zeit wankte. Als aber jetzt auch der Patriarch ankam, alle Bedenklichkeiten des Allzugewissenhaften hob, ihm auch schon die Eidesformel überreichte, unter welcher er schwören mußte, den Glauben aufrecht zu erhalten, die Kirche zu schützen, und keine Neuerungen sich in derselben zu erlauben, gab er endlich nach, und unterzeichnete die ihm vorgelegte Urkunde, jedoch nicht aus Furcht vor den geheimen Nachstellungen seines Schwagers, sondern blos dazu bewogen durch den Gedanken an die schreckliche anarchische Verwirrung, in welche das Reich, durch Einführung einer democratischen Verfassung unfehlbar würde gestürzt werden. Die ganze zahlreiche Versammlung, denn viele Senatoren und andere hohe Reichsbeamten hatten sich indessen ebenfalls in Michaels Palaste eingefunden, brachten ihm einstweilen jetzt schon ihre Huldigung dar, und zu dem, am folgenden Tage aufzuführenden, großen Schauspiel wurden noch in derselben Nacht alle nöthigen Vorkehrungen in größter Eile getroffen.

7. Mit zahlreichem, glänzendem Gefolge begab Michael des Morgens sehr frühe sich nach dem Hyppodrom. Sämmtliche Senatoren, die meisten Patricier, der Patriarch, alle Feldobersten und eine zahllose Menge Volkes waren allda schon versammelt. Sobald Michael erschien, erschallte ihm schon von Ferne freudiger Zuruf entgegen. Das von dem Senat gefaßte, und von dem Patriarchen bestätigte Decret ward durch einen Herold dem Volke bekannt gemacht. Michael bestieg hierauf den, für ihn in der Rennbahn errichteten Thron, hielt an die zahlreiche Versammlung eine kurze Rede, einigen

mal unterbrochen durch des Volkes frohlockenden Beifall; und als er geendet hatte, ward ihm, unter dem gewöhnlichen, dreimaligen frohen Zuruf, als Basileus und römischem Augustus förmlich gehuldiget. Von sämmtlichen Senatoren, Patriciern und allen höhern Kriegs- und Staatsbeamten begleitet, begab sich Michael an der Seite des Patriarchen, in feierlichem Zuge nach der St. Sophien-Kirche. Zahlloses Volk füllte den Tempel, wie auch dessen ungemein geräumigen Vorplatz; und wie auf dem Hyppodrom, so auch hier ward Michael unter lange andauernden, freudigen Segenswünschen empfangen. Als es endlich stille ward, betrat der neue Augustus die, dem Altar gegenüber errichtete Bühne, und unter den gewöhnlichen Gebeten der Kirche setzte der Patriarch ihm die Kaiserkrone auf. Das, gewöhnlich ohne zu wissen warum, bald fluchende und tobende, bald wieder segnende und frohlockende, aber jetzt mit Recht freudetrunkene Volk ergoß sich nun in alle Theile der Stadt; ganz Constantinopel ward erregt, und in allen Straßen erscholl der, diesmal allen Herzen entströmende segenvolle Ruf: „Sieg und langes Leben unserm von Gott geliebten Kaiser Michael Rhangabe!“

8. Aber verödet stand auch jetzt schon der Palast des Stauratius. Nur wenige Diener waren bei ihm zurückgeblieben, und sogar die Palasttruppen lagerten seit Anbruch des Tages auf der Rennbahn. Als Nycephorus Sohn erfuhr, was auf dem Hyppodrom und in der Sophienkirche geschehen, und welcher, seinen Ohren bisher fremde Ruf jetzt in allen Quartieren von Constantinopel ertöne, warf er den Purpur, der nun schon einen andern schmückte, von sich, ließ sich die Haare abschneiden, legte ein Mönchsgewand an, und sank gleich darauf, um Gnade und Schonung flehend, zu den Füßen des

jenigen nieder, dem er noch am geſtrigen Abend die Augen hatte wollen ausſtechen laſſen. Liebreich hoben Michael und deſſen Gemahlin ihn auf, ſuchten durch freundliche Worte ihn zu beruhigen, betheuerten ihm, er habe keine andere, als eine ſeiner hohen Geburt, und ſeinen bisherigen Verhältniſſen angemeſſene Behandlung zu erwarten, und blos ſeine ſchweren körperlichen Leiden, und der Wunſch ſie zu lindern, hätten den Senat bewogen, ihn der ſchweren Bürde der Regierung zu entledigen. Ein tiefer Seufzer aus holer Bruſt war das Einzige, was Stauratius darauf antwortete. Treulich hielten Michael und Procopia ihr Verſprechen. Ihre Wohlthaten erſtreckten ſich ſelbſt auf die, bisher an ihrem beiderſeitigen Untergang ſo emſig arbeitende Theophano, ſogar auf deren zahlreiche Familie, welche der Kaiſer Nycephorus, auch nach der Vermählung ſeines Sohnes, noch immer in den dürftigſten Umſtänden gelaſſen hatte — Zehen Tage nachher ward auch Michaels Gemahlin Procopia in der Sophienkirche feierlich gekrönt.

9. Michael war ein Prinz, durch ſeine ſanften chriſtlichen Tugenden ganz dazu geeignet, in einem wohl organiſirten, nicht heidniſch-despotiſchen, ſondern chriſtlich-monarchiſchen, mithin auch nicht unaufhörlichen Thronrevolutionen ausgeſetzten Staate, ſeinen Völkern alle Segnungen einer menſchenbeglückenden Regierung fühlen zu laſſen. Um aber über den Orient zu herrſchen, fehlte ihm gerade das, was in jenen wilddurchſtürmten Zeiten einem Regenten durchaus unentbehrlich war, nämlich ein eiſerner, jede frevelhafte Gewalt, jedes geſetzloſe Erkühnen ſogleich ſchonungslos zerſchmetternder Arm. Aber freilich zu ſeinem menſchenfreundlichen, aus den ſchönſten Tugenden des Evangeliums gewobenen

Charakter paßte keine eiserne Hand; daher war auch seine Herrschaft, gleichsam nur ein schnell verhallender Nachklang aus jenen glücklichen Zeiten, wo ein Constantin und Theodosius, ein Marcian oder Tiberius II. den Thron von Constantinopel schmückten, von äußerst kurzer Dauer; sie glich einem freundlichen, jedes Herz erwärmenden, aber schnell wieder hinter düstere, schwarze Wolken sich verbergenden Sonnenblick. — Den Anfang seiner Regierung bezeichneten Gerechtigkeit und Wohlthun, und das Ende derselben eine seltene Seelengröße und die erhabenste christliche Selbstaufopferung. Die erste Sorge des neuen Kaisers war, die durch Nycephorus Geiz der Menschheit geschlagenen Wunden so schnell als möglich wieder zu heilen. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung öffneten sich also jetzt plötzlich alle Thore und Thüren der Schatzkammer; alles geraubte Gut ward wieder zurückgegeben, jede gerechte Foderung sogleich befriediget, und gleich einem, alles befruchtenden Strom, ergossen sich nun die ungeheuern aufgehäuften Schätze über Stadt und Land. Bei diesem schönen Akt der Gerechtigkeit ward Michael von seiner Gemahlin treulich unterstützt. Aber beiden genügte nicht blos gerecht zu seyn, auch Wohlthun machten sie sich zu einer nicht minder strengen Pflicht. Von allen Wittwen und Waisen, die in dem unglücklichen Feldzuge gegen die Bulgaren ihre Männer oder Väter verloren hatten, ließ Procopia sich ein genaues Verzeichniß einreichen, sorgte für hinreichenden Unterhalt der Erstern, wie für zweckmäßige Erziehung der andern, und indem sie die Bedürfnisse eines Jeden zum Maßstab ihrer Wohlthaten machte, ward sie durch ihre, von Weisheit geleitete Milde im wahren Sinne die Mutter ihres Volkes.

10. In Folge eines alten Herkommens wurden bei der Thronbesteigung eines neuen Augustus stets mehrere Verbrecher begnadiget. Auch darin übertraf Michael selbst die menschenfreundlichsten seiner Vorfahren. Im ganzen Reiche öffneten sich auf sein Gebot Gefängnisse und Kerker, und frei von Schuld und Strafe ging jeder daraus hervor, den nicht durchaus unabweisliche Foderungen der Gerechtigkeit darin zurückhielten. Eben so groß war auch die Anzahl der Verbannten, welche Michaels Güte jetzt wieder in die Arme ihrer Freunde und Anverwandten zurückführte. Unter den unter der letzten Regierung des Landes Verwiesenen befand sich auch Leo der Armenier*). Seine Verbannung war jedoch nichts weniger, als ein Akt allzu strenger Gerechtigkeit, vielmehr einer, selbst zum Nachtheil des Staates, allzugroßen Milde gewesen. Nach dem römischen Kriegsrecht hätte er den Tod verdient. Nycephorus nämlich hatte ihm eine der Grenzprovinzen anvertraut, die, wegen der Nachbarschaft und Nähe der Sarazenen, vorzüglich einen besonnenen, stets wachsamen Befehlshaber erfoderte. Aber Leo, weder um die Sarazenen, noch das Wohl seiner Provinz sich viel bekümmernd, und in allen Arten jugendlicher Ausschweifungen versunken, lebte blos seinen Lüsten und Vergnügungen. Sein Leichtsinn ging endlich so weit, daß er einen, von Constantinopel gekommenen, zur Bezahlung der Truppen bestimmten, sehr bedeutenden Geldtransport, unter ganz schwacher Bedeckung, in einer auf den äußer-

*) Derselbe Leo, welcher des unglücklichen Bardanes Stallmeister gewesen, aber aus dessen Lager heimlich entwichen und zum Kaiser Nycephorus übergegangen war.

sten Grenzen liegenden, unbefestigten Stadt, wohin er öfters seiner Vergnügungen wegen sich zu begeben pflegte, mehrere Tage zurückhielt. Aber kaum hatten die Sarazenen diesmal die Ankunft des Geldtransports erspähet, überrumpelten daher die Stadt, bemächtigten sich der ganzen für die Truppen bestimmten, ehr ansehnlichen Summe, und schleppten noch überdies eine bedeutende Anzahl von Gefangenen mit sich fort. Durch schleunige Flucht hatte zwar Leo sich gerettet, ward aber gleich nachher auf des Kaisers Befehl gefänglich nach Constantinopel gebracht. Da Nycephorus bei dem ganzen Vorfall nichts als sein Geld bejammerte, daher auch blos den Verlust desselben ahnden zu müssen glaubte; so kam Leo mit öffentlicher Stäupung und Landesverweisung noch so ziemlich glücklich davon. Michael, der Leos unternehmenden Geist und kriegerische Talente zu würdigen wußte, wollte sich und seinem Dienste einen so brauchbaren Officier nicht länger entziehen, rief ihn also nicht nur zurück, sondern stellte ihn auch in einem noch höhern Grade bei dem Heere wieder an, schenkte ihm nach und nach sein ganzes Zutrauen, und überhäufte ihn, um sich dessen treuer Anhänglichkeit um so mehr zu versichern, mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen jeder Art. Der edle Monarch ahnte nicht, welche giftige Schlange er in seinem Busen erwärme, und welcher schwarze Undank nur zu bald der Lohn seiner Wohlthaten seyn werde.

11. Gleich allen seinen Vorfahren wollte auch Michael seinem ältesten Sohne Theophylaktus schon bei Zeiten die Thronfolge versichern. Er ernannte ihn also gleich in den ersten Monaten nach seinem Regierungsantritt zum Augustus, und ließ ihn am ersten Weihnachtsfeste von dem Patriarchen in der

Sophien-Kirche krönen. Auch nach Aachen ordnete Michael eine Gesandtschaft; da er Carln als römischen Kaiser anerkannt hatte, so gaben die griechischen Abgeordneten demselben nun auch die nämlichen erhabenen Titel, wie ihrem eigenen Herrn. Die Gesandten hatten unter andern den Auftrag, auch um die Hand einer fränkischen Prinzessin für Michaels ältesten Sohn zu werben. Aber unter anständigem Vorwand wieß Carl dieses Ansuchen zurück; wahrscheinlich weil er den Geist der griechischen Verfassung kannte, mithin keine seiner Töchter, die er alle zärtlich liebte, den Gefahren einer, an dem byzantinischen Hofe jeden Augenblick möglichen Thronrevolution aussetzen wollte. — Bald darauf starb auch Stauratius. In den letzten Tagen verbreiteten seine Wunden einen solchen pestilenzialischen Gestank, daß der größte Theil der Dienerschaft davon lief, und niemand ohne den größten Abscheu dem Sterbelager des Unglücklichen mehr nahen konnte. Der 12. Jänner des Jahres 812 machte endlich seinem elenden, schmerzvollen Daseyn ein Ende. Seinen Vater hatte er blos um 5 Monate und einige Tage überlebt, und seine Regierung nur eine Dauer von 2 Monaten und 7 Tagen erreicht. Nach seinem Tode begab sich seine Gemahlin Theophano in ein Kloster, mehr um den Verlust eines Diadems, als jenen ihres Gemahls zu beweinen.

12. Der Bulgaren, in dem verflossenen Jahre über Nycephorus errungene Sieg hatte den Muth dieser Barbaren und ihres Fürsten ungemein erhöhet, und Krum dachte jetzt an nichts geringeres, als einen Theil Thraciens und Macedoniens zu erobern, und mit seinem Reiche zu vereinigen. Mit zahlreichem Heere war er auch in diesem Jahre wieder in Thracien eingefallen, hatte einige Städte erobert,

sie zerstört, und die Einwohner in das Innere der Bulgarei gesandt. Michael, der den Frieden aus Liebe zu seinen Unterthanen dem Krieg vorzog, aber auch diesen, wenn die Nothwendigkeit es erfoderte, nicht scheuete, beschloß den Uebermuth der Barbaren zu züchtigen, zog sein Heer zusammen, und brach am 12. Junius von Constantinopel damit auf. Unglücklicher Weise gerieth Procopia auf den, jetzt nicht zeitgemäßen Einfall, den Kaiser auch auf diesem kriegerischen Zug zu begleiten. Michaels Gemahlin war eine seltene Mischung von zarter Weiblichkeit und männlicher Charakterstärke. Ihr Verstand war gebildet, ihr Kopf mit mancherlei, selbst gründlichen Kenntnissen bereichert; aber ihr ungemein lebhafter Geist fand in dem stillen, von der Natur ihr vorgezeichneten Kreise keine Nahrung für seine Thätigkeit; daher auch Procopiens vielleicht allzugroße Begierde zur herrschen. Daß es ihr an den hiezu erforderlichen Eigenschaften nicht fehle, davon glaubten sie und ihr Gemahl sich vollkommen überzeugt. Bei großer Kenntniß der Welt und der Menschen, deren Werth oder Unwerth sie sehr richtig zu beurtheilen wußte, und einem sehr feinen scharf beobachtenden Blick, gebrach es ihr auch wirklich nicht an jener, dem praktischen Geschäftsmann so durchaus nothwendigen, schnellen und umfassenden Reduktionsgabe; und mit einer unermüdenden Geduld, sich über alles genau belehren zu lassen, und einer sich stets gleichbleibenden Ruhe und Besonnenheit bei der Berathung, verband sie auch jene, dem Weibe gewöhnlich gar nicht eigene Beharrlichkeit und Festigkeit bei dem einmal gefaßten Beschluß. Michael, der seine Gemahlin eben so sehr schätzte als liebte, und in ihr eine treue Gefährtin auf seiner, mit so vielen Dornen bestreuten Regentenbahn gefunden zu haben glaubte, theilte also gerne und

willig mit ihr nicht nur den Thron, sondern selbst auch das Regiment. Ihre Unterthanen konnten übrigens dabei nur gewinnen, nicht verlieren; denn da beide, zum Wohlthun gleich geneigt, nach einer neunjährigen äußerst tyrannischen und erdrückenden Regierung, jetzt täglich neuen Stoff zu Befriedigung ihrer menschenfreundlichen Neigung fanden, so war eine solche Art von Vervielfältigung der höchsten Gewalt für das Wohl der Völker eher fördernd, als hemmend.

13. Gleich ihrem Gemahl, zog also jetzt auch Procopia an der Spitze des Heeres gegen die Bulgaren. Von römischen Fahnen und Adlern umgeben, hielt sie endlich sogar eine Rede an die Soldaten, sie zur Tapferkeit und Ausdauer ermunternd. Aber im höchsten Grade mißfiel dies dem Heere. Die Legionen, die noch immer träumten, des alten Roms unüberwindliche Legionen zu seyn, und sich mit Rückerinnerungen an eine Vergangenheit brüsteten, deren hoher Sinn ihnen doch längst schon unverständlich geworden war, hielten es für die größte Schmach, ein Weib an ihrer Spitze erblicken zu müssen. Bei den Scherzhaften sprudelte jetzt unaufhörlich eine unversiegbare Quelle witzigen Gespöttes: „Nichts ist natürlicher," hieß es, „als daß „die, welche über unsern Kaiser auf dem Thron „herrscht, auch über uns in dem Lager gebiete. „Bald werdet ihr sehen, wie sie unsere Schlachtreihen ordnet, unsere Feldwachen untersucht, das „Losungswort gibt, und endlich das Signal zum „Angriff ertheilt. Wie werden die Bulgaren sich „freuen, wenn sie hören, daß eine neue Semiramis „unser Feldherr geworden ist." Diese und ähnliche Reden gingen nun von Mund zu Mund, und gelangten auch bald zu den Ohren des Kaisers und

seiner Gemahlin. Unbeachtet würden vielleicht beide sie haben vorübergehen lassen, hätte nicht das düstere Schweigen so vieler Andern, auf deren Stirne Unwille und alle Spuren einer gefährlichen Gährung zu lesen waren, größere und gegründetere Besorgnisse bei ihnen erregt. Procopia, die höchst wahrscheinlich sich einer Zenobia hätte an die Seite stellen können, sah sich also gezwungen, ihren Gemahl und das Lager zu verlassen. Aber auch ihre Abwesenheit stillte nicht die Unzufriedenheit der Soldaten. Laut tadelten sie jeden Schritt, den der Kaiser that, sprachen mit Geringschätzung von ihm, und murrten bei jedem, ihnen von ihm ertheilten Befehl. Michael, der wohl einsah, daß er mit so ungehorsamen, zum Aufruhr geneigten Truppen nichts würde ausrichten können, verschob den Feldzug gegen die Bulgaren auf eine günstigere Zeit, und zog mit dem Heere wieder nach Constantinopel zurück.

14. Aber desto sicherer und gefahrloser konnten jetzt die Bulgaren sich in Thraciens und Macedoniens Provinzen verbreiten, überall alles verheeren, plündern und rauben, und endlich, mit reicher Beute beladen, ohne auf ihrem Rückzug den Angriff irgend eines, sie verfolgenden Feindes befürchten zu müssen, ganz bequem wieder nach Hause gehen. Leider hatten die Barbaren in diesem Feldzuge mehrere Städte erobert, größtentheils durch Verrätherei und Treulosigkeit der Einwohner, die, in der Mehrzahl Ikonoklasten, den Kaiser, wie jeden andern, der ihren Wahn nicht theilte, leidenschaftlich haßten. Ueberhaupt war diese unselige Sekte in Thracien und vorzüglich in Macedonien noch ungemein zahlreich. Constantinus Copronymus war der Abgott dieser Schwärmer, sie zählten ihn

den Heiligen bei, nannten ihn, obgleich er weit öfter von Bulgaren, als diese von ihm besiegt wurden, den Ueberwinder dieses Volkes, und indem sie den, durch die Waffen der Bulgaren in diesem Feldzuge verbreiteten Schrecken zu benutzen suchten, geriethen sie gar auf den tollkühnen, unsinnigen Einfall, sich der beiden, längst schon ihrer Augen beraubten, und jetzt in dem Greisenalter weit vorgerückten Söhne des Copronymus zu bemächtigen, und den ältesten zum Kaiser auszurufen *). Das

*) Dieses sinnlose Unternehmen sollte unterstützt und begünstiget werden durch einen, in Constantinopel, bevor noch der Kaiser von seinem erfolglosen Zug gegen die Bulgaren wieder zurückgekommen war, von den dort befindlichen Ikonoklasten, welche mit jenen in Thracien und Macedonien in offenbarem Einverständniß waren, erregten Volksaufstand. Eines Tages, als in der Kirche, in welcher Constantin Copronymus begraben lag, gerade wieder eine ungeheure Volksmenge beisammen war, öffnete unter furchtbarem Krachen sich plötzlich das Grab dieses Kaisers. Alles erschrack. „Wahrhaftig er ist es, er ist es," rufen jetzt mehrere Stimmen. „Wer ist es denn?" Fragen wieder Andere. „Es ist der Geist des verstorbenen Kaisers; sehet „sehet, wie ernst er einher schwebt, welche zürnende „Blicke er auf die umherhangenden Bilder wirft." Alles kommt in Bewegung; Musik und Gesang verstummen, der Gottesdienst hört auf. Einer steigt dem Andern auf die Schultern. Jeder will das Wunder sehen, und wer nichts sieht, glaubt doch etwas gesehen zu haben, oder sagt es wenigstens, um sich ebenfalls jetzt eine Bedeutung zu geben. Immer größer wird nun der Lärm. Alles Volk stürzt aus der Kirche heraus, und in wenigen Augenblicken verbreitet sich das Gerücht von der wunderbaren Geistererscheinung über ganz Constantinopel. Jeder erzählt, was er will gesehen haben, Einer immer noch wunderbarer als der Andere; und aus eigenem Vorrath wird, wie gewöhnlich, nun ebenfalls noch vieles hin-

Complott ward indessen bei Zeiten entdeckt, und Michael begnügte sich, die beiden Prinzen auf eine Insel in dem Propontis zu schicken, ließ aber, um

zugefügt. Auch die Stadt kommt jetzt in Bewegung. In allen Straßen bilden sich zahlreiche Gruppen, in welchen von nichts, als der Geisterrscheinung die Rede ist. Die Meisten meinen, es sey eine warnende Vorbedeutung. „Ja, ja," riefen wieder Andere, „jetzt kann man es wohl errathen, warum die „Bülgaren stets Sieger sind: nur ein Kaiser, wie „der selige Constantin, oder einer aus seiner Familie „kann das Reich gegen diese Barbaren schützen, und „sie besiegen." Immer drohender schien der Aufstand zu werden, und würde vielleicht bald in eine förmliche Empörung ausgebrochen seyn, wäre der Stadtpräfekt, ein sehr verständiger und nichts weniger als leichtgläubiger Mann, nicht mit zahlreicher Wache herbeigeeilet, und hätte gerade die, welche am lautesten schrieen, am meisten zu erzählen hatten, und ihre Erzählungen am kräftigsten betheuerten, sogleich beim Kopf nehmen lassen. Anfänglich beharrten sie steif und fest bei ihrer Aussage. Als aber der Präfekt heftiger in sie drang, und schon die Werkzeuge der Folter herbei bringen ließ, fiel ihnen der Muth. Sie gestanden nun das ganze Bubenstück. Der Präfekt begab sich hierauf mit ihnen nach der Kirche in die Gruft, wo sie ihm alle Mittel und Instrumente zeigen mußten, deren sie sich hierzu bedient, und welche letztere noch alle in der Gruft versteckt lagen. Diese ließ der Präfekt den Betrügern anhängen, und sie damit durch die ganze Stadt führen. In jeder Straße mußten sie ein öffentliches Bekenntniß ablegen, und die ganze Geschichte ihrer Betrügerei recht genau und mit allen Nebenumständen erzählen, worauf dann nun auch das Volk, das sich nicht leicht und gerne ein Wunder nehmen läßt, endlich doch eingestehen mußte, daß man es diesmal betrogen, und zwar auf eine so grobe und plumpe Weise betrogen, wie man nur ein ganz stupides, gedankenloses, äußerst leichtund abergläubiges Volk zu betrügen den Versuch machen kann.

nicht stutzen zu müssen, keine weitern Untersuchungen anstellen.

13. Leidenschaften, Verbrechen, gewaltsame und blutige Revolutionen geben nicht selten der Geschichte eines Volkes, wenigstens in gewissen Perioden ein ganz eigenes und, unter einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, selbst anziehendes Interesse, nämlich jenes eines heftigen, mit ungewöhnlicher Anstrengung fortgesetzten Kampfes großer, aber feindlich einander entgegenstrebender Kräfte. In der byzantinischen Geschichte gebricht es aber sogar an diesem, immerhin traurigen Interesse; denn bei der völligen Erstorbenheit des ehemaligen, alt-römischen Geistes, und dem gänzlichen Mangel an wahrer Größe und Kraft ist es blos der, im Orient nie ruhende, alles öffentliche, wie Privatleben vergiftende und zerstörende Sektengeist, der bei ihr überall in den Vordergrund tritt, und alle Blätter ihrer Jahrbücher mit Revolutionen, Verbrechen und Greuel jeder Art überfüllt. — Von Michaels gegen die Bulgaren mißlungenen Feldzug war nichts anderes als der aufrührerische Geist der Soldaten Schuld, und der geheime Anstifter aller dieser Meutereien kein anderer, als der von Michael so sehr erhöhete, und mit dessen ganzem Zutrauen beehrte, aber jetzt schon von den geheimen Schlingen der Ikonoklastensekte umstrickte Leo gewesen. Während dieser Undankbare, täglich dem Kaiser Treue und völlige Ergebenheit heuchelte, streckte er gegen dessen Krone schon in Geheim eine verrätherische Hand aus. — Leo gehörte nicht zu jenen edlern Seelen, die, obgleich nicht ohne tugendhafte Anlagen, und von der Natur mit manchen großen Eigenschaften ausgerüstet, dennoch aus Mangel an Selbstbeherrschung im Kampfe mit Ehrgeiz und leidenschaftlicher

Ruhmliebe, am Ende unterliegen, und dann, um eine Krone zu gewinnen, zu Verbrechen, und selbst zu blutigem Frevel hingerissen werden. Bardanes ehemaliger Stallmeister war blos ein roher Krieger, der, weil bisher nicht unglücklich im Kriege, ihn auch liebte, und die Gefahren desselben nicht scheute, in dessen Seele aber auch nicht ein Funke von Edelmuth glimmte. Sein Ehrgeiz war ganz gewöhnlicher Art, und der Thron hatte für ihn keinen andern Reiz, als den er für jede, und selbst die gemeinsten Seelen hat, die gewöhnlich ihn blos, als ein sicheres Mittel ungestörter Befriedigung ihrer Lüste und niedrigen Leidenschaften für wünschenswerth erachten. Schwerlich würde er auch je seine Blicke bis zu denselben erhoben haben, wäre er nicht der Spielball eines Haufens jener Gaukler geworden, welche, prophetischer Blicke in die Zukunft sich brüstend, die in deren Schooße verborgenen Ereignisse erforschen zu können vorgeben. Sobald des Kaisers Gunst und Zutrauen gegen Leo am Hofe und in der Stadt kein Geheimniß mehr war, bemächtigte sich desselben sogleich auch eine Rotte jener Betrüger, die, weil sie ihn für ein zu ihren schändlichen Zwecken brauchbares Werkzeug hielten, ihn nun auch durch ihre Taschenspieler-Künste immer mehr und mehr bethörten, nach und nach gewisse verbrecherische Hoffnungen in ihm zu erregen, und diese endlich bis zu den kühnsten und fluchwürdigsten Erwartungen zu steigern wußten.

16. Jeder Irrthum ist nichts weniger, als blos Mangel oder Abwesenheit der wahren Erkenntniß. Er ist eine falsche, nachgemachte Wahrheit, die aber ein ganz unerklärbares, immerfort wachsendes, stets sich selbst wieder erzeugendes, innerlich mit Ueppigkeit wucherndes Prinzip in sich

trägt. Die fürchterlichsten, verderblichsten Irrthümer sind unstreitig jene, welche mit irgend einem Zweige wirklicher Wahrheit, mit irgend einem sich dahin beziehenden verworrenen Begriffe, oder dunkelm Gefühle, in ihrem Ursprung, wie in ihrem innersten Wesen verschmolzen sind. Dieser letztern Art sind alle religiösen Irrthümer, und eben daher ist auch von allen Ketzereien, welche seit Anbeginn des Christenthums die Kirche betrübten und verwirrten, noch keine einzige je völlig erloschen. Nur bald mehr oder weniger in die unterirdischen dunkeln Gänge des Truges und der Verstellung zurückgedrängt, blieben sie stets alle am Leben, und pflanzten sich, vermöge der einer jeden inwohnenden dämonischen Reproduktionskraft, nur unter veränderten äußern Formen und Gestalten, durch alle Jahrhunderte fort. — Mit der, unter Leo dem Isaurier, entstandenen gehässigen Sekte der Bilderstürmer war dies wieder ganz derselbe Fall. Unter der eisernen Hand des gefürchteten Nycephorus, wagte sie kaum zu athmen; der mindeste, die Eintracht der Kirche, oder die öffentliche Ruhe störende Laut irgend eines ihrer Anhänger hätte für denselben Verstümmelung oder Todesstrafe zur augenblicklichen Folge gehabt. Aber unter Michaels milder und menschenfreundlicher Regierung wurden sie mit jedem Tage wieder kühner und frecher. Außer dem, hier oben in einer Note erwähnten, in der Kirche, wo Copronymus begraben lag, verübten Unfug, hatten die Sektirer schon mehrere, ziemlich tumultuarische Volksaufstände veranlaßt, und gewöhnlich die Hauptrollen dabei einige herumziehende, fanatische Mönche gespielt. Einer dieser Vagabunden im Mönchshabit war in seiner Raserei gar so weit gegangen, daß er ein zur allgemeinen Verehrung ausgesetztes Bild der Mutter des Erlösers vor den Augen des Volkes

nicht nur stürzte, sondern auch unter den schrecklichsten Blasphemien in Stücken zerschlug. Dieser, wie der Urheber des Tumults, wurden von dem Stadtpräfekt zum Tod verurtheilt. Michael milderte das Urtheil; dem Lästerer ward die Zunge abgeschnitten, und er für die Zeit seines Lebens eingesperrt, dem andern aber, weil er Reue bezeugte, und sich zu bekehren und zu bessern versprach, ward die Strafe geschenkt, er blos auf immer in ein Kloster verwiesen, und dort einer strengern Aufsicht seines Obern unterworfen.

17. Die milde Nachsicht des Kaisers erhöhete nur noch mehr die Frechheit der Sekte. Die Zahl ihrer Anhänger war in Constantinopel schon ziemlich groß, aber nun strömte auch aus den Provinzen eine Menge dahin, in der Hoffnung, in der ungeheuern, leicht zu erregenden Stadt, durch Wiederholung ihrer bisher mißlungenen Versuche, der Sekte endlich dennoch wieder einen, wenn auch nur schnell vorübergehenden Triumph zu verschaffen. Unter diesen letztern befand sich ein gewisser Johannes, mit dem Beinamen Grammatikus, ein herumschweifender schlechter Mönch, leidenschaftlicher Ikonoklast, und der überdies sich ebenfalls der Gabe der Weissagung rühmte. Als ein schlauer, verschmitzter Kopf, dem es nicht an Welt- und Menschenkenntniß fehlte, fand er, wie alle Leute seines Gelichters, auch bald Eingang bei den Großen, denen er schmeichelte, durch seine Prophezeihungen gewöhnlich ihren Wünschen entsprach, und so nach und nach ihre Gunst gewann. Auf diese Weise ward er endlich auch dem Leo bekannt. Diesen rohen, unwissenden, und daher abergläubigen Menschen hatte er bald durchschaut; er sah, daß es ein ganz gewöhnlicher Egoist wäre, der blos sich selbst lebte, und, nur mit

den äußern Formen der Religion bekannt, diese seinem persönlichen Interesse ohne allen Anstand zum Opfer bringen würde. Von jetzt an hielt sich der Betrüger beinahe ausschließlich an Leo, bethörte ihn durch allerlei geheimnißvolle Weissagungen, sagte, daß eine große Zukunft ihn erwarte, und ließ ihn nach und nach selbst den Thron, obgleich immer noch in dunkler Perspective erblicken.

18. In Constantinopel lebte um dieselbe Zeit ein, übrigens ganz gemeines Weib, das aber vorgab einen Geist des Pythons zu haben, der ihr die Zukunft aufschließe, und der Menschen künftiges Schicksal wie in einem Spiegel sie sehen lasse. Johannes kannte dieses Weib sehr genau, und da sie seinen Absichten beförderlich seyn konnte, so wußte er bald den Fürwitz des Leo zu reizen, daß dieser sich ebenfalls entschloß, auch seines eigenen Schicksals wegen die Pythonissin zu befragen. Mit der Betrügerin stand, wie wir so eben bemerkt, der Betrüger in engem Verkehr; natürlicher Weise ward nun auch nach dessen Wunsch ihr Orakelspruch gemodelt. Sie ließ dem Leo sagen, der gegenwärtige Kaiser werde nicht lange regieren, und es hange nur von ihm ab, dessen Nachfolger zu seyn, der jedoch kein anderer seyn könne, als ein solcher, der noch vor seiner Thronbesteigung den festen Entschluß gefaßt habe, die Götzen wieder aus den Kirchen zu vertreiben, und alle Heiligenbilder im ganzen Reiche zu zerstören; eine lange und glorreiche Regierung würde die Folge dieses Entschlusses seyn. Um ihrer Weissagung bei Leo desto mehr Gewicht zu geben, hatte, von Johannes dazu ermuntert, dieses schändliche Weib, das ohnehin auf die Gunst vieler, sie zu Zeiten mit ihren Besuchen beehrenden Großen

sich stützte *), sogar die unbegreifliche Frechheit, dem vorüberziehenden Monarchen einigemal öffentlich zuzurufen: „Prinz, steige herab! steige herab, und

*) Wer, nur einigermaßen bekannt mit den vielen und mannigfaltigen Thorheiten unserer mit hoher Weisheit sich brüstenden Zeit, wird sich hier nicht jener berühmten Wahrsagerin erinnern, die noch vor nicht sehr langer Zeit, mehrere Jahre hindurch, und zwar gerade in der aller aufgeklärtesten Stadt der Welt ihr Unwesen trieb, dabei nicht einmal einen Geist des Python zu besitzen vorgab, sondern blos — Karten schlug, und dennoch die Ehre hatte, in ihrem Cabinet mystique — so hieß die Aufschrift vor dem Salon, wo sie ihre Narrenspossen trieb — Personen von dem höchsten Stande, selbst erlauchte Personen zu empfangen, auf ihre Weise ihnen die Zukunft zu enthüllen, und die Einfalt und Leichtgläubigkeit zahlloser Thoren und Thörinnen aus allen Klassen zu einer, ununterbrochenen, ja täglich und stündlich sprudelnden Quelle reichen Einkommens zu machen. Nihil sub sole novum, nec valet quisquam dicere: Ecce, hoc recens est: sagt der weiseste aller Könige. Ihrem Geiste nach ist und bleibt die Welt in jedem Zeitraum die nämliche, und auf dem historischen Tableau eines jeden der vielen verflossenen Jahrhunderte erblickt man daher stets dieselben Verbrechen, dieselben Verirrungen und Thorheiten in dem Vordergrund, während ächte Tugend, die weder glänzen will noch laut ist, blos als eine Nebenfigur den dunkeln Hintergrund füllt. Auf den historischen Gemälden des Reiches Gottes (der Kirche) aber ist es gerade umgekehrt. Was dort in Schatten und Dunkelheit zurückgedrängt ist, strahlet hier im reinsten Lichte Gottes; und das, was dort der größte irdische Glanz umgibt, ist hier nur da, um durch sein schwarzbraunes Colorit die vordere Lichtscene desto mehr zu erheben. Dies der große Unterschied zwischen dem Reiche Gottes und dem Reich der Menschenkinder. Man suche also das Erstere blos auf der Welt, und ja nicht in der Welt.

mache einem andern Platz!“ — Hätte sie Aehnliches einem Nycephorus zugerufen; so würde dieser das Mensch ohne weiteres in den Bosphorus haben werfen lassen. Der gütige Michael begnügte sich damit, daß man sie auf einige Zeit einsperrte. Indessen hätte dieses Weibes beispiellose Frechheit beinahe eine höchst wünschenswerthe Entdeckung herbeigeführt. Ein treuer und verständiger Diener des Kaisers machte nämlich denselben darauf aufmerksam, daß dem Gaukelspiele des Weibes sehr wohl etwas Ernsteres und selbst Gefährliches zum Grunde liegen könnte. Michael befahl also die Sache näher zu untersuchen, übertrug aber unglücklicher Weise die Leitung der Untersuchung einem gewissen Theodotus mit dem Beinamen Cassiteras, einem der ausgemachtesten, vollendetsten Schurken im ganzen Kaiserreiche. Dieser, in dessen schurkischem Interesse es lag, auf den wahren Grund der Sache zu kommen, bedrohete sehr heftig das Weib; wußte sie dadurch zu schrecken, und zwang ihr nun bald das Geständniß ihrer Betrügereien ab; sie nannte ihm auch den Leo, Johannes, und noch andere ihrer saubern Freunde und Gehülfen. Theodotus, der jetzt seinen Zweck erreicht hatte, kehrte zwar unverzüglich wieder in den Palast zurück, hütete sich aber, dem Kaiser die Wahrheit zu berichten, sagte blos, das Weib sey verrückt, und ihre Aussagen ein unzusammenhängendes aberwitziges Gewäsch, das nur Verachtung, und keines vernünftigen Menschen Aufmerksamkeit verdiene. Der gütige Michael ließ also die Sache auf sich beruhen. Aber nun eilte der elende Cassiteras augenblicklich zu Leo, erzählte ihm den ganzen Hergang, ließ ihn die Wichtigkeit des ihm dabei geleisteten Dienstes fühlen, erhielt demnach auf der Stelle eine sehr reiche Belohnung, und überdieß noch die glänzendsten Versprechungen für

die Zukunft. Von jetzt an ward Theodot einer von Leos eifrigsten Anhängern, die wohl überzeugt, daß jener nur mit Hülfe des Heeres sein verrätherisches Ziel erreichen könne, nun auch in Geheim alle Künste anwandten, die Herzen der Soldaten dem Kaiser immer mehr zu entfremden, ihn bei jeder Gelegenheit herabzuwürdigen, die Liebe der Legionen dafür dem Leo zu gewinnen, und den rohen, aber mit den Manieren und der Sprache des Lagers vertrauten Krieger nach und nach zum einzigen Liebling seiner nicht minder rohen Waffenbrüder zu machen; und so war nun auch die Unzufriedenheit des Heeres, dessen Ungehorsam und lautes Murren, in dem letzten Feldzuge gegen die Bulgaren, blos das Werk Leos und seiner Rotte.

19. Mit dem Heere wieder in Constantinopel angekommen, berief Michael es für den folgenden Tag auf den großen Platz vor dem Palast Magnaurus. Hier hielt er eine Rede an die Soldaten; machte ihnen, obgleich nur gelinde Vorwürfe über ihren Ungehorsam; ließ sie tief das Schändliche ihres Undankes gegen einen Monarchen fühlen, der ihnen bisher nur Beweise seiner Liebe und Sorgfalt gegeben, wie auch die große Schmach, mit der sie sich und das ganze Reich bedeckt hätten, durch ihr unfolgsames, aufrührerisches Betragen, dessen schreckliche Folgen Thraciens und Macedoniens, von den Bulgaren, verwüstete Städte jetzt so schmerzhaft empfinden müßten. Da Michael wohl wußte, daß es unter dem Heere viele gäbe, die, ohne recht zu wissen warum, dem Wahn der Ikonoklasten anhingen; so erklärte er ihnen jetzt auf eine, dem beschränkten Verstand der ihm zuhörenden rohen Menge angemessene Weise die wahre Lehre der Kirche. Die Zärtlichkeit des Kaisers gegen alle seine Unter-

thanen gab seiner Rede ein gewisses Pathos, das, weil es dem Herzen des Redners entquoll, nun auch den Weg zu den Herzen der Zuhörer fand, und auf die Soldaten den tiefsten Eindruck machte. Einige zerflossen sogar in Thränen; aber alle flehe-ten um Verzeihung, und versprachen, mit Gut und Blut ihren begangenen Fehler wieder gut zu machen.

20. Noch in dem nämlichen Jahre (812) wäre Michael mit dem Heere gerne wieder gegen die Feinde aufgebrochen; aber ein Einfall der Sara-zenen in seine asiatischen Provinzen bewog ihn, den Feldzug gegen die Bulgaren bis in das folgende Jahr auszusetzen. Den Leo, der noch immer sein ganzes Zutrauen besaß, sandte er gegen die Sara-zenen, und ernannte ihn zum obersten Befehlshaber des Heeres im Orient. Das Sarazenen-Heer war bei weitem nicht so furchtbar, als das Gerücht es gemacht hatte; es war mehr ein, obgleich ziemlich zahlreiches Streifcorps. Leo griff es unverzüglich an, schlug es aus dem Felde, tödtete gegen zwei-tausend Feinde, und eroberte eine Menge Pferde und alles Gepäck. Dieser glückliche Erfolg ver-mehrte nicht wenig den Ruhm des siegenden Feld-herrn, dessen geheime Emissäre und Anhänger nun nicht ermangelten, den erfochtenen, im Ganzen ge-nommen ziemlich unbedeutenden Vortheil zu einem der glänzendsten und entscheidensten Siege zu erheben, und durch boshafte Zusammenstellung und Ver-gleichung der ruhmvollen Thaten Leos mit des Kai-sers erfolgloſem Feldzuge gegen die Bulgaren, das kriegerische Talent des Erstern mit der Kriegsuner-fahrenheit des Letztern in einen recht schreienden, den guten Monarchen tief in Schatten stellenden Contrast zu setzen. Zum Glück für Leo, erlaubten die, im Innern ihres Reiches entstandenen Unruhen

den Sarazenen nicht, den Krieg gegen die Griechen fortzusetzen. Zwischen Harouns Söhnen war ein blutiger Krieg ausgebrochen, und die nun im ganzen Reiche herrschende Verwirrung benutzend, hatten 4 kleine Tyrannen sich zu Kalifen aufgeworfen, und verwüsteten abwechselnd Arabiens schönste und blühendste Provinzen. Leo hatte also keinen Feind mehr zu bekämpfen, lief mithin auch nicht Gefahr, daß einer von jenen im Kriege gewöhnlichen Unfällen, oder irgend ein Glückswechsel seinen Waffenruhm trüben könnte. Mit Lorbern bedeckt, die sein zahlreicher Anhang mit vollen Händen auf ihn warf, kehrte er also wieder mit dem Heere in dessen Standquartiere zurück.

21. Der Bulgaren König hatte indessen Gesandte nach Constantinopel mit Friedensvorschlägen geordnet, die aber, weil unannehmbar, von dem Kaiser verworfen wurden *). Krum, im höchsten Grade darüber erbittert, rückte, ohne die zu Eröffnung des Feldzuges geeignete Jahreszeit abzuwarten, schon im Monat Februar des Jahres 813

*) Aus Liebe zu seinen Unterthanen hätte der Kaiser gerne selbst bedeutende Opfer, sowohl an Geld als an Ländern gebracht. Aber Krum foderte, und bestand hartnäckig darauf, daß ihm alle, in das griechische Reich eingewanderten Bulgaren, wie lange es auch schon seyn möchte, daß sie sich allda angesiedelt hätten, sollten ausgeliefert werden. Dagegen sträubte sich Michaels menschenfreundliches Herz. Der Gedanke war ihm unerträglich, alle die Unglücklichen, die an den Stufen seines Throns Schutz gesucht, und in dem Schatten desselben nun schon so viele Jahre ruhig und still gelebt hatten, jetzt auf einmal aufgreifen, und einem gewissen, und zwar grausamen Tode entgegen schleppen zu lassen.

vor die reiche Stadt Mesembria, eroberte dieselbe, und verheerte die ganze umliegende Gegend mit Feuer und Schwert. Was der Kaiser an Truppen aufbringen konnte, zog er jetzt zusammen, und marschirte damit gegen den Feind. Aber ein Bundesgenosse, dessen er sich gar nicht vermuthet hätte, war ihm diesmal zu Hülfe gekommen. Eine furchtbare Seuche war nämlich plötzlich in dem Heer der Bulgaren ausgebrochen, hatte in wenigen Tagen mehr als zwei Drittel desselben hinweggerafft, und den König gezwungen, so eilig in sein Land zurückzugehen, daß sein Rückzug, wenigstens bis er die Grenze seiner eigenen Staaten erreicht hatte, einer Flucht nicht sehr unähnlich war. Als das griechische Heer ankam, war von dem Feinde weit und breit nichts mehr zu sehen, worauf auch der Kaiser nach Constantinopel zurückkehrte, und durch öffentliche, mehrere Tage lang dauernde Gebete Gott für den, ohne Schwertstreich errungenen Sieg dankte. Um aber den unaufhörlichen, verheerenden Einfällen der Bulgaren auf immer ein Ende zu machen, beschloß Michael, den grausamen und hartnäckigen Feind, bevor er sich noch von dem großen, durch die Pest verursachten Verlust erholt hätte, mit seiner ganzen vereinten Macht zu überfallen. Alle, von den Ufern des Euphrats bis an den Bosphorus zerstreut liegenden griechischen Truppen erhielten demnach Befehl, sich eiligst zusammen zu ziehen, und schon im Monat Junius brach der Kaiser mit einem der zahlreichsten Heere von Constantinopel auf. Alle Legionen waren voll Muth und gutem Willen, bis auf die, von Leo befehligten, und von dessen bösem Geiste schon beseelten Cappadocier und Armenier, gerade lauter Kerntruppen, die aber leider, voll Verachtung gegen Michael, dessen Fahne nur mit dem äußersten Widerwillen folgten.

22. Indessen hatte aber auch Krum sein Heer so viel als möglich wieder ergänzt; und es dauerte nicht lange, so standen beide Heere einander gegenüber. Der Sommer war ungewöhnlich heiß; die ganz außerordentliche Hitze ertrugen jedoch des Kaisers schon mehr daran gewöhnten asiatischen Truppen ungleich leichter, als die Bulgaren. Diesen, in einer weiten Ebene gelagert, ward der glühende Sommer bald ganz unerträglich, und die immer heißer brennenden Sonnenstrahlen wurden am Ende ihnen sogar tödtlich. Zudem hatten sie alles im Rücken liegende Land schrecklich verheert; so daß es auch anfing, ihnen an Lebensmitteln zu gebrechen. Haufenweise fielen daher jetzt täglich Menschen und Pferde in dem Lager der Bulgaren; und in den, jeden Tag vorfallenden Gefechten, hatten ebenfalls die Griechen stets wieder die Oberhand. Es war vorauszusehen; daß das feindliche Heer sich in kurzer Zeit in sich selbst verzehren, und seine jetzige Stellung nicht lange mehr werde behaupten können. Dies entging nicht der Aufmerksamkeit des Kaisers; und da Michael ohnehin nicht gerne, wenn nicht durchaus dazu gezwungen, irgend Etwas dem Zufall Preis gab, so beschloß er jetzt, eine entscheidende Schlacht zu vermeiden, in seinem festen Lager ruhig abzuwarten, bis Mangel an Subsistenz und der täglich zunehmende Menschenverlust das ohnehin an Zahl ungleich schwächere Bulgaren-Heer zum Rückzuge zwingen würde, aber alsdann auch, da gewöhnlich jeder Rückzug, der im Angesicht des Feindes geschehen muß, nie ohne Unordnung und Verwirrung geschehen kann, mit seiner ganzen Macht über den schon halb geschlagenen Feind herzufallen, denselben gleichsam mit einem Schlag zu vernichten. Der Ausführung dieses weisen Planes widersetzte sich jedoch der kriegerische Ungestüm eines Theils des

Heeres; besonders war es Leo, der, schon entschlossen, den Kaiser und das ganze Heer seinem Ehrgeiz aufzuopfern, den Monarchen auf alle Weise zu einer Schlacht zu bewegen suchte; während er unter der Hand, um die Unzufriedenheit und das Murren der Soldaten auf das Neue zu erregen, durch seine Emissäre und geheimen Anhänger, die nachtheiligsten und gehässigsten Gerüchte gegen Michael ausstreuen ließ. Des Kaisers kluges Zögern deutete man als einen Beweis seiner Unerfahrenheit und Feigheit; und unter einem so unerfahrnen, kriegsscheuen Anführer, hieß es, wäre nichts anderes, als nur Schmach und Unglück zu erwarten. Auch der tapfere Aplaces, der des Kaisers linken, aus den thracischen und macedonischen Legionen bestehenden Flügel befehligte, drang mit dem Ungestüm eines tapfern, jedoch treuen, seinem Monarchen ergebenen Kriegers in den Kaiser, einen gewissen Sieg doch nicht länger mehr zu vertagen. Er selbst, sagte Aplaces, wolle den ersten Angriff thun, und mit seinem, und seiner braven Thracier und Macedonier Schwert dem übrigen Heere die Siegesbahn eröffnen. Michael sahe sich endlich gezwungen, nachzugeben, stellte sein Heer in Schlachtordnung und gab das Zeichen zum Angriff. Mit der Zuversicht gewissen Sieges stürzte der tapfere Aplaces mit seinen Schaaren von den Anhöhen auf den in der Ebene stehenden Feind herab, durchbrach nach kurzem Gefecht dessen Schlachtordnung, warf Alles vor sich darnieder, und verbreitete Tod und Schrecken unter den Bulgaren. Umsonst versuchte Krum, auf seinem rechten Flügel die Ordnung wieder herzustellen; der tapfere Aplaces und seine, von dem Siege erhitzten Legionen drangen immer weiter vor, und an einem der glänzendsten Siege über die Bulgaren war nun keinen Augenblick mehr zu zweifeln, be-

sonders wenn der, von Leo befehligte, aus Armeniern und Cappadociern bestehende rechte Flügel durch einen raschen Angriff den Ausschlag gegeben hätte. Aber statt gegen den Feind vorzurücken, wich in diesem entscheidenden Moment Leos ganze Heeresabtheilung, obgleich von dem Feinde noch gar nicht angegriffen, schändlich zurück, lößte sich beinahe völlig auf, und floh, in der größten Unordnung und Verwirrung davon. Krum glaubte anfänglich, es sey eine Kriegslist der Griechen; als aber der Augenschein ihn von dem Gegentheil überzeugte, bekamen er und seine Bulgaren neuen Muth, und stürmten mit verdoppelter Anstrengung und überlegenen Streitkräften auf den noch fechtenden linken Flügel des Kaisers. Der tapfere Aplaces, von dem übrigen Heere abgeschnitten, und von Feinden umringt, fiel als ein Held in der Schlacht. Thraciens und Macedoniens Veteranen mußten nun ebenfalls die Flucht ergreifen, mit ihnen auch selbst der Kaiser und dessen Begleiter. Die ganze weit umliegende Gegend war mit fliehenden Griechen bedeckt, ihre Niederlage vollständig, und diese abermals blos das Werk des ehrlosen verrätherischen Leo.

23. Bei Adrianopel sammelte sich nach und nach wieder um den Kaiser das zerstreute, mit jeder Art von Schande belastete Heer. Die Soldaten, besonders die cappadocischen und armenischen Legionen wagten es anfangs nicht, ihre scheuen Blicke zu dem, mit Recht ihnen zürnenden Monarchen zu erheben. Aber bald suchte ihr gekränkter, tief gebeugter Stolz in den ungerechtesten Anklagen und Beschuldigungen des Kaisers eine Rechtfertigung ihres, alles was schändlich ist, noch weit übersteigenden Betragens in der Schlacht. Alles Unglück, aller Verlust und alle Schande wurden jetzt blos der

Kriegsunkunde des Kaisers und dessen Zaghaftigkeit zugeschrieben; und natürlicher Weise war jetzt wieder niemand geschäftiger dabei, als Leo und dessen ruchloses Gesindel. Für alle treue, und nur einigermaßen hellsehende Diener des Kaisers war Leos Verrätherei nichts weniger mehr, als ein Geheimniß. Aber keiner wagte es, dem Monarchen davon zu sprechen, dessen arglosses Herz noch immer das größte Zutrauen in den Verräther setzte. Von Gram verzehrt, daß ein schon ganz gewisser Sieg seinen Händen anf eine unbegreifliche Weise wieder wäre entrissen worden, beschloß Michael das Heer zu verlassen, übertrug aber leider, bevor er abreiste, dem Leo den Oberbefehl darüber, mit der Weisung, es so schnell als möglich zu reorganisiren und dann wenigstens das weitere Vordringen der Bulgaren zu verhindern.

24. Bevor noch Michael wieder nach Constantinopel gekommen war, hatte das Gerücht von Leos zweideutigem Benehmen und zum Theil von seinen geheimen verrätherischen Umtrieben die Stadt schon erreicht. Die erste Frage also, welche Johannes Hexabulos, ein Mann voll Verstand und Erfahrung, der auch während der Abwesenheit des Kaisees den Oberbefehl in Constantinopel geführt hatte, an den so eben angekommenen Monarchen richtete, war: Wem er das bei Adrianopel stehende Heer anvertraut hätte; und als der Kaiser den Leo nannte, sagte ihm Hexabulos ganz unumwunden, daß er keine schlechtere Wahl hätte treffen können, er daher auch, wenn er anders dem Rath eines treuen Dieners folgen, und sich nicht selbst in das Verderben stürzen wollte, dem Verräther unverzüglich das Commando wieder nehmen, und von dem Heere abrufen müße. Leider ging auch dieser

Rath unbeachtet an den Ohren eines Monarchen vorüber, der alle Menschen nur nach sich zu beurtheilen gewohnt war; im Gegentheil übernahm Michael nun selbst die Vertheidigung des Leo und zwar mit einem Ernste und einer Wärme, die dem verständigen Rathgeber den Mund schloßen, der aber jetzt nur um so mehr im Stillen das, durch seine eigene Güte an sich selbst zum Verräther gewordene Herz des liebenswürdigen Monarchen bejammerte.

25. Sobald Michael von Adrianopel abgereist war, schlichen Treulosigkeit und Verrath nicht mehr im Finstern, wie bisher; am hellen Tage, mit offener, frecher Stirne, durchzogen sie jetzt alle Quartiere und Zelte der Soldaten. Ueberall ward von Michael mit der größten Verachtung gesprochen. „Unter einem solchen Kaiser," hieß es, „ist das „Reich unwiederbringlich verloren; denn was vermag „auch eine ganze Heerde von Löwen, wenn ein „furchtsames Reh sie anführt. Das Heer hat er „jetzt verlassen, den Bulgaren gibt er seine Soldaten preis; er selbst aber eilet in seinen Pallast nach „Constantinopel, um dort den Pantoffel seiner Frau „zu küssen, die ihn beherrscht, und uns längst schon „als ihre Sclaven betrachtet." Auf diese und andere dergleichen, beißende Spottreden folgten nun bald laute Verwünschungen, und immer drohender werdendes Murren, und auf dieses endlich allgemeiner Aufstand und förmliche Empörung. Tumultuarisch drängten sich die Soldaten um Leos Zelt, riefen ihn hervor und erklärten, daß sie nicht mehr Michael, sondern ihn, als ihren Kaiser erkennten. Der Verräther nahm jetzt die Maske der Bescheidenheit; stellte sich, als zürne er über den entstandenen Aufstand, ermahnte sogar die Soldaten mit einigen, wenig zusammenhängenden Worten zur Ruhe und Ord-

nung. Aber nun sprang Michael, Leos ältester Kriegsgefährte *), der nachher, eines Sprachfehlers wegen, den Beinamen der Stammler erhielt, hervor, zog sein Schwert und sagte: „Mit diesem „will ich Dir entweder Constantinopels und des Pa„lastes Thore öffnen, oder es Dir sogleich in die „Brust stoßen, wenn Du Dich den Wünschen und „gerechten Bitten deiner Soldaten noch länger ent„zieheſt.“ — Natürlicher Weise ließ sich Leo jetzt erbitten, und unter wildem Freudengeschrei ward er von den aufrührerischen Haufen als Augustus begrüßt.

26. Um den Enthusiasmus des Heeres nicht unbenutzt zu lassen, brach Leo unverzüglich mit demselben gegen Constantinopel auf. — Staunen und Bestürzung ergriffen die Gemüther aller Volksklassen bei der unerwarteten, gleich einem Donnerschlag aus heiterm Himmel, alles betäubenden Nachricht von Leos Empörung und dessen baldiger Erscheinung unter den Mauern von Constantinopel. Schon sah man, obgleich ungeschreckt und dem Verräther fluchend, allem Elende und allen Verheerungen eines grausamen Bürgerkriegs entgegen, und bange Ahnungen und Besorgnisse aller Art erfüllten auf das Neue nun wieder jede Brust. Aber dessenungeachtet ward bei dieser allgemeinen Aufregung der Gemüther dennoch kein Laut, auch nicht einmal eine Miene, zum Verräther irgend eines zagenden oder verrätherischen Herzens. Alles war fest entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als einem

*) Eben derselbe Michael, der zu gleicher Zeit mit Leo, als Stallmeister in den Diensten des Bardanes stand, und in dem Lager vor Chrysopolis ihn verließ, und zum Kaiser Nycephorus überging.

so schändlichen Verräther den, auf die allgemeine Volksliebe sich stützenden Thron ihres edlen Monarchen zu überlassen. Aber allen Besorgnissen, bangen Erwartungen wie Kriegsrüstungen machte Michael jetzt plötzlich ein Ende. Den Thron, sagte er, habe er vor zwei Jahren nur zum Besten seiner Völker bestiegen, und zu deren Wohl steige er jetzt eben so willig und gern von demselben wieder herab. Um auf seinem Haupte eine Krone zu befestigen, nach der er nie eine frevelnde Hand ausgestreckt, sollte auch nicht ein einziger Blutstropfen vergossen werden. — Als dieser Entschluß des Kaisers bekannt ward, begaben sich sogleich der Patriarch mit der ganzen Geistlichkeit seiner Kirche, der Senat, sämmtliche Patricier die ganze Magistratur und zahllose Deputationen aus den bürgerlichen Zünften in den Palast, warfen sich dem Kaiser zu Füßen und fleheten zu ihm in den rührendsten Ausdrücken, daß er bei dem Anblick seiner Feinde nicht zagen, daß er sein ganzes Vertrauen setzen möge auf die Treue und den Muth seiner, ihm so gänzlich ergebenen Unterthanen, besonders von Constantinopels ungeheurer Bevölkerung, die sämmtlich zu den Waffen greifen und bis zum letzten Athemzug ihn und seinen Thron vertheidigen werde; Auch stünden überdieß noch Orients Schätze, und das dort unlängst errichtete Heer ihm zu Gebote; nur möchte er doch ja nicht an sich und seinem Volke verzweifeln. Diese Bitten unterstützte nicht wenig auch Procopiens flehentliche Stimme, die mit ihren Kindern an der Hand sich ebenfalls ihrem Gemahl zu Füßen warf. Hart und schwer war die Prüfung, die der großmüthige Monarch bei diesem erschütternden Anblick bestand. Aber welche übermenschliche Größe mag auch von der Stirne des Edlen gestrahlt haben, als er — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben — unge-

rührt bei den Thränen einer zärtlich geliebten Gemahlin, ungerührt bei den Bitten seiner, in ihren ehrwürdigsten Repräsentanten, zu seinen Füßen flehenden Völker, mit fester Stimme erklärte, daß das Leben eines Einzigen seiner bisherigen Unterthanen in seinen Augen ungleich mehr Werth, als eine Krone habe, mithin sein Entschluß unwiderruflich sey. Durch einen seiner treuesten Diener sandte Michael das Diadem, den Purpurmantel und die purpurne Schuhe an Leo, und ließ ihm sagen, er könne jetzt unbesorgt durch die Thore von Constantinopel einziehen, und ungestört von dem Thron und dem Palaste der Kaiser Besitz nehmen. Der unglückliche, eines bessern Schicksals würdige Monarch ließ sich hierauf die Haare abscheeren, legte ein Mönchsgewand an und begab sich mit seiner Gemahlin, seinen zwei Söhnen und beiden Töchtern in die, der Mutter des Erlösers geweihte große Kirche am Pharos. — Ein Jahr, neun Monate und etliche Tage hatte einer der liebenswürdigsten Prinzen über ein bis in Grund verdorbenes, in allen seinen Wurzeln faulendes Reich geherrscht.

27. Da Michaël nun freiwillig der Regierung entsagt, und durch Ueberschickung der Insignien kaiserlicher Würde den Leo gleichsam zu seinem Nachfolger ernannt hatte, so gingen jetzt auch der Senat, der Patriarch, alle obrigkeitlichen Personen, und eine große Volksmenge dem, vom Glücke begünstigten Thronräuber entgegen. Vor dem sogenannten goldenen Thor war eine Erhöhung errichtet. Umgeben von den Vornehmsten seiner bisherigen Waffenbrüder bestieg Leo dieselbe im Angesichte seines Heeres, und eines zahllosen von allen Seiten herbeiströmenden Volkes; und nachdem der

Patriarch ihm die gewöhnliche, auf Erhaltung des Glaubens und Beschützung der Kirche sich beziehende Eidesformel überreicht, auch Leo, obgleich schon entschlossen, nicht eine Silbe davon zu halten, ohne Anstand sie unterzeichnet hatte, ward er durch einen förmlichen Beschluß des Senats und Volkes zum Augustus und römischen Kaiser unter dem Namen Leo IV. proclamirt. Von hier aus ging der neue, schwerlich von Gott geliebte Augustus *), von der ganzen zahlreichen Versammlung und mehreren wie gewöhnlich auch jetzt wieder jubelnden Volkshaufen in die Sophienkirche, wo der Patriarch, unter den gewöhnlichen, kirchlichen Ceremonien und Gebeten ihm die Krone aufsetzte **). Aus der Kirche begab er sich in den Palast, legte seine Soldatenkleidung ab, die er seinem gefürchteten Kriegsgefährten Michael dem Stammler zum Geschenke machte, schmückte sich dann mit dem kaiserlichen Purpur und war nun — freilich durch Verrath und unerhörte Treulosigkeit an seinem Wohlthäter — Herr und Kaiser

*) In dem frohen Zurufe, mit welchem das Volk einem Kaiser huldigte, oder auch, wenn er im öffentlichen erschien, ihn empfing, hieß es gewöhnlich: „Dem von Gott geliebten“ oder auch „von Gott gekrönten.“ —

**) Byzantinische Geschichtschreiber erzählen bei dieser Gelegenheit, daß der Patriarch Nycephorus, als er dem Leo die Krone aufsetzte, Etwas wie Nadelstiche an allen seinen Fingern empfunden habe. Sie erwähnen dieses Umstandes, um auf das straubige, borstenartige, und den Stacheln des Igels nicht sehr unähnliche Haar dieses Kaisers, als ein physisches Merkmal seines ebenso widerhaarigen, auf keine Weise zu behandelnden, störrigen Charakters aufmerksam zu machen.

des ganzen, noch über zwei Welttheile sich erstrekkenden oströmischen Reiches. (813 12. Jul.)

28. In frommer Ergebung in den Willen Gottes erwartete Michael in der Kirche der Mutter seines Herrn, was über ihn und seine Familie würde beschlossen werden. Aber seine ungemeine Seelenschöne, die in den Stunden harter Prüfung sich in ihrer ganzen Reinheit gezeiget; die stille aufrichtige Resignation, mit der er sich selbst des Purpurs entkleidet, und endlich jene erhabene Fassung der leidenden, aber in Gott ruhenden Unschuld, hatten selbst schon die Gemüther seiner erbittertsten Feinde entwaffnet; vielleicht war es zum Theil auch Furcht vor dem Volke, welche dem Leo jetzt Menschlichkeit gebot; kurz man schonte des Lebens wie der Augen des entthronten Kaisers, und brachte ihn sammt seiner Gemahlin in ein, auf einer Insel im Propontis gelegenes Kloster. Bald darauf ward jedoch auf Leos Befehl Procopia von ihrem Gemahl getrennt *). Schmerzhaft fühlte Michael diese Trennung; ertrug aber auch diesen neuen Schlag des Schicksals mit der, ihm eigenen Seelenstärke. Von seinen 3 Söhnen war der mittlere, Stauratius, noch vor der Entthronung seines Vaters gestorben, und der älteste Theophilaktus, wie der Leser schon weiß,

*) Wahrscheinlich konnte Procopia ein Diadem nicht so leicht, wie ihr Gemahl vergessen; vielleicht daß sie sogar in Augenblicken wiederkehrenden Unmuths ihm über seine freiwillige Thronentsagung Vorwürfe machte, die Leo erfuhr und Besorgnisse bei ihm erregten. Er ließ demnach Michaels Gemahlin, sammt ihren beiden Töchtern Gorgona und Theophano in ein, von ihr, zu Lebzeiten ihres Vaters, in Constantinopel erbautes, und nach ihrem Namen benanntes Kloster bringen.

gleich in den ersten Monaten nach Michaels Thronbesteigung zum Augustus ernannt worden. Dieser, jetzt ein zwanzigjähriger Jüngling, wie auch dessen jüngerer Bruder, der vierzehnjährige Nicetas wurden beide entmannt, und erhielten die Erlaubniß, unter dem Namen Eustatius und Ignatius mit ihrem Vater in demselben Kloster zu leben. Nicetas ward in der Folge zu den höchsten Würden der Kirche erhoben; stand als Patriarch von Constantinopel, durch hervorleuchtenden, tugendhaften Wandel, in dem Rufe allgemein anerkannter Heiligkeit, und bewies in Zeiten harter Verfolgung durch Standhaftigkeit und christlichen Heldenmuth, daß diesmal die Stimme des Volkes auch wahrhaft Gottesstimme sey.

29. Obgleich das, dem Michael angewiesene, sehr mäßige Jahrgeld bisweilen gar nicht, und gewöhnlich höchst unregelmäßig ausgezahlt ward, mithin Entbehrungen jeder Art und oft der größte Mangel sein trauriges Loos wurden, lebte er demungeachtet unter dem Namen Athanasius noch zweiunddreißig Jahre in ungetrübter Heiterkeit in dem, auf einer einsamen, selten von irgend einer lebenden Seele besuchten Insel gelegenen Kloster. Hier, völlig vergessen von der Welt, nur nicht von Dem, welchem er jetzt sein ganzes Leben weihete, flossen alle seine Tage, unter Gebet, frommen Betrachtungen und nützlicher Handarbeit ruhig dahin; und in den Armen der Religion, und am Fuße des Kreuzes seines göttlichen Erlösers, fühlte sich Michael ungleich glücklicher, als er auf dem, von nie schlummerndem Argwohn, von lauerndem Verrath, von Treulosigkeit, List und Falschheit stets umlagerten, und schon mit so vielem Blute befleckten byzantinischen Thron sich je würde gefühlt haben. — Nur

um fünf Jahre überlebte Theophylakt oder Eustatius seinen wahrhaft weisen und gottseligen Vater.

V.

1. Das Ziel seiner Wünsche, wie seines Ehrgeizes hatte Leo nun erreicht. Es war billig, daß er auch die, welche seine thätigsten Gehülfen und Gefährten dabei waren, nach ihren Verdiensten belohnte. Michael den Stammler erhob er zur Würde eines Patriciers und ernannte ihn zum Befehlshaber der Leibwache. Dem Thomas, von frühester Jugend an ebenfalls Leos Waffenbruder, übertrug er den Oberbefehl über die thracischen, macedonischen und illyrischen Schaaren. Aber für die cappadocischen und armenischen Legionen traf seine Wahl keinen seiner bisherigen Gefährten, sondern den Manuel, einen eben so tapfern und kriegskundigen, als redlichen, und daher dem Kaiser Michael bis zum letzten Augenblick treu gebliebenen Officier. Als Leo ihm seine Erhebung bekannt machte, sagte er: „Sehet, so räche ich mich an Euch! Wie konntet Ihr mir eine Procopia vorziehen?“ — „Herr!“ erwiederte Manuel, „Michael war damals, was „Eure Majestät jetzt sind; mußte man ihm also „nicht ebenso dienen, wie Eure Majestät nun fordern werden, daß man Ihr ebenfalls diene?“ —

2. Die Krönungsfeierlichkeiten wurden indessen sehr bald auf eine furchtbare Weise unterbrochen. Krum, der seit Leos Rückzug keinen Feind mehr vor sich fand, hatte seinen Bruder mit einem Theil des Heeres vor Adrianopel gelassen, war in Eilmärschen vorgerückt, und erschien jetzt am sechsten Tag nach der Thronbesteigung des neuen Kaisers

plötzlich unter den Mauern von Constantinopel. Die Kühnheit des Bulgaren Fürsten erregte anfänglich einige Bestürzung, die aber bald dem allgemeinen Abscheu Platz machte, den diese Barbaren Constantinopels Einwohnern einflößten, die jetzt von den Mauern ihrer Stadt herab Zeugen eines schrecklichen, längst nicht mehr gesehenen Schauspiels wurden. Um nämlich in seiner Unternehmung sich des Beistandes seiner Götter zu versichern, suchte Krum sie durch Menschenopfer zu versöhnen *). Mehrere Gefangene, männlichen wie weiblichen Geschlechts wurden herbeigeführt, im Angesicht der Stadt ermordet, und mit ihrem Blute Krum und die vornehmsten seiner Heerführer besprengt. Unter mancherlei heidnischen Ceremonien opferte er endlich auch dem Gott des Meeres am Gestade desselben, worauf das ganze Heer ein furchtbares Freudengeschrei erhob.

*) Schon in dem vorigen Jahrhundert war den Bulgaren das Christenthum verkündet worden. Ein ziemlich großer Theil der Nation nahm es auch wirklich an, und selbst zwei ihrer Könige bekannten sich zu demselben. Indessen war doch immer die Mehrzahl der Bulgaren in ihrem heidnischen Wahne beharret; und als bald darauf mehrere ihrer Fürsten, die, weil selbst Heiden, auch dem Christenthume abhold, diejenigen, welche sich dazu bekannten, auf mancherlei Weise verfolgten, so ward auch in kurzer Zeit der unter diesem Volke ausgestreute Same des Evangeliums wieder völlig zertreten, und diejenigen, welche Christen geblieben, oder es werden wollten, wanderten nach und nach aus und ließen sich in dem griechischen Reiche nieder. Dies war auch der Hauptgrund, warum Kaiser Michael die von Krum ihm gemachten Friedensvorschläge verwarf, wovon es eine Grundbedingung hatte seyn sollen, alle Ausgewanderten, mithin auch jene, welche blos des Christenthums wegen ausgewandert waren, als Ueberläufer, wie die Bulgaren sie nannten, wieder auszuliefern.

Als Krum nach seinem Zelte zurückkehrte, erwartete ihn vor demselben die ganze Schaar seiner Concubinen, die in zwei Reihen geordnet, bei seiner Annäherung sich zur Erde warfen, und Loblieder auf den mächtigen und unüberwindlichen Bulgaren König anstimmten.

3. Krum dachte nicht daran, Constantinopel jetzt förmlich zu belagern. Durch sein plötzliches Erscheinen vor den Thoren der Stadt wollte er blos den Kaiser schrecken, und einen Frieden, wie er ihn sich wünschte, ertrotzen. Nachdem er also, um sein Lager gegen einen Ausfall der Belagerten zu schützen, einen breiten, tiefen und zweifach verpallisadirten Graben vom Golph bis an den Propontis gezogen hatte, sandte er einige Abgeordneten mit Friedensvorschlägen an den Kaiser. Die Bedingungen, unter welchen Krum jetzt Frieden zu machen versprach, waren ganz von der Art, wie nur ein, von seinem bisherigen Glück völlig berauschter seiner Sinne nicht mehr mächtiger Barbar sie vorschreiben konnte. Erstlich verlangte er einen jährlichen Tribut, dann eine ungeheure Menge seidener und anderer Stoffe, ferner hundert griechische Jungfrauen, die er aus Constantinopels blühendsten Schönheiten sich selbst zu wählen, das Recht haben sollte, und endlich, daß ihm gestattet werden müsse, zu Pferde sich dem goldnen Thore der Stadt zu nahen und es mit seiner Lanze zu durchbohren. Leo ließ ihm sagen, um das Thor zu durchbohren, müßte er dasselbe erst erstürmt haben; und was die übrigen Foderungen betreffe, so könne er nicht eher darauf antworten, als bis er die Meinung seines Staatsrathes darüber vernommen hätte. Am besten würde es seyn, fügte der Kaiser hinzu, wenn man von beiden Seiten Bevollmächtigte wählte, die an

einem, von Leo bezeichneten Ort, nahe am Gestade des Meeres, jedoch unbewaffnet, zusammenkommen, über die gegenseitigen Foderungen sich berathen, und im Namen des griechischen Kaisers und des Königs der Bulgaren einen förmlichen Friedensvertrag abschließen sollten. Mit dieser Antwort entließ Leo die Gesandten.

4. Die vorgeschlagene Conferenz ward von Krum sogleich bewilliget, und schon am andern Tage erschien er mit noch 5 andern Bulgaren an dem bestimmten Platz. Leo, der, weil er den Krum kannte, gar nicht daran zweifelte, daß er selbst kommen würde, hatte indessen, nahe an dem Blackernerthor, in ein altes zerfallenes Mauerwerk einige Bewaffnete mit dem Befehle versteckt, auf ein gewisses Zeichen, welches ihnen von den Mauern der Stadt herab würde gegeben werden, den König der Bulgaren zu überfallen, und mit ihren Pfeilen und Wurfspiesen zu tödten. Kaum war also Krum jetzt angekommen, vom Pferde gestiegen, und hatte sich auf der Erde niedergesetzt, als auch das verabredete Signal gegeben ward. Aber zu seinem Glücke bemerkte Krum das Signal, ahnete Verrath, sprang also schnell von der Erde auf, schwang sich auf das Pferd und eilte davon. Aus ihrem Hinterhalt brachen zwar jetzt die Griechen hervor, tödteten auch zwei Bulgaren, und nahmen noch zwei Andere gefangen; konnten aber Krum selbst nicht mehr mit ihren Pfeilen erreichen, denen er, obgleich leicht verwundet, durch die Schnelligkeit seines Pferdes glücklich entrann.

5. Grenzenlos und alle Vorstellung übersteigend war jetzt das Elend, das Leos Verrätherei über alle Provinzen Thraciens und Macedoniens

herbeiführte. Wüthend über die Treulosigkeit der Griechen, ließ Krum alle Gefangenen, mehrere tausend an der Zahl, gleichsam vor den Thoren von Constantinopel erwürgen, und verheerte hierauf mit gleicher Wuth die ganze umliegende Gegend. Alle vor der Stadt gelegenen Gebäude, eine Menge Kirchen, Klöster, Paläste und die prachtvollesten Landhäuser wurden dem Erdboden gleich gemacht; alle Weinberge, Gärten und die schönsten Anlagen von Grund aus zerstört. Alle Kunstwerke, Monumente, Statüen, Säulen, Obelisken ꝛc. zerstückt und zertrümmert, und die ganze, mit so vielen Kunst- und Natur-Schätzen, prangende Küste des Bosphorus bis zu dem Pontus Euxinus, jetzt aber mit Trümmern und Ruinen bedeckt, ward in wenigen Tagen ein grausenvolles Bild der schrecklichsten, unerhörtesten Verwüstung. Von hier aus rückte Krum in den thracischen Chersones, wo abermals nur Mord und Brand jeden seiner Schritte bezeichneten. Als es hier nichts mehr zu zerstören gab, und Adrianopel sich noch immer hielt, brach er mit seinem Heere auf, und stieß wieder zu dem, unter dem Befehl seines Bruders vor Adrianopel stehenden Heere. Vorzüglich sollte diese Stadt die Wirkung seiner Rache fühlen; denn in ihrer gänzlichen Zerstörung glaubte er, seinen persönlichen Feind, den Kaiser Leo auf das tiefste zu verwunden. Mit der größten Hitze ward also jetzt die Belagerung betrieben, täglich gestürmt, und jede Nacht eine Menge brennender Pfeile und Pechfackeln in die Stadt geworfen. — Mangel an Lebensmitteln zwang endlich die braven Einwohner, deren Tapferkeit und ausdauernder Muth von einem glücklichern Erfolge gekrönt zu werden verdient hätten, sich zu ergeben, und zwar auf Gnade oder Ungnade eines barbarischen, im höchsten Grade erbitterten, nach Rache

dürstenden Siegers. In Adrianopel, nach Constantinopel, in dem europäischen Reichstheil die größte, schönste und reichste Stadt, blieb jetzt kein Stein auf dem andern. Alle öffentliche, wie Privat-Gebäude wurden niedergebrannt, von Grund aus zerstört, die Einwohner größtentheils erwürgt, und die übrigen, deren Leben das Schwert der Sieger schonte, in allem ungefähr zwölf tausend Seelen, mit Ketten beladen, als Sclaven in das Innere der Bulgarei abgeführt. Da Leo sich noch immer innerhalb Constantinopels Mauern eingeschlossen hielt, so boten jetzt ganz Thracien, Macedonien und Epirus den Barbaren ein weites, grenzenloses Feld der Verwüstung dar. Die blühendsten Städte wurden, eine nach der andern, erobert, in Schutthaufen verwandelt, die Einwohner zusammen gehauen, oft aus bloßem Muthwillen der Soldaten grausam ermordet. Selbst in die unzugänglichsten Gebirge, wohin die geschreckten Landbewohner mit ihrem Vieh geflohen waren, drangen die nach Beute und Mord dürstenden Barbaren, und wohin sie kamen, ward keines lebenden Wesens geschont; was nicht geraubt werden konnte, ward zerstört; Menschen und Vieh wurden ermordet, und die wenigen, denen hie und da die gesättigte Mordlust der Barbaren das Leben ließ, traf dann stets das noch ungleich härtere Loos einer ewigen grausamen Sclaverei. Am Ende des Sommers zog endlich Krum mit unermeßlicher Beute wieder in sein Land zurück; aber Thracien und Macedonien waren mit Ruinen und rauchenden Trümmern bedeckt, und die blühendsten Länderstrecken in menschenleere Einöden verwandelt.

6. Während die Bulgaren in den europäischen Provinzen des griechischen Reiches raubten und zerstörten, am Morden sich erlustigten, und die

unerhörtesten Greuel und Grausamkeiten sich erlaubten, war Leo vorzüglich darauf bedacht, seinen Thron, gleich im Anfange seiner Regierung, im Innern seines Reiches zu befestigen. Ohne also die warnenden Lehren der Vergangenheit zu benutzen, und sich des traurigen Beispiels so vieler seiner Vorfahren zu erinnern, die sämmtlich sogleich nach ihrem Regierungsantritt, um die Thronfolge ihren Söhnen zu sichern, sie zu Augustusse ernannt, und von dem Patriarchen hatten krönen lassen, und von welchen doch keiner, oder nur äußerst selten einer seinem Vater auf dem Throne folgte, erhob auch Leo seinen ältesten Sohn Sabatius, dem er aber jetzt den Namen Constantin gab, zum Augustus, und ließ ihm von dem Patriarchen Nycephorus in der Sophienkirche die Kaiserkrone aufsetzen. — Indessen blieb Leo doch auch nicht ungerührt bei dem Gedanken an den jammervollen Zustand seiner, von den Bulgaren so grausam verheerten europäischen Provinzen. Den in Asien stehenden Truppen schickte er Befehl, sich Constantinopel zu nähern, ließ auch neue Werbungen anstellen, und die neu angeworbenen Schaaren ebenfalls über den Bosphorus kommen. Wie es scheint, wurden diese Zurüstungen ziemlich schläfrig betrieben; denn als Krum in dem darauf folgenden, ungewöhnlich gelinden Winter schon wieder in das Reichsgebiet eingefallen war, fand Leo sich noch nicht stark genug, ihm entgegen zu rücken, und der Bulgar würde alle Greuelscenen des vorigen Jahres erneuert haben, hätte nicht eine, durch das plötzliche Austreten der Flüsse verursachte Ueberschwemmung ihn zu schleunigem Rückzuge gezwungen.

7. Je mehr es den Zurüstungen des Kaisers an dem gehörigen Nachdruck fehlte, um so furcht-

barer waren Krums Vorbereitungen zu seinem, gleich mit dem Eintritt der günstigen Jahrszeit zu beginnenden Feldzug. Persönlich von dem Kaiser beleidiget, wollte er ebenfalls unmittelbar an der Person des Kaisers Rache nehmen, fest entschlossen, entweder Constantinopel zu erobern, oder mit seinem ganzen Heere unter den Mauern der Stadt zu Grunde zu gehen. Unerhört waren daher seine und seiner Völker Anstrengungen. An alle, seiner Herrschaft unterworfenen Nationen, Bulgaren, Avaren, Sclavonier erging ein allgemeines Aufgebot. Belagerungsmaschinen von jeder Art wurden in ungeheurer Menge verfertiget, und zu deren Fortbringung fünf tausend Wagen und zehen tausend Ochsen herbeigeschafft. Eben so ungeheuer war auch der, auf Krums Befehl zusammen gehäufte Vorrath von Waffen jeder Gattung; kurz, die ganze Nation athmete nur Krieg, und fürchterliches Waffengeräusch erfüllte alle Provinzen von einer Grenze bis zur andern. Natürlicher Weise gelangte die Kunde von diesen schreckbaren Zurüstungen nun auch bald nach Constantinopel. Leo sandte einige Spionen, um an Ort und Stelle das Nähere zu erforschen, und diese berichteten bei ihrer Rückkehr dem Kaiser, daß diesmal das Gerücht noch weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben, es auch der Plan der Bulgaren sey, die Stadt an ihrer schwächsten Fronte, nämlich auf der Blackerner Seite anzugreifen. Für diese Nachricht wußte man den Spähern keinen geringen Dank, und um die bezeichnete, wirklich sehr schwache Frontlinie der Stadt *) in bessern Vertheidigungs-

*) Die Stadt hatte auf dieser Seite nur eine einzige, ziemlich schwache Mauer, die nicht einmal von einem hervorspringenden Thurm flankirt ward. Leo ließ jetzt hinter derselben noch eine zweite, starke Mauer auf-

stand zu setzen, boten sich sogleich viele tausend fleißige Hände von selbst an. Diese Arbeiten und verdoppelten Anstrengungen waren jedoch von kurzer Dauer; denn bald darauf kam die ganz unerwartete Nachricht an, daß am 13. April, Morgens gegen 4 Uhr ein heftiger Blutsturz Krums Leben, mithin auch Constantinopels Besorgnissen ein Ende gemacht habe.

8. Bei den Bulgaren war die Thronfolge gewöhnlich mit innern Unruhen verknüpft. Dem Kaiser gebrach es also jetzt auch nicht mehr an Zeit, seine Zurüstungen zu vollenden. Bevor jedoch Leo den Feldzug eröffnete, ordnete er eine Gesandtschaft an den neuen Bulgarenfürsten Deucum, um wo möglich einen Frieden mit ihm zu unterhandeln. Aber Deucum, noch trotziger als sein Vorfahrer, verwarf alle Anträge der griechischen Gesandten, worauf Leo unverzüglich mit seinem Heere von Constantinopel aufbrach. In der Gegend von Mesembria stießen beide feindliche Heere auf einander. Sobald Deucum die Griechen zu Gesicht bekam, ließ er sogleich zum Angriff blasen. Wüthend stürzten sich die Bulgaren auf den Feind, durchbrachen dessen Zentrum, griffen hierauf mit gleichem Erfolge auch das zweite Treffen an, und schlugen endlich das ganze Heer in die Flucht. Die Schlacht wäre unwiederbringlich für die Griechen verloren gewesen, hätte der Kaiser, der einen solchen Fall vorausgesehen zu haben scheint, nicht schon vor dem Treffen eine, rückwärts seines rechten Flügels liegende Anhöhe mit einer starken, aus lauter Kerntruppen be-

führen, und zwischen beiden einen tiefen, breiten und mit einer doppelten Reihe von Pallisaden versehenen Graben ziehen.

stehenden Reserve besetzt. Sobald also Leo sah; daß die Bulgaren mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm in wilder Unordnung ihren fliehenden Feind verfolgten, rückte er im Sturmschritt von der Anhöhe herab, und fiel mit seinen, in geschlossenen Gliedern wohl geordneten Schaaren, den schon getrennten, in ziemliche Unordnung gerathenen feindlichen Haufen in die Flanke und den Rücken. Natürlicher Weise ließ Deucum jetzt seine im Verfolgen begriffenen Bulgaren eiligst zurückrufen. Aber dies bemerkten nun auch sogleich die fliehenden Griechen, wandten demnach auch den Bulgaren nicht länger mehr den Rücken, formirten sich in der Eile so gut sie konnten, und machten mit verdoppelter Anstrengung einen neuen Angriff auf den Feind. In ihrer Fronte, in den Flanken und im Rücken angegriffen, vermochten die Bulgaren nicht ihre Schlachtordnung wieder herzustellen, geriethen immer in noch größere Verwirrung, und die Griechen erfochten endlich über sie einen vollständigen Sieg. Eine ungeheure Menge Bulgaren blieb auf dem Platz; nicht minder beträchtlich war die Zahl der Gefangenen, und das ganze Lager sammt allem Gepäcke ward die Beute der, seit vielen Jahren jetzt zum erstenmale wieder siegenden Griechen. — Nach dieser verlornen Schlacht sah Deucum sich außer Stand, das Feld noch länger zu halten. Eiligst zog er also mit seinem Heere wieder nach Hause, worauf auch Leo, sobald der Feind das Reichsgebiet völlig geräumt hatte, zurückging, und triumphirend durch das goldene Thor in Constantinopel einzog.

9. Sehr groß mag doch nicht der Verlust der Bulgaren gewesen seyn; denn Deucum hatte sein Heer bald wieder ergänzt, und erschien im folgenden Jahre (815) schon wieder im Felde. Aber

deſto merkwürdiger, blutiger und entſcheidender war der Sieg, den Leo, mit Hülfe einer, freilich nur gegen Barbaren anwendbaren Kriegsliſt erfocht. Hinter einer, im Rücken des bulgariſchen Lagers liegenden Anhöhe hielt ſich Leo mit einem Theile ſeines Heeres einen ganzen Tag über verborgen, zog dann bei nächtlicher Weile in der größten Stille über dieſelbe herab, überfiel die in volle Sicherheit eingewiegten, mithin jetzt im Schlafe verſunkenen Bulgaren, und richtete, weil nun auch der übrige Theil des Heeres zum Angriff herbeieilte, eine ſchreckliche Niederlage unter ihnen an. Der König Deucum und alle Edeln ſeines Landes wurden erſchlagen, beinahe kein Mann entrann dem Schwerte der Griechen, und das ganze feindliche Heer ward, im ſtrengſten Sinne des Wortes, vernichtet *).

*) Die Kriegsliſt, welcher Leo ſeinen ſo ungemein glänzenden und entſcheidenden Sieg zu danken hatte, war ungefähr folgende. In den erſten drei Tagen blieb er mit dem Heere im Lager eingeſchloſſen, ließ dieſes verſchanzen, und traf Vorkehrungen, welche Furcht und Kleinmuth verriethen, daher den Bulgaren Sicherheit und Verachtung gegen ihren Feind einflößten. Am Abend des dritten Tages, nachdem Leo Einem ſeiner Vertrauten ſeinen Plan mitgetheilt, auch einſtweilen den Oberbefehl übergeben hatte, verſchwand er plötzlich aus dem Lager, begab ſich zu ſeiner, ſehr weit hinter dem Hauptheere ſtehenden Reſerve, und marſchirte damit die ganze Nacht hindurch auf weiten Umwegen, hinter dem oben erwähnten, im Rücken der Bulgaren liegenden Hügel. Als am folgenden Tag der Kaiſer nicht im Lager erſchien, gerieth das ganze Heer auf die Vermuthung, Leo ſey heimlich nach Conſtantinopel zurückgekehrt; und nun ward von Ueberläufern das Gerücht von des Kaiſers nächtlicher Flucht bald auch zu den Bulgaren gebracht. Dieſe falſche Nachricht, die aber allen Schein der Wahrheit hatte, wiegte nun Deucum und deſſen Heer in

Offen und wehrlos waren jetzt alle bulgarischen Länder dem Sieger Preis gegeben; und Leo, diesen entscheidenden Sieg benutzend, drang auch wirklich bis in das Herz der Bulgarei vor. Aber ein furchtbares Wiedervergeltungsrecht ging jetzt dem griechischen Heere zur Seite. Erbarmungslos ward überall mit Feuer und Schwert gewüthet, und alle Greul und unmenschliche Grausamkeiten, welche das rohe, uncultivirte und noch im Schlamme des Götzenthums versunkene Bulgaren-Volk sich früher in Thracien und Macedonien erlaubt hatte, wurden nun von einem christlichen, auf hohe Stufe der Cultur Anspruch machenden Volke mit wucherischen Zinsen

---

die, ihnen nachher so verderblich gewordene Sicherheit ein. An einen feindlichen Angriff dachte nun kein Mensch mehr im Lager der Bulgaren, ihre einzige Besorgniß war nur, daß das ganze griechische Heer, gleich dem Kaiser, ihnen entwischen möchte. Aber auch in dem griechischen Lager selbst hätte die Sache beinahe eine höchst gefährliche Wendung genommen. Der Kaiser, hieß es, verzweifle offenbar an einem glücklichen Ausgang des Feldzuges, sey daher, blos auf eigene Sicherheit bedacht, nach Constantinopel zurückgeeilet, und überlasse nun sein Heer, ohne sich weiter darum zu bekümmern, dem Schwert der Bulgaren. Laut fingen die Soldaten an zu murren, standen schon im Begriffe ihre Zelte abzuschlagen, und wollten ebenfalls nach Constantinopel zurückkehren. Der Unterfeldherr, der des Kaisers Geheimniß wußte, es aber nicht entdecken durfte, hatte alle Mühe die Soldaten wieder zu beruhigen. Endlich bat er sie, nur noch 24 Stunden zu warten; wann in dieser Zeit das, ihm selbst unbegreifliche Räthsel sich nicht von selbst lößte, dann möchten sie in Gottes Namen thun, was sie zu thun für gut befänden. — Wie der Leser weiß, ward das Räthsel schon in der gleich darauf folgenden Nacht vollkommen gelößt.

zurückgegeben. Man sah griechische Soldaten, welche sogar kaum lallende Säuglinge von den Brüsten ihrer Mütter rissen, und unter deren Augen die Köpfe der schuldlosen Geschöpfe an Steinen zerschellten. — Das Uebermaß des Greuls und der Verwüstung, das jetzt von allen Seiten in die bulgarischen Provinzen einbrach, bewog endlich Mortagon, Deucums Nachfolger, um Friede zu bitten und nun ward ein Waffenstillstand geschlossen, auf welchen bald ein förmlicher Friede folgte, der eine Dauer — bis jetzt unerhört in den byzantinischen Annalen — von zwei und sechzig Jahren hatte. — Die furchtbare Niederlage und die, von den Griechen im Lande verübten Grausamkeiten lebten lange in dem Andenken der Bulgaren, und Sagen und Volkslieder brachten die traurige Kunde davon von Geschlecht zu Geschlecht. Die Anhöhe, hinter welcher der griechische Kaiser mit einem Theile seines Heeres versteckt gelegen hatte, nannte man von jetzt an Leo's Hügel; und noch viele Jahre nachher ging nicht leicht ein Greis an diesem verhängnißvollen Hügel vorüber, ohne, ergriffen von den schmerzhaftesten Rückerinnerungen, seinen Kindern oder Kindeskindern die schauervolle Geschichte jener unglücklichen Zeiten zu erzählen.

9. Leos entscheidender Sieg, die völlige Vernichtung des bulgarischen Heeres, und der von den Barbaren erzwungene, glorreiche Friede wurden nun in kaiserlichen Rundschreiben allen Provinzen bekannt gemacht. Aber der Ton, der in diesen Briefen herrschte, war nichts weniger, als jener eines christlichen Monarchen. Ein heidnischer Proconsul der alten, weltbeherrschenden Roma würde sich kaum einen ähnlichen erlaubt haben. Des Herrn der Heerschaaren, Der allein Sieg und Macht dem giebt, welchem

Er ſie geben will, ward auch nicht mit einer Sylbe gedacht; Alles blos der Weisheit des Kaiſers, ſeiner Kriegserfahrenheit, Klugheit und Tapferkeit zugeſchrieben, und nicht Gott, ſondern nur ihm, dem Kaiſer gebührten jetzt Lob, Preis und Ehre. Was jedoch Leo's Eitelkeit zu thun verſchmähete, ward durch die Frömmigkeit des ehrwürdigen Patriarchen Nycephorus erſetzt. An alle Metropoliten des Reiches erließ er Hirtenbriefe, in welchen er ihnen auftrug, durch öffentliche Gebete und mehrere Tage anhaltende Andachten, Gott für den, dem Kaiſer verliehenen Sieg und dem Reiche geſchenkten Frieden zu danken.

10. Die Macht der Bulgaren war jetzt auf lange Zeit gebrochen, weder von ihnen, noch von den, in blutigen Thronſtreitigkeiten verwickelten Sarazenen hatte Leo etwas zu befürchten und auch im Innern hatten ſeine, über den gefährlichſten Reichsfeind erfochtene Siege ſeinen Thron vollkommen befeſtiget. Von keinem Gegner alſo mehr bedrohet oder beunruhiget, faßte Leo den unſeligen Entſchluß, ſeine Waffen jetzt gegen eine Macht zu wenden, gegen die auch die vereinten Mächte des ganzen Erdkreiſes ſelbſt im Bunde mit Ilena Mächten der Finſterniß, noch nie etwas vermochten, nämlich gegen die Kirche. — Längſt ſchon umſtrickt von einer Rotte heuchleriſcher Pfaffen, elender Charletans im Mönchs- und Anachoreten-Gewand, und einer Menge, unter einander im Bunde ſtehender, geheimer Ketzer, hatte Leo, wie man weiß, ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung verſprochen, den Bilderdienſt, wie die Thoren es nannten, aus dem ganzen Reiche wieder zu verbannen. Dieſe Zuſage ward nun von dem berüchtigten Johannes Grammatikus, der ſeiner Wahrſagerkünſte wegen jetzt auch

den Beinamen Lecanomontas erhalten hatte, und den übrigen, den Kaiser umgebenden Ikonoklasten geltend gemacht. Von dem bloßen Versprechen, sagten sie, wären seine Siege über die Bulgaren schon die ersten Folgen gewesen; und welchen überschwänglichen Segen müßte nicht erst die Erfüllung dieses Versprechens auf ihn herabziehen; lange, glorreiche Regierung, und ein hohes, kräftiges, selbst das entfernteste, dem gewöhnlichen Menschenleben gesetzte Ziel weit hinter sich zurücklassendes Alter würden unfehlbar die segensvollen Früchte davon seyn. Natürlich blieb ein Monarch, wie Leo, gegen solche Verheißungen nicht unbestechlich, er hörte sie mit großer Zufriedenheit, gab auch dem Johannes, dem Casiteras, und deren übrigen Consorten in allem, was sie sagten, vollkommen Beifall, zeigte aber demungeachtet nichts weniger als eine sehr große Bereitwilligkeit, ihren Wünschen zu entsprechen; denn obgleich es dem Leo eben so sehr an reinem religiösen Willen, wie an Sinn gebrach, das Heilige und Erhabene nicht nur in der Religion selbst, sondern auch in deren äußern Formen und Ausstattung richtig aufzufassen und zu würdigen; so fühlte er sich dennoch durch eine innere Stimme von jedem entscheidenden Schritt immer zurückgehalten; er wagte nicht zu thun, was er gerne thun wollte, und verschob es daher stets auf eine bequemere Zeit.

11. Daß dies bange Zögern blos die Wirkung eines ängstlichen, noch nicht zum Schweigen gebrachten Gewissens sey, entging dem schlauen Johannes nicht. Um also dem schwankenden Entschluß des Kaisers endlich einmal eine feste Bestimmung zu geben, nahm er auf das Neue wieder zu einer seiner ehemaligen Gaukeleien seine Zuflucht. Nicht sehr ferne von Constantinopel, sagte er dem Kaiser,

lebe ein sehr frommer, in dem Rufe allgemein anerkannter Heiligkeit stehender Anachoret; dieser besitze ganz außerordentliche Gaben; seinem Blicke schließe sich die Zukunft auf, und was die Gegenwart Verborgenes in ihrem Schooße trage, entdecke ebenfalls sein Auge, das zugleich die tiefsten Falten des menschlichen Herzens durchschaue. Bei einem solchen von Gott so hoch begnadigten Mann möge der Kaiser sich Raths erholen, und wenn Zweifel seine Seele ängstigten, würde jener sie gewiß auf eine ihn völlig befriedigende Weise lösen. Johannes erzählte so viele wunderbare Dinge von diesem Anachoreten und wußte die Neugier des Kaisers so sehr zu reizen, daß dieser sich sogleich bereitwillig zeigte, den Wundermann selbst zu sehen und zu sprechen. Aber nun fiel es doch dem Kaiser ein, die Prophetengabe des Anachoreten vorher noch auf eine kleine Probe zu stellen. Er sagte also dem Johannes, daß er ganz gemeine, schlechte Kleider anlegen, nur einen einzigen Begleiter mitnehmen, und als dessen Diener vor dem Anachoreten erscheinen wolle. Es versteht sich von selbst, daß der, von Johannes vorgeschlagene Einsiedler ebenfalls zur Rotte gehörte, mithin der Betrüger in der Anachoreten-Zelle mit dem Betrüger am Hofe in enger Berührung stand. Unverzüglich ward also durch einen Vertrauten des letzteren jener von dem Entschluß des Kaisers in Kenntniß gesetzt, und ihm vorgeschrieben, wie er sich bei diesem Besuche zu verhalten habe. — Noch am Abend desselben Tages führte Leo seinen Entschluß aus, verließ, nur von einem einzigen Diener begleitet, den Palast und ging zu dem Einsiedler. Als er bei ihm eingetreten war, blieb er ganz demüthig am Eingange stehen, während sein Begleiter vor den Anachoreten trat und ihn sehr ehrerbietig begrüßte; aber dieser würdigte den Spre-

chet keines Blickes, sondern ging gerade auf den Kaiser zu und sagte: „Herr, diese niedrige, schlechte „Kleidung geziemet Dir nicht; warum willst Du „Dich vor mir verbergen; bevor Du kamst, wußte „ich schon durch höhere Offenbarung, daß Du kom„men würdest und kenne auch die Ursache, die Dich „zu mir führt.“ — Der Schalk begann nun das alte Lied von der Nothwendigkeit, die Tempel Gottes von Götzenbildern zu reinigen; von den geheimen Wegen der Vorsehung, die blos zu diesem Zwecke Leo auf den Thron erhoben; dann von den großen Belohnungen, die, wenn der Kaiser seinem Rufe treu, das große Werk vollende, seiner harrten; von der davon abhangenden durchaus glorreichen Regierung und ungewöhnlich hohem Alter, dem zu Folge Leo seinen Thron einst sogar noch mit den Kindern seiner Kinder theilen würde.

12. Solchen glänzenden Verheißungen vermochte freilich Leo nicht länger zu widerstehen; alle Aengstlichkeit war auf einmal bei ihm verschwunden, und die aus dem Munde eines Propheten ihm gewordene Zusage eines so hohen und glücklichen Alters hatte jetzt plötzlich alle seine Zweifel gelöst. Sobald er also in seinen Palast zurückgekehrt war, ließ er den Johannes rufen, erklärte ihm seinen festen Entschluß, übertrug ihm die Einleitung und Ausführung seiner nunmehr fest beschlossenen Kirchenreformation und eröffnete ihm, um seinen Eifer zu spornen, die ganz nahe Aussicht auf den, wahrscheinlich jetzt bald wieder erledigten Patriarchenstuhl von Constantinopel. Mit Freude übernahm Johannes den Auftrag, fand aber doch für zweckmäßig, daß des Volkes wegen, wenigstens im Anfang ein Bischof an der Spitze der Unternehmung stehe. Natürlicher Weise konnte man nicht jeden Bischof dazu

brauchen, daher auch Johannes, der seine Leute kannte, die Wahl des Kaisers auf den Bischof von Syle lenkte. Er hieß Constantin, mit dem Beinamen Cazamates *), war der Sohn eines ehemaligen Priesters, der aber wegen Unzucht seines Amtes entsetzt und von der Kirche ausgestoßen ward, und hierauf das Handwerk eines Schuhmachers trieb. Dem jungen Constantin fehlte es nicht an großen Gaben des Geistes. Anfänglich legte er sich auf die Jurisprudenz, eröffnete dann, zu männlichen Jahren gereift, eine Schule der Rechtsgelehrsamkeit, zeichnete sich durch seine gelehrten Vorträge sehr vortheilhaft aus, mußte aber bald, um der Strafe we-

*) Hier im Vorübergehen nur folgende kleine Anekdote, die aber den Charakter dieses Bischofes schon hinreichend bezeichnet. Als Constantin nämlich von seinen ikonoklastischen Grundsätzen sowohl am Hof als in der Stadt gar kein Geheimniß mehr machte, ließ der Patriarch Nycephorus ihn rufen, und befragte ihn über seine Lehre in Beziehung auf die Verehrung der Heiligen in deren Bildnissen. Constantin antwortete ganz in dem Sinne der Kirche, zog sogar ein Reliquarium aus der Tasche, und küßte es sehr ehrerbietig. Der Patriarch vollkommen mit dem Bischof zufrieden, hinterbrachte das Resultat seiner Unterredung mit demselben dem Kaiser. Leo, im höchsten Grade aufgebracht über die Wandelbarkeit des Bischofes, ließ ihn unverzüglich kommen, und fing sogleich an, ihm über seine Unbeständigkeit sehr bittere Vorwürfe zu machen; aber Constantin fiel ihm schon bei den ersten Worten in die Rede. „Herr!“ sagte er, „nur für meinen großen Kaiser „habe ich Wahrheit und ein treues Wort; mit allen „übrigen treibe ich blos mein Spiel. Ich sagte die„sen Leuten, was sie wünschten, das ich ihnen sagen „möchte, damit Eure Majestät nun ebenfalls um so „ungestörter thun können, was Ihnen zu thun be„liebt.“ —

gen eines bedeutenden Verbrechens zu entgehen, diese Anstalt, wie die Stadt verlassen, ging hierauf in ein Kloster, nahm in demselben den Namen Antonius an, und brachte es durch Schlauheit und Intriguen jeder Art in kurzer Zeit so weit, daß er zuerst zum Abt eines berühmten Klosters und endlich zum Bischof von Syle ernannt ward. — Voll Geist und Verstand, einschmeichelnd durch seine Manieren, äußerst gefällig gegen jedes Laster wie gegen jede Thorheit, jedoch mit der Gabe der Beredtsamkeit geschmückt, der Wissenschaften, wie der heiligen Schriften kundig, aber dabei stets bereit, zeitlichen Lohnes wegen, die Lehren der Kirche zu trüben und zu verdüstern, durch blendende Sophismen die Unwissenden oder Unmündigen zu bethören, die Lüge zur Wahrheit und diese zur Lüge zu gestalten, und überhaupt äußerst gewandt in allen jenen Künsten, vor welchen ein, nur einigermaßen zartes Gewissen zurückschrickt, war der saubere Bischof von Syle ganz der Mann, dessen man jetzt am Hofe von Constantinopel bedurfte; gewann daher auch bald das Zutrauen des Kaisers, und ward der Held und Liebling der ganzen ikonoklastischen Kabale.

13. Nur von Seite des gottesfürchtigen und gelehrten Patriarchen Nycephorus war jetzt noch größer und kräftiger Widerstand zu besorgen. Anfänglich suchte der Kaiser, jedoch fruchtlos, ihn zu täuschen und zu hintergehen, und als hierauf weder lockende Versprechungen ihn verführen, noch Drohungen ihn schrecken konnten, ward er auf Leos Befehl zur Nachtzeit aus seinem Palaste hinweggeführt, und nach einem, bei Chrysopolis am Gestade des Bosphorus liegenden Kloster gebracht, aber bald darauf in einem, noch viel weiter ent-

fernten Kloster eingesperrt *). Am folgenden Morgen bestieg der Kaiser in eigener Person die Kanzel in der Sophienkirche, und verkündete dem Volke, der Patriarch sey in der verflossenen Nacht heimlich und bösartig aus seiner Kirche und der Stadt entwichen, und zwar blos deßwegen, weil er auf die, von gelehrten, frommen und rechtgläubigen Bischöfen ihm gegen den abgöttischen Bilderdienst vorgelegten Gründe nichts zu erwiedern gewußt, und doch aus Stolz und Eigensinn der allgemein anerkannten Wahrheit sich nicht habe hingeben wollen. Man müsse also, fügte der Kaiser hinzu, unverzüglich zur Wahl eines neuen Patriarchen schreiten. Gerne hätte Leo, seinem Versprechen gemäß, den Johannes auf den Patriarchenstuhl erhoben; aber viele Patricier und ein großer Theil des Adels stellten dem Kaiser vor, daß Johannes, sowohl seines Alters, als seiner

*) Leo hatte eigentlich im Sinne, den Patriarchen tödten zu lassen. Die, welche ihn aus seinem Palaste hinwegführten, hatten den Befehl, mit ihrem Gefangenen sich in einer, ihnen genau bezeichneten Gegend der Stadt, unter irgend einem Vorwand einige Zeit zu verweilen. Soldaten sollten dort bei der Dunkelheit der Nacht plötzlich über den Patriarchen herfallen, und ihn ermorden. Dieser Mordbefehl ward aber entweder nicht deutlich genug gegeben, oder von dem Kaiser wieder zurückgenommen; denn, nachdem die Begleiter des Nycephorus lange auf dem, ihnen angegebenen Platz gewartet, und dennoch niemand erschienen war, auch der Tag schon zu grauen anfing, setzten sie ihren Weg fort, und führten den Patriarchen einstweilen nach Chrysopolis. — Nycepherus lebte in seiner Verbannung noch dreizehen Jahre, und hatte demnach Zeit genug, den Abfall so vieler Bischöfe, des größten Theils der Geistlichkeit, so wie den immer sichtbarer werdenden Verfall der orientalischen Kirche zu beweinen.

bekannten Aufführung wegen, unmöglich für sie oder auch nur für das Volk ein Gegenstand großer Verehrung werden könne; seine Erhebung würde ein wahres Scandal seyn. Leo, der wahrscheinlich dies eben so gut, wie sie, wußte, gab also nach, und leitete durch seinen Einfluß nun die Wahl so, daß sie auf Theodotus Casiteras fiel, der bis auf diesen Tag als Kriegstribun einer Abtheilung der Leibwache vorgestanden hatte. Er war aus einem der ältesten und edelsten byzantinischen Geschlechter entsprossen. Dies war unstreitig kein kleines Verdienst, und wirklich fehlte es ihm auch zu seiner neuen Würde an nichts, als blos an Verstand, Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Reinheit des Wandels, Aufrichtigkeit, Treue und Glauben. Eben so unkundig des Kirchenregiments, als unwissend in der Wissenschaft des Heils überhaupt, suchte Theodot blos durch verschwenderische äußere Pracht, wozu auch üppige Gastmähler gehörten, das Ansehen seiner Würde zu behaupten. Jeden Tag gäb er zweimal große Tafel, lud dazu vorzüglich die Geistlichen von jedem Range, auch viele Mönche, einheimische wie fremde ein, überfüllte sie mit Speisen und Wein, und hatte kein größeres Vergnügen, als wenn er sah, daß durch die lärmende Fröhlichkeit und Ausgelassenheit seiner, theils halb, theils ganz berauschten Gäste, jedes dieser Gastmähler in ein wahres Bachanale ausartete. Da Theodot selbst nichts taugte, bestrebte er sich auch, die ihm untergeordneten Geistlichen zu verderben, und leider konnte man nun bald in Wahrheit sagen, daß der Patriarch von Constantinopel und dessen ganze Geistlichkeit nur eines Herzens, wie eines Sinnes seyen.

14. Was unter einem solchen Patriarchen aus der Kirche von Constantinopel, ja selbst aus dem

größten Theile der übrigen orientalischen Kirchen werden mußte, kann man sich leicht vorstellen. Da der ehrwürdige Nyeephorus jetzt entfernt war, so ging nun auch die ikonoklastische Rotte im Sturmschritte an ihr Werk. Um jedoch wenigstens mit einem Schein von Anstand zu verfahren, berief der Kaiser ein großes Nationalconcilium, von welchem man aber alle, von denen man vermuthete, daß sie nicht zu Verräthern an ihren Kirchen werden würden, unter mancherlei Vorwand auszuschließen wußte, nach Constantinopel zusammen. In dieser zwar ziemlich zahlreichen Versammlung, in der es aber ungleich mehr stolze, eitle, nur nach Hofgunst und Wohlleben lüsterne Pfaffen, als wahre Bischöfe gab, obschon es auch an diesen nicht ganz fehlte, wurden nun alle Entscheidungen des zweiten ökumenischen Conciliums von Nicäa förmlich verdammt, aber dafür jene des, unter Constantinus Copronymus gehaltenen Conciliabulums, das man jetzt wieder mit dem Titel eines allgemeinen Conciliums beehrte, auf das Neue bestätiget, die Bilder und Reliquien der Heiligen aus allen Kirchen verbannt, jene, welche bisher öffentliche Plätze schmückten, ja sogar das große, herrliche am Eingang des kaiserlichen Palastes stehende Crucifix, gestürzt, und nicht selten unter den größten Lästerungen zerstückt und zertrümmert, gegen Alle, welche Bilder oder Reliquien der Heiligen in ihren Wohnungen aufbewahrten, ungemein strenge, die schwersten Strafen drohende Verordnungen erlassen, diesem zu Folge rechtgläubige Bischöfe von ihren Kirchen, ehrwürdige Aebte aus ihren Klöstern vertrieben, ganze Schaaren in frommer, gottgefälliger Einfalt lebender Mönche grausam mißhandelt, gehöhnt, verspottet und auseinander gejagt *), eine zahllose Menge Laien, oft die redlich-

*) Da die Vollstrecker der grausamen Befehle eines Des-

sten und angesehensten Männer, die aber Gottes und der Kirche Gebote mehr als jene des Kaisers ehren zu müssen glaubten, des Nachts in ihren Wohnungen überfallen, aus denselben herausgerissen, am folgenden Tage öffentlich gegeißelt, nicht selten sogar verstümmelt, ihres ganzen Vermögens beraubt, in Gefängnisse geworfen, oder für immer des Landes verwiesen, Constantinopel und alle große Städte mit Spionen und geheimen Angebern überfüllt, die Letztern stets geschützt und reichlich belohnt, mithin auch der Rachgier, der Bosheit, der Verläumdung und den gehässigsten Leidenschaften ein ungeheurer Spielraum, ja gleichsam alle Thore und Thüren geöffnet, aber dafür auch gegenseitiges Zutrauen, gesellige Mittheilung, Ruhe und Friede aus dem öffentlichen, wie aus dem Privatleben verbannt *); kurz, alle die alten ekelhaften Scenen früherer ikonoklastischer Verfolgung wurden, und zwar beinahe eben so blutig, wie unter Constantinus Copronymus, auf das Neue wieder aufgeführt **), und der jetzt

---

poten gewöhnlich, um dessen Gunst noch mehr zu gewinnen, die ihnen ertheilten Befehle übertreten; so geschah es jetzt ebenfalls, daß bisweilen alle Mönche eines Klosters, jeder in einen Sack gesteckt, gerade zu in das Meer geworfen wurden.

*) Häufig wurden jetzt Sclaven die Verräther ihrer Herren, und noch häufiger verstellte Freundschaft und geheucheltes Wohlwollen nur Schlingen heimlichen Verraths. Ja man sah sogar unnatürliche Söhne, die, um des väterlichen Erbes desto früher zu ihren Ausschweifungen habhaft zu werden, selbst die Angeber derjenigen wurden, von denen sie Leben, Bildung und zahllose Wohlthaten erhalten hatten.

**) Am heftigsten wüthete diese Verfolgung in den Jah-

abermals über Vernunft und Wahrheit siegende Wahn hatte sich nun wieder eines, länger als sieben- undzwanzig Jahre dauernden Triumphes zu erfreuen*).

15. Was der Geist der Pythonissin, was falsche Propheten und Wahrsager von ihm gefodert, hatte Leo vollbracht, und nun war es auch an jenen, ihre glänzenden Verheißungen und Versprechungen in Erfüllung gehen zu lassen. Aber zum Unglück für Leo nahete sich seine Herrschaft nun schon mit starken Schritten ihrem Ende. Indessen bezeichneten doch große, über das ganze Reich sich erstreckende Calamitäten noch die letzten Jahre seiner Regierung. Ein anhaltend trockener, ungewöhnlich heißer Sommer, dessen Gluth beinahe alle Erzeugnisse der Erde in ihren Keimen verbrannte, hatte Theurung und Hungersnoth zur Folge, und diese erzeugten nun bald eine Menge ansteckender Krankheiten und Seuchen, und endlich gar die Pest, während schreckliche Erdbeben mehrere bedeutende Städte in Asien stürzten, furchtbare Meeresbrandungen eine Menge Schiffe zertrümmerten, und die bei dem Wanken der erschütterten Erde aus ihren Ufern getretenen Flüsse ganze Länderstrecken verheerten, und den Segen vieler Jahre hinwegschwemmten. Alle diese öffentlichen Calamitäten schrieben die Rechtgläubigen der Gottlosigkeit des Kaisers zu; und da kurz vorher ein ganz ungewöhnlich großer Komet die Völker geschreckt

ren 816, 17 und 18; ohne völlig aufzuhören, ließ sie doch im Jahre 819 so ziemlich bedeutend nach.

*) Von dem, unter Leo gehaltenen Afterconcilium, so wie von dessen traurigen Folgen wird in der speciellen Kirchengeschichte noch nähere und umständlichere Erwähnung geschehen.

hatte, so wurden diese nun um so mehr in der Meinung bestärkt, daß jene, in unendlichen Räumen und unregelmäßigen Bahnen herumkreisenden Gestirne stets die Verkünder nahender Gerichte Gottes seyen.

16. Derjenige, auf dessen Schultern gleichsam Leo vor sieben Jahren zum Thron emporgestiegen, ward jetzt (als ein merkwürdiges Beispiel menschlicher Wandelbarkeit,) auch das vorzüglichste Werkzeug, das ihn wieder von demselben herabstürzte, und über das ganze kaiserliche Haus den Untergang herbeiführte. Michael der Stammler, welcher einst mit seinem Schwerte Constantinopels und des Palastes Thore dem Leo öffnen wollte, glaubte sich für seine Verdienste nicht hinreichend belohnt. Von Natur aus gewaltthätig und herrschsüchtig, genügte ihm nicht an dem kleinen Gunstantheil, den ihm Leo an der Regierung ließ. Im höchsten Grade unzufrieden, warf er sich zum strengen Tadler aller Regentenhandlungen des Kaisers auf, und sein immer wachsender Unwille ergoß sich beinahe täglich in den bittersten und beißendsten Spottreden gegen seinen Herrn. An einem, von Argwohn und geheimen Spähern umlagerten Hofe mußte natürlicher Weise der Kaiser sehr bald sprechende Beweise von Michaels Unzufriedenheit und dessen beißender Zunge Zügellosigkeit erhalten. Leo, der seinen alten Waffengefährten wirklich ehrte, und dessen kriegerisches Verdienst zu schätzen wußte, hoffte durch Vorstellungen seinen ehemaligen Freund wieder zur Besinnung zu bringen, entließ ihn daher auch gewöhnlich mit einer kleinen Warnung für die Zukunft vorsichtiger zu seyn. Aber gerade diese Nachsicht machte den stolzen, gefühllosen Phrygier nur noch dreuster. Jetzt erkühnte er sich sogar, den Kaiser, wegen eines erst

unlängst begangenen Aktes strenger Gerechtigkeit, überall als einen offenbaren Tyrannen zu schildern. Leo, der immer noch in Michael seinen, ihm von Jugend auf ergebenen Waffenbruder erblickte, sich aber doch auch von einem so lästigen Censor befreien wollte, übertrug ihm die, ihn auf einige Zeit vom Hofe entfernende Inspection über die im Orient stehenden Truppen. Diesen, obgleich an sich höchst ehrenvollen Auftrag betrachtete Michael als einen Beweis kaiserlicher Ungnade, und sein, bisher blos in giftigen Reden gegen den Kaiser sich kundgebender Unwille nahm jetzt, da er in der Mitte ihm längst befreundeter Legionen sich befand, eine Gestalt an, welche nicht ohne Grund noch ungleich verbrecherischere und strafbarere Entwürfe vermuthen ließ. Leo ward bei Zeiten gewarnt, rief ihn daher unverzüglich zurück, und nun war abermals ein scharfer Verweiß, der aber die letzte Warnung seyn sollte, die einzige Strafe für Michaels schon ganz nahe an Majestäts-Verbrechen grenzende Vergehungen. Da ein Mann von Michaels hochfahrendem und unternehmendem Geiste endlich wirklich furchtbar werden konnte, so ließ jetzt der Kaiser ihn und alle seine Schritte auf das genaueste beobachten, gab aber diesen Auftrag nicht einigen jener feilen Seelen, die sich selbst als geheime Angeber vermiethen, sondern — zur Ehre Leo's sey es gesagt — lauter durchaus redlichen, angesehenen, Wahrheit liebenden Männern. Täglich erhielt nun der Kaiser Berichte über die Aufführung des Michaels, und mit jedem Tage bekam er auch immer mehr Ursache denselben zu zürnen. Als aber nach und nach die vereinten Zeugnisse der redlichsten Männer, wie z. B. des, dem Leser schon bekannten Herabulos, der jetzt Leo eben so sehr ergeben war, wie einst dem Michael Rhangabe, als noch Pflichtgefühl ihn

an dieſen band, den Kaiſer vollkommen überzeugten, daß der Undankbare abermals an einem neuen verrätheriſchen Entwurf brüte; fühlte Leo ſeine Geduld endlich erſchöpft, und ſeinem Zorn und Unwillen mußte nun jede Rückerinnerung an ehemals geleiſtete Dienſte und alte Waffenbruderſchaft weichen.

17. Michael ward verhaftet, vor Gericht geſtellt und des Hochverraths angeklagt. Bei dem Gericht führte der Kaiſer ſelbſt den Vorſitz. Alle Reden, Handlungen und Abſichten des Angeklagten wurden, zwar unpartheiiſch, aber mit der größten Strenge unterſucht. Unverwerfliche Zeugniſſe zwangen endlich den Unbeſonnenen ſelbſt zum Bekenntniß ſeiner eigenen Schuld, und Michael, des Hochverraths und mehrerer Majeſtätsverbrechen überführt, ward einſtimmig von den Richtern des Todes ſchuldig erkannt, und verurtheilt in einem Ofen der kaiſerlichen Bäder lebendig verbrannt zu werden. Das grauſame, jedoch an ſich nicht ungerechte Urtheil ſollte unverzüglich und in Gegenwart des Kaiſers vollzogen werden. Aber zum Unglücke für Leo befand man ſich jetzt gerade am Vorabend jenes hehren Feſtes, an welchem die Kirche und der ganze chriſtliche Erdkreis die gnadenreiche, den Himmel mit der Erde wieder verſöhnende Geburt unſers göttlichen Erlöſers feiern. Ueber dieſe Bedenklichkeit ſetzten ſich jedoch Leo und die Richter hinweg; denn bei dem mindeſten Aufſchub glaubte man ſelbſt das Leben des Kaiſers bedroht. Schon nahete ſich alſo der Verurtheilte dem Ort ſeiner Hinrichtung, und ſchon war der glühende Ofen bereit, ſein Opfer zu umfangen, als zufällig die Kaiſerin Theophano, Leo's Gemahlin, was jetzt geſchehen ſoll, erfährt. Ihr frommes Gefühl empört ſich bei dem Gedanken, daß der morgige, ſo hohe und heilige Tag

durch ein, ihm unmittelbar vorangehendes, gräßliches Schauspiel entweihet werden soll. Eilend verläßt sie also ihr Gemach, geht ihrem Gemahl entgegen, wirft sich ihm zu Füßen, und dringt mit Vorwürfen und Bitten in ihn, diese Hinrichtung, wenn sie denn durchaus nothwendig sey, wenigstens auf einen andern Tag nach dem Fest zu verschieben. Niemand fühlte besser als Leo selbst das Schickliche eines solchen Aufschubs, und da Theaphano jetzt immer mit Bitten fortfuhr, so bewilligte er endlich, was sie begehrte, jedoch mit sichtbarem Widerwillen, und es wird sogar erzählt, daß Leo aus einer geheimen Ahnung, welches grenzenlose Unglück dieser Aufschub über ihn und sein ganzes Haus herbeiführen werde, mit einem nur schwach unterdrückten Seufzer seiner Gemahlin gesagt haben soll: „Mögest Du sammt „deinen Kindern doch ja nicht diese Bewilligung „deiner Bitte für dein ganzes Leben zu beweinen „haben.“

18. Michael, durch Theophano's Fürbitte, wenigstens für jetzt dem Feuerofen entrissen, ward in das Palastgefängniß gebracht, und dem Papias oder Aufseher über dasselbe zur strengen Bewahrung und Bewachung übergeben. Aber bange Ahnungen und Besorgnisse mancher Art ängstigen jetzt unaufhörlich den Kaiser, verscheuchen selbst in der Stille der Nacht allen Schlummer von seinen Augen, und treiben ihn endlich von seinem Lager und aus seinem Zimmer in Michaels Gefängniß, um sich zu versichern, daß sein Feind wenigstens noch immer in seiner Gewalt sey. Aber zu seinem größten Erstaunen findet er hier den Papias auf der Erde schlafend liegen, und in dem Bett desselben den Michael in tiefem, süßen Schlummer versunken, sogar seiner Fesseln war er entledigt,

hatte nur noch an den Füßen die eiſernen Ringe, wozu man die Schlüſſel dem Kaiſer ſelbſt hatte bringen müſſen. Dieſe große Sicherheit, Michaels ruhiger, ſorgenloſer Schlaf, des Gefangenwärters höchſt ehrerbietige Behandlung ſeines Gefangenen; alles dies deutete auf zuverſichtliche Hoffnung naher Befreiung, mithin auf mächtiges, wahrſcheinlich ſehr weit ſich verzweigendes Einverſtändniß. Mit drohender Gebärde, jedoch ganz leiſen Schrittes verläßt Leo das Gefängniß, wird aber an ſeinen purpurnen Pantoffeln von einem, in einem Winkel liegenden, ſich ſchlafend ſtellenden Sclaven erkannt. Unverzüglich weckt dieſer ſeinen Herrn, wie deſſen Gefangenen, und noch halb außer ſich vor Schrecken, theilte er beiden die gemachte Entdeckung mit. „Nur ein kühner „und raſcher Entſchluß,“ ſagt jetzt Michael zu Papias, „kann uns noch retten. Willſt du mir dazu behülflich „ſeyn, ſo retteſt du dein eigenes Leben, und große „Belohnung harret dann überdieß noch deiner.“ Gerne gab der geſchreckte Gefangenwärter zu Allem ſeine Einwilligung; und nun ſchrieb Michael an die vornehmſten ſeiner, mit ihm gleichgeſtimmten Freunde und Anhänger folgenden Brief: „Von Mir und „den Entdeckungen, die ich machen könnte, hängt, „wie Ihr wiſſet, Euer Leben ab. Nur wenige „Stunden ſind Euch noch zu Eurer und Eures „Freundes Rettung gegönnt; werdet Ihr dieſe nicht benutzen, ſo wird ein für Euch noch grauſamerer Tod „der Lohn Eurer Feigheit ſeyn.“ — Zugleich gab Michael in wenigen Worten ihnen einen Wink, welche Mittel ihnen auch jetzt zu Gebote ſtünden, ihren gemeinſchaftlichen Feind und zwar bevor noch der Tag graute, zu verderben.

19. Es war damals Sitte, an hohen Feſten auch in der kaiſerlichen Kapelle die Frühmetten zu

halten. Größtentheils wohnten die Kaiser selbst diesem Frühgottesdienste bei. Aber keiner von allen fand sich je so emsig und regelmäßig dabei ein, als Leo. Von der Natur mit einer ungewöhnlich starken, weit tönenden Stimme begabt, fand er ein ganz besonderes Vergnügen daran, Psalmen im Chor zu singen, wo dann stets seine kräftige Stimme über alle andern hervorragte, und sämmtliche anwesende Sänger nach beendigtem Chor ihn einstimmig versicherten, daß im Choralgesange Seiner Majestät niemand gleichkomme. — Die bei der kaiserlichen Kapelle angestellten Geistlichen hatten zu jener Zeit ihre Wohnung noch nicht in dem Palast, sondern wurden bei solchen Gelegenheiten sehr frühe des Morgens, lange bevor der Tag anbrach, durch eine Seitenthüre desselben eingelassen, und mit ihnen noch eine ziemlich große Anzahl von Geistlichen und Sängern aus andern Kirchen. In priesterlicher Kleidung, aber unter ihren Gewändern mit Dolchen und Schwertern bewaffnet, mischten sich die Verschwornen unter jene Haufen, schlichen sich mit ihnen in den Palast, und hielten sich in den verschiedenen Winkeln der Kapelle versteckt. Das unter ihnen verabredete Mordzeichen war des Kaisers Anstimmung des ersten Psalms. Länger als gewöhnlich zögerte diesmal der Kaiser; endlich kam er, ordnete sich in die Reihe der Sänger, und begann den Gesang. Aber kaum hatte er seine Stimme erhoben, als mit gezückten Dolchen und Schwertern die Verschwornen aus ihren Winkeln hervorstürzten. Aehnlichkeit der Kleidung und schwache Beleuchtung hätten sie jedoch beinahe in Irrthum geführt und die Entdeckung des Kaisers erleichtert. Sie überfielen einen harmlosen Priester, der, an Körpergestalt dem Kaiser ähnlich, noch überdieß, wegen allzu strenger Kälte, seinen Kopf völlig verhüllt hatte; aber schnell bemerkten sie ihren

Mißgriff, und in einem Augenblicke war nun Leo von Mördern umringt. Allein, ohne Begleiter, ohne Waffen, und ohne daß irgend eine hülfreiche Hand zu seiner Vertheidigung sich erhoben hätte, ergriff Leo ein, neben ihm stehendes schweres Kreuz, und suchte damit sich gegen seine Feinde zu vertheidigen; jedoch wohl fühlend, daß diese Waffe ihn nicht schütze, er bald der Ueberzahl der Feinde unterliegen müsse, flehete er zu seinen Mördern um Schonung, schwur ihnen völlige Verzeihung und ewige Vergessenheit. Aber furchtbar donnerte ihm eine Stimme entgegen: „Zu Mitleid wie zum Schwören ist es zu spät, geschlagen hat jetzt die Stunde der Rache;“ zu gleicher Zeit trennte ein mächtiger Hieb den Arm, der das Kreuz hielt, von dem Körper; Leo sank zur Erde, und ward nun unter zahllosen Wunden an den Stufen des Altars ermordet (820. 24. Dec.)

20. Das Gerücht von des Kaisers Ermordung erfüllt den ganzen Palast mit Schrecken und Tumult, und eine Handvoll Verschworner, aber lauter kühne und entschlossene Männer, verfügt nun nach Willkühr über Krone und Scepter. Einige der Mörder schleifen durch die Hauptstraßen von Constantinopel Leos noch blutende Leiche, und dessen Andenken lästernd, rufen sie Michael zum Kaiser aus. Die andern eilen nach dem Gefängniß, tragen Michael auf ihren Armen nach dem großen Thronsaal, und — welch' ein unerhörtes Beispiel menschlichen Glückwechsels! — Derjenige, welcher noch vor einer Stunde dem Tode geweihet war, besteigt jetzt und zwar mit den eisernen Ringen noch an den Füßen den Kaiserthron *), und empfängt von seinen

*) Man hatte nämlich den Schlüssel zu diesen Ringen, den Leo selbst, wie wir schon wissen, bei sich trug,

Befreiern, so wie von sämmtlichen zitternden Palastbeamten die erste Huldigung. Eben so wenig Mühe kostete es, die Leibwache zu bewegen, ihren bisherigen obersten Befehlshaber, dem sie ohnehin schon ergeben war, nun auch für ihren Kaiser zu erkennen. Senat und Volk werden hierauf nach der großen Sophienkirche beschieden. Von einem Theile der Leibwache begleitet, und einem Haufen von Menschen umgeben, an deren Händen noch das Blut des ermordeten Kaisers klebt, begibt sich auch Michael dahin, besteigt die kaiserliche Tribüne, hält eine Rede an das Volk, klagt über seines Vorfahrers Undank und Grausamkeit, hat das Glück, die leicht zu bewegende Menge zu rühren, wird daher als Kaiser begrüßt, und nun sogleich von dem Patriarchen nach hergebrachter Weise gekrönt. — Schon um die Mittagsstunde war die ganze blutige Thronrevolution vollbracht, und die seit dem Morgen, durch einen steten Wechsel von Schrecken, Furcht und Hoffnung, in Gährung und Spannung gehaltene Stadt wieder vollkommen beruhiget.

21. Sieben Jahre und fünf Monate hatte der ermordete Kaiser geherrscht. Hätte Leo nicht die Kirche auf das Neue verwirrt, deren Lehre durch seine falschen Propheten getrübt, die Rechtgläubigen grausam verfolgt, seinem und seiner fanatischen Rotte Wahn so viele blutige Opfer gebracht, und endlich die ersten Stühle des Morgenlandes den schlechtesten Menschen zur Beute überlassen; so würden manche, während seiner Regierung entfalteten, wahrhaft großen

---

nicht gleich gefunden, und eben so wenig konnte man in der Eile auch gleich einen Schmidt finden, welcher diese Bande von den Füßen des neuen Kaisers gelößt hätte.

Regenteneigenschaften ihn vielleicht, wegen der Art, wie er zur Herrschaft gelangt, mit der Nachwelt wieder ausgesöhnt haben. Als der ehrwürdige, in der Verbannung lebende Patriarch Nycephorus Leo's Tod erfuhr, sagte er seufzend: „Die Kirche hat „einen großen Feind, aber auch das Reich einen „großen Regenten verloren.“ Man möchte wohl sagen, daß in dem nämlichen Monate, in welchem Leo vor sieben Jahren mit dem Purpur sich schmückte, auch die Hoheit seiner Würde ihn beinahe zu ihrer eigenen Höhe erhob. Ungleich mehr die Arbeit als seine Vergnügungen liebend, weihete Leo jede Stunde des Tages den Geschäften seines erhabenen Berufs. Sein gewaltiger, unermüdet thätiger Geist waltete von einer Grenze des Reiches bis zur andern. In alle Zweige der Verwaltung brachte er wieder Ordnung und neues Leben, ließ alle, von den Barbaren niedergerissenen und zerstörten Brustwehren des Reiches wieder aufrichten, schickte in die entvölkerten Provinzen neue Ansiedler, ermunterte und belebte deren Industrie durch Belohnungen und reiche Vorschüsse, und heilte, so gut er in der kurzen Zeit konnte, alle durch frühere, unglückliche und verheerende Kriege dem Staat geschlagenen Wunden. Bei dem Heere führte er wieder Gehorsam und Kriegszucht ein, verstand selbst den Krieg, und verband mit der Tapferkeit und Kühnheit eines Soldaten alle Vorsicht und Klugheit eines erfahrnen Feldherrn. Ueber Handhabung der Gerechtigkeit wachte er mit unerbittlicher Strenge, und machte der verderblichen, im Heere, wie am Hofe und in der Magistratur allgemein gewordenen Verkäuflichkeit der Stellen ein Ende. Weder der Gunst und noch viel weniger dem Gelde, nur dem wahren Verdienste wurden unter seiner Regierung Aemter, Ehrenstellen und Würden zu Theil. Kein kleines Verdienst ist es ebenfalls dieses

Kaisers, daß er auch den Großen seines Reiches Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Gesetze lehrte. Selbst die glänzendsten äußern Verhältnisse vermochten unter ihm nicht das Verbrechen oder eine Gewaltthat zu schützen. Ein armer Mann aus der niedrigen Volksklasse klagte einst bei ihm, daß ein höchst vornehmer, selbst mit der kaiserlichen Familie verwandter Patricier seine Frau entführt, und immer noch sie gewaltsam ihm vorenthalte; bei der Stadtpräfektur habe er seine gerechte Klage eingereicht, aber leider kein Gehör dort gefunden. — Unverzüglich mußte jetzt der Präfekt selbst erscheinen. Dieser entschuldigte sich mit des Beklagten hohem Range, dessen einflußreicher Stellung und großen Verdiensten um den Staat, welche, seiner Einsicht nach, ihm nicht erlaubt hätten, hier nach den Bestimmungen des Gesetzes zu verfahren. Zürnend erwiederte ihm Leo: „Um Euch zu beweisen, daß edle Geburt, „hoher Rang, Ansehen und Reichthum keine Freibriefe für Verbrechen und Gewaltthaten sind, erkläre ich Euch von diesem Augenblicke an eures „Amtes entsetzt, und für immer unfähig, irgend ein „Amt oder eine Würde je wieder zu bekleiden.“ — Der Patricier ward, trotz der mächtigen, sich für ihn verwendenden Fürsprache, auf der Stelle dem Gerichtshof und der ganzen Strenge der Gesetze übergeben. — Obgleich der Wissenschaften unkundig, war Leo doch nicht, wie sein Nachfolger ein Feind derselben. Gleich nach seiner Thronbesteigung berief er einige Rechtsgelehrten an seinen Hof, und ließ sich von ihnen in den Gesetzen und der römischen Gerichtsordnung unterrichten. Sein lebhafter, schnell fassender Verstand erleichterte ihm die Arbeit, und als er sich in kurzer Zeit hinreichend unterrichtet fühlte, fing er sogleich an, die Tribunäle fleißig zu besuchen, führte öfters selbst den Vorsitz dabei,

und seine Aussprüche waren dann, wenn gleich nicht immer übereinstimmend mit den Gesetzen, doch stets furchtbar dem Verbrechen. Gerechtigkeit hielt Leo für die erste und heiligste Pflicht eines Monarchen. Aber so wie überhaupt bei irreligiösen Naturen jede sogenannte Tugend blos Scheintugend, nur wohl und richtig berechnete Weltklugheit ist, daher auch das eigenthümliche Gepräg des irreligiösen Charakters nie ganz verläugnet; eben so gränzte auch Leos Gerechtigkeitsliebe nicht selten an eine, ihm und seiner Natur eigenen Härte und Grausamkeit. Zwischen den Strafen und Verbrechen fand sich oft nicht das mindeste Verhältniß; und leider war nicht selten seine strafende Gerechtigkeit blos ein furchtbarer Wechsel tyrannischer Launen; denn fand sich sein, durch irgend Etwas aufgereiztes Gemüth in einer düstern, widerlichen Stimmung, dann wurden auch, geringer Vergehungen wegen, sogleich Hände abgehauen, Augen ausgestochen, Zungen abgeschnitten ꝛc. Indessen hatte das Reich sich unter Leo wieder erholet. Bulgaren und Sarazenen kannten dieses Kaisers kriegerischen Geist, und fürchteten sich eben so sehr vor dem Glück seiner Waffen, als alle hohe und niedere Beamten des Staats vor seiner, nur gar zu leicht in Grausamkeit übergehenden Strenge zitterten. Von Außen, wie in dem Innern des Reiches herrschten also unter der Regierung des Armeniers Ruhe, Ordnung und blühender Wohlstand, und des frommen und erleuchteten Patriarchen Nycephorus Worte werden von der Geschichte vollkommen bestätiget.

22. Durch Leo's Tod gewannen weder die Kirche, noch der Staat, noch die Menschheit überhaupt, und völlig fruchtlos war ein ungleich edleres Blut vergossen worden, als jenes, das in den Adern

desjenigen floß, der nach ihm den Thron bestieg, auch unter dem Purpur die ganze Rohheit, Gemeinheit und alle Laster seiner niedrigen, obscuren Abkunft, wie seiner völlig vernachlässigten Erziehung beibehielt, durch seinen Unverstand und seine Indolenz, das Reichsgebiet um mehrere reiche und blühende Provinzen schmälerte, durch seinen schmutzigen Geiz sich eben so verächtlich, als durch Grausamkeit und eine zur Schau gestellte Irreligiosität zum Abscheu aller Edeln machte, und dessen ganzes Verdienst höchstens darin bestand, daß er, nach seinem Tode, einen Sohn dem Reich zum Kaiser gab, über dessen höchst zweideutige Tugenden blos der Contrast mit des Vaters Lastern einen trügerischen Schein zu werfen vermag.

23. Die Kaiserin Theophano, deren Bitte um Aufschub der Bestrafung eines Verräthers, auf der sie vielleicht mehr aus Rücksicht auf das Schickliche und Anständige, als aus wahrem Andachtsgefühl mit so vieler Hartnäckigkeit bestanden hatte, ihren Gemahl von dem Throne in das Grab, und sich selbst sammt ihren Kindern in grenzenloses Elend gestürzt hatte, ward gleich nach vollbrachtem Kaisermord noch an demselben Tage aus dem Palaste vertrieben, und in ein Kloster eingesperrt. Ihre vier Söhne, Constantinus, unter seines Vaters Regierung längst schon zum Augustus erklärt, ferner Basilius, Gregor und Theodosius wurden, mit dem entseelten Körper ihres Vaters in eine Barke geworfen, nach der Insel Prota gebracht und dort entmannt *). Der jüngste, Theodosius, starb an

*) Leo's Söhnen ward also jetzt mit dem nämlichen Maße gemessen, mit welchem ihr Vater vor sieben Jahren den Söhnen des liebenswürdigen Kaisers Michael, der nicht sein Feind, sondern sein Wohlthäter gewesen, ausgemessen hatte.

der ſchmerzhaften Operation, und der älteſte, Conſtantin, verlor die Sprache, die er jedoch, obgleich erſt lange nachher, und zwar, wie erzählt wird, durch ein offenbares Wunder wieder erhielt. Theodoſius ward auf der Inſel Prota begraben, und ein und daſſelbe Grab umfaßte die Leiche des Vaters und des Sohnes *). Die drei andern Söhne, unter welchen Conſtantin ſich nachher durch beſonders frommen Wandel auszeichnete, erhielten von Zeit zu Zeit Erlaubniß, ihre Mutter zu beſuchen und ſie zu tröſten, durften aber, ſolange ſie bei ihr waren, das Kloſter, in welchem ſie lebte, keinen Augenblick verlaſſen. Uebrigens ließ Michael, ſo geizig und habſüchtig er auch war, dennoch weder Leo's Wittwe noch deren Söhne darben. Zwar bemächtigte er ſich des ganzen Privatvermögens ſeines Vorfahrers, wies aber daraus der unglücklichen Familie ſolche Einkünfte an, die, nicht nur gegen Mangel ſchützend, ſie ſogar in einen mehr als bürgerlichen Wohlſtand verſetzten.

*) Nachdem die Verſchwornen Leo ermordet hatten, hieben ſie ihm zuerſt den Kopf ab, ſchleiften den Körper durch die Straßen von Conſtantinopel, und zerhieben und zerfleiſchten ihn in viele Stücke. Dieſe wurden nun untereinander, gerade ſo wie die zerſtückten Theile eines geſchlachteten Viehes in einen Sack geſteckt, durch ein Raſinement von Grauſamkeit mit Leo's vier unglücklichen Prinzen in der nämlichen Barke nach Prota gebracht, und da Theodoſius dort an der mit ihm vorgenommenen ſchmerzhaften Operation ſogleich ſtarb, mit deſſen Leiche in einer und derſelben Grube eingeſcharret. — Wäre uns die früheſte Geſchichte der ehemaligen amerikaniſchen Menſchenfreſſer, oder der wilden heidniſchen Mexicaner genauer bekannt, ſchwerlich möchten wir wohl darin auf ſolche ſcheusliche Züge von Unmenſchlichkeit und viehiſcher Gefühlloſigkeit ſtoßen.

VI.

1. Geschichte Italiens, des Pabstthums und der Kirche*). — Weit länger als

*) In dem vorigen Zeitraum ging die longobardische Geschichte zu Ende. Statt ihrer beginnt jetzt die Geschichte Italiens. Aber Rom, an dessen Namen sich so viele und große Rückerinnerungen knüpfen, ist jetzt nicht mehr blos die berühmte und große Weltstadt, sondern zugleich auch der Sitz und Mittelpunkt des neuen, occidentalischen christlichen Kaiserreiches; und das Leben und Wirken der Päbste, bisher blos für Italien, und zwar nur mittelbar, schützend und wirkend, aber jetzt ebenfalls zu einer weltlichen souverainen Macht erhoben, wird nun nicht nur in alle Ereignisse Italiens, sondern, obgleich nur etwas später, in alle bedeutende Staatshändel aller abendländischen Reiche durch zahllose Fäden auf das mannichfaltigste verflochten. Bald strahlte jedoch der das Pabstthum umgebende irdische Glanz auch auf die, auf eben diesen römischen Felsen gegründete Kirche zurück. Das erhöhete zeitliche Ansehen der Päbste vermehrte auch jenes der Bischöfe und großen Prälaten, gab ihrem landständischen Antheil an Verwaltung und Gesetzgebung ein größeres Gewicht, und verschaffte ihnen nach und nach einen größtentheils höchst wohlthätigen, weil beinahe stets vermittelnden und versöhnenden Einfluß in alle große Welthändel und nur einigermaßen bedeutende Angelegenheiten des Reichs. Kirche und Staat, auf christlichem Grund und Boden ohnehin schon ihrer Natur nach innigst mit einander vereint, treten in immer nähere und vielfältigere Berührungen; stets enger und fester verschlingen sich ihre beiderseitigen Schicksale, und die Geschichte des abendländisches Reiches, wie die Geschichte des Pabstthums und der Kirche zerfließen und verschmelzen sich in eine, auf lange Zeit nicht mehr zu trennende, oder zu zertheilende, große historische Einheit. Am sichtbarsten tritt diese hervor, nachdem

bei seinen frühern Besuchen weilte Carl nach seiner Krönung noch in Rom. Den ganzen Winter über hielt er diesmal sich dort auf. Italiens Angelegenheiten, vorzüglich jene der Stadt Rom und des römischen Herzogthums wurden jetzt gemeinschaftlich mit dem Pabste geordnet, und was längst schon in Briefen zwischen Carl und den Päbsten Hadrian und Leo war besprochen und berathen worden, ward nun in Ausführung gebracht. Der Päbste Oberherrschaft fehlte bisher immer noch eine feste staatsrechtliche Basis; sie beruhete blos, wie wir schon einigemal bemerkt, auf der Liebe, dem Zutrauen und der Ehrfurcht des Volkes, auf der Persönlichkeit einer Reihe großer und heiliger Päbste, und dem aus allem diesem sich bildenden Herkommen. Aber die indessen reich und mächtig gewordenen römischen Baronen fingen an, Versuche zu machen, zwar nicht geradezu sich der päbstlichen Gewalt zu entziehen, jedoch sie so viel möglich zu schmälern, und selbst in des Paschalis und Kampulus Verschwörung waren schon mehrere römische adelige Familien verwickelt gewesen. Auch unter sich selbst in mehrere Partheien und Faktionen getheilt, mußte

---

Italien und die Kaiserwürde für immer auf die Nation der Deutschen war übertragen worden. — — In der italienischen Geschichte bleiben Le Bret und Muratori, jedoch vorzüglich der letztere, unsere vorzüglichsten Führer. Da Muratori alle, ihm vorangegangenen italienischen Geschichtschreiber, gute, mittelmäßige und schlechte, zu Rath gezogen, sie nicht nur stets anführt, sondern nicht selten kleine Auszüge daraus liefert, und über deren verschiedene Ansichten sich mit einer, oft nur allzugroßen Ausdehnung verbreitet, so kann man sagen, daß in seinen Annalen, wenn man noch seine Ausgabe der scriptores rer. ital. und die antiq. Ital. medii aevi dazu nimmt, alle Quellen der mittlern Geschichte Italiens zusammen fließen.

des mächtigen römischen Adels sich feindlich durchkreuzendes Familieninteresse endlich nothwendig auch dem Staate noch gefährlich werden. Alle diese störenden Dissonanzen lösten Carls Macht und Weisheit jetzt in freundlichere Accorde auf. Die dem Adel wirklich zustehenden Rechte wurden demselben bestätiget, die usurpirten ihm entzogen, und des Pabstes Oberherrschaft und Hoheitsrechte über Rom, das römische Herzogthum und die ihm einverleibten Ländertheile nun vollkommen und auch staatsrechtlich begründet *). Von dieser Zeit fingen auch die Päb-

*) Selbst der gelehrte Muratori, der doch übrigens kein allzustrenger Vertheidiger der damaligen päbstlichen Hoheitsrechte über Rom und den römischen Staat ist, sagt doch: — (Gesch. v. It. B. 4. S. 495.) „So „viel ist gewiß, daß die Päbste von dieser Zeit an, „vermuthlich dem, mit dem neuen Kaiser errichteten Vertrage zu Folge, weltliche Herren von „Rom, und dem dazu gehörigen Herzogthum waren." — Was die neuen, diesfalls zwischen dem Pabste und dem Kaiser errichteten Verträge betrifft; so ist dies eine bloße Vermuthung; wurden aber auch solche abgeschlossen; so wird man bei der damals so innigen Vereinigung der höchsten geistlichen und höchsten weltlichen Macht (sacerdotii et imperii) und der zwischen Carl und den Päbsten schon so lange bestandenen vollkommenen Eintracht, an eine sehr ängstliche Berechnung der Grenzen beiderseitiger Gewalten schwerlich gedacht haben. Als höchstes Oberhaupt des ganzen abendländischen Reiches, war Carl nothwendig auch das höchste weltliche Oberhaupt von Rom, gerade so, wie die ganz unabhängigen spanischen und schottischen Könige sich seine Diener und Knechte nannten. Aber dafür war in allen geistigen und kirchlichen Angelegenheiten Carl der Große, als erster Sohn der Kirche, dem Pabste untergeordnet; und da endlich noch der Kaiser der römischen Kirche, wie des römischen Staats, von Beiden selbst gewählter Schutz- und Schirmvogt war; so ist es ganz natürlich und

ste an, eigene Münzen prägen zu lassen, auf deren einen Seite der Name des Pabstes und auf der andern jener des Kaisers stand.

2. Auch rein kirchliche Angelegenheiten wurden jetzt von Carln nicht so wohl geordnet, als vielmehr den schon darüber bestehenden päbstlichen Entscheidungen durch des Kaisers weltlichen Arm der gehörige Nachdruck gegeben. Wie es scheint, gingen die italienischen Bischöfe in bereitwilliger Befolgung der päbstlichen Verordnungen nicht immer mit leuchtendem Beispiel voran. Einen sprechenden Beweis davon gab uns im vorigen Band schon der ziemlich weltlich gesinnte Erzbischof Leo von Ravenna *). Aus diesem Grunde führte wahrscheinlich auch jetzt Aribert, Bischof von Arezzo, vor Carl dem Großen Klage gegen Andreas, Bischof von Siena, wegen mehrerer zu der Diöcese von Arezzo gehörender, aber auf dem Gebiete von Siena liegender und daher von dem Bischofe dieser Stadt widerrechtlich mit seinem Kirchsprengel vereinter Kirchen und Pfarreien. Dieser Streit begann schon im Anfange der Regierung des longobardischen Königes Liutprand; auch vor diesem klagte der Bischof von Arezzo jener Zeit gegen den von Siena. Liutprand ließ die Sache von mehrern Bischöfen, denen er einen königlichen Notar beiordnete, untersuchen. Die Bischöfe entschieden zu Gunsten der Kirche von Arezzo, und der König bestätigte diesen Ausspruch durch ein Edikt,

begreiflich, daß die Päbste auf ihren Münzen auch den Namen des Kaisers prägen ließen; woraus aber doch offenbar auch nicht die mindeste Schmälerung der päbstlichen Oberherrschaft über den römischen Staat sich folgern läßt.

*) Man sehe den 10. Bd. Abschn. 18. §. 3 und 4.

das jedoch, wie es scheint, der Bischof von Siena zu entkräften wußte, indem der Proceß, noch länger als ein halbes Jahrhundert fortschwebend, nun auf das Neue der Entscheidung des Kaisers unterlegt ward. Da es eine rein kirchliche Angelegenheit war, Carl aber die Grenzen seiner Macht genau kannte, und wie wir in der Folge noch sehen werden, sie nie überschritt, ja selbst mit einer Art von Aengstlichkeit über sie wachte, so verwies er auch diesen Handel sogleich an den römischen Hof. Mit Zuziehung einiger Priester seiner Kirche prüfte der Pabst die Gründe der streitenden Parteien, entschied für Aribert von Arezzo und Carl bestätigte Leo's Entscheidung durch ein kaiserliches Diplom, welches in der Vollziehung des päbstlichen Urtheils keine weitere Zögerung mehr gestattete. Noch verschiedene andere kirchliche und geistliche Angelegenheiten wurden auf die nämliche Weise geordnet; stets zuerst an den Pabst verwiesen, und dann den päbstlichen, darüber erlassenen Verfügungen durch kaiserliche Diplome die Kraft weltlicher, unmittelbar von dem Kaiser erlassener Gesetze ertheilt. Aber ein Proceß des damals sehr berühmten Klosters Farfa mit Ginegiß, Herzog von Spoleto, weil vermischter Natur, ward von Carln seinem Sohne Pipin, als König von Italien, und von diesem dem Pfalzgrafen Ebroard übertragen *). Das Gericht wurde zu Spoleto, je-

*) Bei dieser Gelegenheit finden wir zum ersten Male einen Pfalzgrafen in Italien, eine der longobardischen Verfassung unbekannte, aber von Carl auch in seinem italienischen Königreiche eingeführte, fränkische Würde. Der Pfalzgraf (comes sacri palatii) war die höchste richterliche Person in dem, ihm angewiesenen, gewöhnlich sehr ausgedehnten Bezirke des fränkischen Reiches. Er vertrat die Stelle des Königes, hielt daher sein Gericht in einer königlichen Pfalz, wo der

doch mit Zuziehung des Bischofes Anselm gehalten, und der Streit zum Vortheil des Klosters entschieden.

3. Während des Kaisers jetzigem Aufenthalt in Rom geschah es auch, daß der Priester Zacharias, welchen Carl mit prächtigen Geschenken für das heilige Grab nach Jerusalem geschickt hatte, in Begleitung zweier Mönche zurückkam, welche der Patriarch von Jerusalem ihm mitgab, und die nun Carln die Schlüssel zum heiligen Grabe und dem Calvarienberge, wie auch die Fahne von Jerusalem überreichten. Mit dem Priester Zacharias hatte der Kaiser auch an den Kaliphen in Bagdad Gesandten geordnet, mit Aufträgen zu Gunsten der, jetzt auch schon aus dem Abendlande ziemlich häufig an die heiligen Oerter nach Palästina wallenden Pilger. Mit zuvorkommender Bereitwilligkeit entsprach Haroun den Wünschen seines Freundes, daher auch jetzt der Pa-

---

Monarch, wenn er gerade da war, selbst Recht zu sprechen pflegte. Vor den Pfalzgrafen konnten daher auch nur solche Sachen gebracht werden, welche unmittelbar an den König, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, gelangt seyn würden. Ueber Bischöfe, Aebte, sowie über alle, in der Umgebung des Königes befindlichen, oder diesem unmittelbar untergeordneten Beamten, wie z. B. königliche Send- und Kammerboten konnten die Pfalzgrafen nur vermöge einer, ihnen vom König besonders ertheilten Vollmacht Recht sprechen; daher auch der Pfalzgraf Ebroard blos aus unmittelbarem, vom König Pipin erhaltenem Auftrag den Streit zwischen dem Kloster Farfa und dem Herzog von Spoleto entschied. Für ganz Italien war nur ein einziger Pfalzgraf geordnet; er hatte seinen Sitz zu Pavia; von allen Grafengerichten konnte an ihn appellirt werden; aber von seinem Spruch fand keine Appellation, selbst nicht an den König, mehr statt.

triarch von Jerusalem Carln, als dem mächtigen Beschützer der heiligen Oerter und dem großmüthigen Vertreter aller nach Jerusalem pilgernden Christen die Schlüssel zum Grabe des Erlösers, nebst einer geweiheten Fahne sandte *),

*) Es ist unbegreiflich, wie Geschichtschreiber, und selbst Muratori, sich stützend auf diese Sendung der Fahne von Jerusalem, haben behaupten können, der Kaliph Haroun habe Carl dem Großen die Stadt Jerusalem als Eigenthum geschenkt. Das Ungereimte dieser Behauptung läßt sich gleichsam mit Händen greifen. Jerusalems damalige Bevölkerung bestand größtentheils aus Mohamedanern, Besitzern von Häusern und Grundeigenthum. Drei Viertel der Stadt waren ihnen angewiesen, und nur in dem letzten Viertel war es Christen und Juden zu wohnen gegönnt. Zudem war Jerusalem auch den Mohamedanern nach Mecca und Medina die dritte heilige Stadt; und diese sammt so vielen rechtglaubigen Moslemen einem christlichen Prinzen zu übergeben, verbot dem Haroun der Koran, dessen großer, ja wohl fanatischer Verehrer eben dieser Kaliph war. Eine Empörung in Arabien würde die Folge davon gewesen seyn; und was hätte Carl mit diesem mehr als sonderbaren, wahrhaft tollen Geschenke machen sollen, machen wollen, oder auch nur machen können? Was diese alberne Behauptung veranlaßte, vielleicht auch noch dazu führt, ist blos die Hartnäckigkeit, mit der man das, in jenen Zeiten bisweilen übliche Uebersenden der Fahne einer Stadt durchaus als ein Zeichen der Subjection, der Unterthanspflichtigkeit betrachtet wissen will, und dies abermals aus keiner andern Ursache, als weil Pabst Leo, bei seinem Regierungsantritt, die Schlüssel zum Grabe der heiligen Apostel und Roms Fahne Carln nach Deutschland gesandt hatte. Um Leo zu einem Unterthan des Kaisers zu machen, muß also der Kaliph zu Bagdad, es koste, was es wolle, dem Monarchen in Aachen die Stadt Jerusalem mit ungefähr zwanzigtausend Moslemen geschenkt haben!! Es ist höchst bemerkenswerth, wie sehr die Orthodoxie

4. Als die Osterfeier vorüber war, verließ Carl Rom und ging nach Spoleto. Er war kaum allda angekommen, als ein furchtbares Erdbeben Spoletos Einwohner schreckte, mehrere Städte in Italien stürzte, und das Dach der außerhalb Rom gelegenen hohen Peterskirche herabwarf. Von Spoleto begab sich Carl nach Ravenna, verließ aber schon nach wenigen Tagen diese Stadt wieder, und ging nach Pavia, wo er, mit administrativen und legislativen Gegenständen sich wieder sehr ernstlich beschäftigend, mehrere Wochen sich aufhielt.

5. Seit seiner Eroberung durch die Franken hatte Italien in einem Zeitraum von 26 Jahren eine ganz andere politische Gestalt gewonnen; denn höchst bedeutend und besonders in ihren Folgen wichtig waren die Abänderungen, welche Carl bisher nach und nach in der longobardischen Verfassung gemacht hatte. Aber diese Abänderungen waren nichts

---

des Partheigeistes auch verständige Männer blenden, und zu den absurdesten Behauptungen führen kann. — — Da Pabst Hadrian einmal in einem seiner Briefe Carln bat, ihm einen geschickten Baumeister zu schicken, so wird dies von dem, übrigens höchst ehrwürdigen und verdienstvollen Le Bret in dessen Geschichte von Italien ebenfalls als ein Beweis angeführt, daß Pabst Hadrian Carls Unterthan gewesen sey. Wenn demnach jetzt der König von Bayern, oder von Würtemberg es für zweckmäßig fände, in seinen Staaten Eisenbahnen anlegen zu lassen, und zu diesem Zwecke einen ihm bekannten, sehr berühmten, aber in englischen Diensten stehenden Mechanikus zu haben wünschte, daher sich ihn auch durch seinen Gesandten in London von dem Könige ausbitten ließ; so würde dies nach Le Brets Logik ein vollständiger Beweis seyn, daß der König von Bayern oder Würtemberg ein Vasall und Unterthan des Königes von Großbrittanien sey!!

weniger, als bloſe engherzige Berechnungen eines, nur auf Erhaltung ſeiner durch das Schwert acquirirten Länder ſorgſam bedachten Eroberers. Sie waren offenbar Früchte der, auf Geſchichte und eigener Erfahrung beruhenden legislativen Weisheit Carls des Großen, deſſen in allen ſeinen Einrichtungen ſtets ſichtbar vorherrſchende Idee es war, alle die vielen, ſeinem Scepter unterworfenen Völker, ohne ſie im Weſentlichen ihrer Autonomie zu berauben, dennoch durch allgemeine, keine Localverhältniſſe verletzende, weil aus der unwandelbaren Natur eines chriſtlichen Staatsverbandes hervorgehende Geſetze und Formen, in einen großen gemeinſchaftlichen chriſtlichen Staatskörper zu verſchmelzen. In Italien gab ihm den erſten Anlaß dazu ſchon die Empörung Ritgauds, Herzogs in Friaul, in welche auch die übrigen longobardiſchen Herzoge größtentheils verwickelt waren. Um die Macht dieſer übermüthigen, der fränkiſchen Herrſchaft abgeneigten Vaſallen zu brechen, wurden die großen Herzogthümer zerſchlagen und in Grafſchaften getheilt. Selbſt das ſüdlichſte von Carls in Italien eroberten Ländern, nämlich das Herzogthum Spoleto ward getheilt und überhaupt in alle Städte, deren Treue zweifelhaft war, fränkiſche Ritter zur Beſatzung gelegt. Die Verwaltung der Grafſchaften ward ganz nach fränkiſcher Weiſe geordnet. Jedem der Diſtrikte, in welche ein Herzogthum war aufgelöſt worden, ſtand jetzt ein Graf (comes) vor, den Unterabtheilungen der Grafſchaft, die eigentlich blos die alten, in dem Herzogthum beſtandenen Gerichtsſprengel der longobardiſchen Schultheißen (sculdasii) und Gaſtalden waren, wurden Centgrafen (centenarii) vorgeſetzt, und dieſen wieder Vicegrafen (vicarii) untergeordnet. Die Grafſchaften oder vielmehr Bezirke der Grafen wurden Pagi genannt, und mit Ausnahme

der Biſchöfe, Aebte, und der unmittelbar unter dem König ſtehenden Individuen, waren alle, die in einem ſolchen Pagus wohnten, dem Grafengericht unterworfen. Vor die Centgrafen konnten nur ſolche Sachen gebracht werden, die weder Leben, noch Freiheit, oder unbewegliches Eigenthum betrafen; und der Wirkungskreis der Vicarien war jenem der ehemaligen Gaſtalden analog. Die Benennungen: Herzog, Schultheiß, Gaſtalde ꝛc. ꝛc. verſchwanden nun gänzlich, und mit ihnen bei den Longobarden auch manche Erinnerungen an ihre ehemalige Verfaſſung *).

6. Noch tiefer eingreifend in die longobardiſche Verfaſſung waren die Folgen eben dieſer Einführung der Gaugrafſchaften; mit ihnen ward auch

*) Bei dem Volke und in der Sprache deſſelben erhielt ſich doch noch lange der Name: Herzog; denn da die Funktionen der Grafen, obſchon in einem jetzt ungleich mehr geſchmälerten Bezirke, zum Theil die nämlichen waren, welche auch die ehemaligen Herzoge hatten; ſo pflegte das Volk diejenigen Grafen, welche da ihre Sitze hatten, wo ehemals Herzoge reſidirten, immer noch Herzoge zu nennen. Man darf ſich daher nicht irre machen laſſen, wenn ſelbſt in Geſchichtsbüchern, außer den Herzogen von Benevent, noch von andern italieniſchen Herzogen die Rede iſt. — — Was den Namen: Gaſtalde betrifft; ſo findet man denſelben noch in einigen Capitularien Carls des Großen; aber die Gaſtalden waren jetzt unter der fränkiſchen Herrſchaft nur Verwalter der königlichen Domainen in Italien, und da dieſe blos von Hörigen bewohnt und bearbeitet wurden; ſo hatten ſie über dieſe auch die Gerichtsbarkeit, welche ihnen ehemals auch über die freien Leute zuſtand, beſonders in Gegenden, wo deren Anzahl ſo gering war, daß man es für unnöthig hielt, einen Vicarium allda anzuſtellen.

dem fränkischen Lehenwesen der Weg nach Italien gebahnt. Alle Aemter, oder vielmehr die damit verbundenen Einkünfte wurden bei den Franken als Lehen betrachtet, die, wie überhaupt alle Lehen, gegen Leistung gewisser bestimmten Dienste auf Lebenszeit ertheilt wurden, jedoch, wenn diese Dienste nicht mehr geleistet werden konnten, an den Lehnsherrn zurückfielen. Noch größere Ausdehnung erhielt das fränkische Lehnwesen, als Carl, nachdem der Krone durch die Einziehung der großen Herzogthümer sehr beträchtliche Güter heimgefallen waren, diese den als Besatzung in die Städte gelegten fränkischen Rittern zu Lehen gab, auch die von ihm gesetzten Grafen so reichlich ausstattete, daß sie jetzt Afterlehen ertheilen konnten, und dieses, früher den Longobarden unbekannte Verhältniß nun ebenfalls in das longobardische Lehnsystem überging.

7. Auch die Einführung der Schöffengerichte war eine eben so weise, als wohlthätige Einrichtung Carls des Großen. Allen germanischen Völkerstämmen war es ein gemeinschaftlicher Grundsatz, daß ein Beklagter nur von Ebenbürtigen *) könnte gerichtet werden. Als das Gerichtswesen unter den Franken nach und nach besser und bestimmter geordnet ward, machte man zwischen den Rechtssachen und also auch den, diesfalls zu haltenden Gerichten einen Unterschied. Alle auf Leib, Leben, Freiheit oder unbewegliches Eigenthum gehenden Klagen mußten vor den Grafen in Gegenwart aller zur Gaugemeinde gehörigen, freien Männer gebracht, und allda abgeurtheilt werden. Diese Gaugerichte wur-

*) Die, welche noch höher standen, wurden ebenfalls als dem Beklagten ebenbürtig betrachtet; nur unter dem Stande desselben durften sie nicht stehen.

den drei Mal im Jahre gehalten *), und hießen „ächte Dinge“ (placita generalia). Alle übrigen Rechtssachen konnten entweder von dem Grafen, oder den Centenarien und Vicarien abgeurtheilet werden, und zwar in Gerichtsversammlungen, die man „gebotene Dinge“ nannte, und wozu der Graf oder Centgraf nur sieben freie Männer, die er zu wählen berechtiget war, zusammen zu berufen hatte. In dieser letztern Einrichtung suchten und fanden die Grafen nun eine ziemlich reiche Quelle unrechtmäßigen Erwerbs. Ganz willkürlicher Weise, und weit öfter als es nöthig war, hielten sie diese Gerichte, und wählten sich dann unter den wohlhabenden Gaubewohnern irgend einen, den sie stets und ununterbrochen so lange zum Beisitzer ernannten, bis er, da es ihm zuletzt lästig werden mußte, er auch keine Gratificationen dafür erhielt, durch reiche Geschenke sich bei dem Grafen, oder Zentgrafen davon loskaufte. Hatten sie nun bei dem einen ihren Zweck erreicht, so fingen sie ihr Spiel bei dem Andern an, und der drückende Mißbrauch ward endlich zu einer förmlichen Gerichtspraxis der Grafen und Centgrafen. Um diesem Unfug zu steuern, machte Carl, zuerst in Frankreich und nachher auch in Italien die Verordnung, daß in jedem Gau eine gewisse Anzahl der einsichtsvollsten, frommsten und zugleich in den Gesetzen und Rechten erfahrnen Männer als bleibende, vom Staat für immer bestellte Beisitzer sollten gewählt werden. Man nannte sie Scabinen, Schöffen; vom Staate erhielten sie

*) Nämlich von achtzehen Wochen zu achtzehen Wochen; und Carl wachte sehr scharf darüber, daß sie nicht öfters gehalten wurden, indem sie sonst den freien Bewohnern der Gaugemeinden, die keine Entschädigung dafür erhielten, zu lästig geworden wären.

eine beſtimmte Remuneration, und mußten einen Eid ſchwören, keine Sache in die Länge zu ziehen, und ohne Anſehung der Perſon nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen Recht zu ſprechen.

8. Eine nicht minder durchgreifende, und in ihren Folgen noch wichtigere Umgeſtaltung der ehemaligen longobardiſchen Verfaſſung war die, von Carl ungemein erhöhete Stellung der Geiſtlichkeit in Italien, die nun ebenfalls in alle, der Kirche in Frankreich längſt ſchon zuſtehenden Rechte trat. Beinahe auf allen ihren Beſitzungen erwarb ſie jetzt die Rechte der Immunität, welche vorzüglich darin beſtanden, daß derjenige, welcher eine mit Immunität verbundene Beſitzung hatte, über ſeine Afterlehnleute, Hörigen und Eigenhörigen die Gerichtsbarkeit hatte, und ein ſolches Gut in vieler Hinſicht vom Grafengericht eximirt war. Die Immunitätsrechte waren zwar dieſelben auf den Beſitzungen des Adels, wie auf jenen der Kirche; aber dieſer verſchafften dennoch ihre Immunitätsrechte in kurzer Zeit ungleich größere Vortheile, als dem Adel. Die Unterthanen oder Einſaßen einer mit Immunität verſehenen Beſitzung nämlich glaubten, ſich nicht blos vom Grafengericht, ſondern auch von allen öffentlichen Leiſtungen, wozu die übrigen Gaubewohner gezogen wurden, eximirt; bald hielten ſie ſich ſogar von der Heeresfolge befreit. Da aber gerade dies das drückendſte aller öffentlichen Laſten jener Zeit war; ſo entſagten nun ſehr oft freie Leute ihrem bisherigen Stand, begaben ſich in den Schutz einer Kirche, und wurden Unterthanen und Hinterſaßen derſelben. In den adelichen Immunitäten hätten ſie zwar die nämlichen Vortheile gefunden; aber ſie zogen größtentheils eine Kirche vor, indem ſie durch ihre Hingabe an dieſelbe zugleich

auch ein, in den Augen Gottes verdienstliches Werk zu thun glaubten. Italiens Kirchen und Klöster hatten daher bald ausgebreitetere Besitzungen, und eine ungleich größere Anzahl Hintersaßen, als der Adel *). Auf den Reichstagen, welche Carl ebenfalls in Italien eingeführt hatte, nahmen sie die ersten Stellen ein. Bischöfe und Aebte wurden nun auch im zeitlichen Staat höchst bedeutende, einflußreiche Männer, standen mit dem ersten Adel auf gleicher Stufe, und die Bischöfe des, zum abendländischen Reiche gehörenden Italiens nahmen von jetzt an, an allen öffentlichen Angelegenheiten einen sehr thätigen, oft entscheidenden Antheil. — Noch durch manche andere, den Franken theils längst schon eigene, theils von Carl ihnen gegebene, und nun auch nach Italien verpflanzte Institutionen, wie z. B. die Pfalzgrafen, Send- und Kammer-Boten (missi dominici et fiscalini), die Heerbannsordnung ꝛc. hatte Italien eine ganz andere Gestaltung erhalten; die ehemalige longobardische Verfassung war nach und nach völlig erloschen, und in schwachem Andenken lebte bei dem Volke nur noch ein mattes Bild derselben **).

*) Das Hingeben der Güter an eine Kirche ward zwar nachher durch Gesetze beschränkt; aber viel zu spät, nachdem nämlich die Anzahl derjenigen, welche, um den öffentlichen Staatsleistungen zu entgehen, in den Schutz einer Kirche sich begeben hatten, schon so bedeutend sich vermehrt hatte, daß, wie Herr Leo in seiner Geschichte von Italien behauptet, ein Drittheil des ganzen fränkischen Italiens Immunität der Kirchen und Klöster geworden war.

**) Umständlichere Belehrung über die, von Carl dem Großen in der ehemaligen longobardischen Verfassung Italiens, gemachten Veränderungen findet man in

9. Während seines jetzigen Aufenthalts zu Pavia hielt Carl abermals einen Reichstag, ergänzte das an der bestehenden Gesetzgebung noch Mangelnde durch ein, viele neue Verordnungen enthaltendes Capitular *), gab hierauf einer Gesandtschaft des

des verdienstvollen Herrn Leo's trefflicher Geschichte von Italien (Bd. I. S. 207—18.) — — Uebrigens war die Einführung des fränkischen Heerbannsystems nicht gerade eine sehr große Wohlthat für die italienischen Völker, deren Kriege bisher sich blos auf Italien beschränkten, die auch für ihren, gewöhnlich kaum einige Monate dauernden Feldzug, in der Plünderung irgend einer Stadt in dem Exarchat, oder der wohlhabenden Provinz Pentapolis, nicht nur volle Entschädigung, sondern sogar reichliche Belohnung fanden, nun aber die Alpen übersteigen, und bald an die Donau, bald an die Elbe oder den Ebro sich mußten führen lassen. So beschwerlich indessen auch diese weiten und lange andauernden Züge dem Einzelnen fallen mußten; so waren sie doch im Ganzen genommen für eine höhere geistige Bildung der italienischen Longobarden nicht wenig befördernd. Diese wurden nun mit den übrigen Völkern des neuen occidentalischen Kaiserreiches, mit deren Sitten, Ansichten, Gesinnungen und Lebensweise immer vertrauter; auch erweiterte sich um vieles der Kreis ihrer Ideen und Erfahrungen; so wie überhaupt große Heereszüge nach fernen Ländern, eine Art Völkerwanderung, in dem Geiste und Charakter einer Nation stets eine größtentheils wohlthätige Revolution zur Folge haben.

*) Bei dieser Gelegenheit finden wir auch zum ersten Male den Titel, welchen Carl, nach seiner Kaiserkrönung in Rom, angenommen hatte. Im Eingange des Capitulars heißt es: Carolus divino nutu coronatus, Romanorum regens imperium Serenissimus Augustus. — In den chronologischen Bestimmungen dieses Capitulars erwähnt Carl, in Nachahmung der griechischen Kaiser, auch des Jahres seines Consulats, welche Würde er von der kaiserlichen

Kaliphen, der unter andern Geschenken ihm auch einen der größten Elephanten Asiens schickte, zwischen Vercelli und Ivrea Audienz, und eilte dann in den letzten Tagen des Junius (801) nach Frankreich zurück.

10. Indessen war Italien doch nichts weniger als völlig beruhiget. Zwischen Carl und Grimoald, dem tapfern Herzog von Benevent, war, wie der Leser sich erinnern wird, der Krieg ausgebrochen, und die Führung desselben dem König Pipin von seinem Vater übertragen worden. Auch mit dem griechischen Reiche war noch kein förmlicher Friede geschlossen; denn die mit dem Hofe von Constantinopel unter der Kaiserin Irene angeknüpften Unterhandlungen waren durch den Sturz dieser Fürstin wieder abgebrochen worden. Am Ende des folgenden Jahres, oder vielleicht auch erst im Anfange des Jahres 803 kamen endlich die Gesandten des griechischen Kaisers Nycephorus in Frankreich an. In seinem kaiserlichen Palaste zu Selz im Elsaß empfieng Carl die Griechen. Gleich in den ersten Tagen kam schon der Friedensvertrag zu Stande; denn es war gleichsam die natürliche Lage der Dinge selbst, welche ohne alle Beihülfe der Diplomatie die Bedingungen vorschrieb. Gleichzeitige Schriftsteller gehen zwar in das Detail derselben nicht ein; aber, wie die Folge es beweißt, war die Basis des Vertrages der gegenwärtige Besitzstand. Diesem zu Folge blieb also Carl im Besitze des longobardischen, nunmehr italienischen Reiches von den Alpen bis an die südlichen Grenzen von Spoleto, wie auch der drei Provinzen Istrien, Libur-

als untrennbar betrachtete; endlich auch der römischen Zinszahl, obgleich längst schon von den Römern keine Territorial-Abgaben mehr erhoben wurden.

nien und Dalmatien, jedoch mit Ausnahme der Seestädte. Die Griechen verzichteten für immer auf Italien, Rom und das römische Herzogthum; aber dafür wurden ihnen Sicilien, die Städte in Calabrien, die sie noch im Besitze hatten, und ihre Rechte über Neapel, Gaeta und Amalfi auf das Neue gesichert. Venedig mit den umliegenden Inseln ward von dem italienischen Reich ausgeschlossen. Es bildete einen eigenen Freistaat, erkannte aber den griechischen Kaiser der Form nach für seinen Oberherrn, und als ein aufblühender See- und Handelsstaat knüpfte es sein materielles und mercantilisches Interesse für jetzt noch ungleich fester an das griechische als an das römische Reich. Die Anerkennung des neuen occidentalischen Kaiserreichs machte keinen besondern Artikel des Vertrages aus. Indessen geschah diese Anerkennung dennoch faktisch; denn beide Kaiser gaben sich gegenseitig den Namen Bruder, und die griechischen Gesandten begrüßten Carln unter den nämlichen Titeln, die sie auch ihren eigenen Kaisern zu geben gewohnt waren. Dasselbe geschah auch unter Nycephorus beiden Nachfolgern, Michael Rhangabe, und Leo dem Armenier. Aber nur vor Carls persönlicher Größe beugte sich der griechische Stolz, und wir werden in der Folge sehen, wie sehr die griechischen Kaiser sich sträubten, Carls Nachfolger als ihres Gleichen und als Genossen ihrer Würde zu betrachten. — Mit dem, zwischen beiden Kaisern geschlossenen Friedensvertrag kehrten die griechischen Gesandten nach Rom zurück, legten ihn dem Pabst vor, und baten um dessen Bestätigung; die natürlicher Weise nun ohne allen Anstand sogleich erfolgte. — Zwar war längst schon selbst der letzte Schimmer von griechischer Herrschaft über das Exarchat, über Rom und die reichen römischen Küstenstädte verschwunden; aber durch die-

ſen von Carl mit dem byzantiniſchen Hofe geſchloſſenen, und von dem römiſchen Stuhle in allen ſeinen Theilen beſtätigten und ſanktionirten Vertrag ward die gänzliche Trennung des Occidents von dem Orient vollendet, und was bisher blos faktiſch beſtanden hatte, war nun auch ſtaatsrechtlich begründet. Indeſſen hatte dieſer Friede doch keinen Beſtand, und es dauerte nicht lange; ſo waffnete der Uebermuth eines Dogen von Venedig auf das Neue wieder Franken und Griechen gegeneinander.

VII.

1. Geſchichte von Venedig *). Nach der kurzen, beſtandloſen Regierung der Magiſtri Militum, von denen der letztere, Fabriacus, die ihm übertragene Würde mit dem Verluſt ſeiner Augen hatte büßen müſſen, kehrte Seevenetiens wankelmüthiges Volk, gegen das Ende der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts, wieder zu der Regierung eines Doge zurück. Der erſte Herzog, welcher gewählt ward, war Theodat, Sohn des, durch die Eroberung Ravennas berühmten, aber ſeines übermüthigen Betragens wegen von dem Volke in dem Jahre 737 ermordeten Herzogs Urſus. Theodat, ſich des unglücklichen Schickſales ſeines Vaters, als einer heilſamen Lehre erinnernd, regierte mit vieler Mäßigung; beſtrebte ſich, den rohen Inſelbewohnern eine größere Bildung zu geben, und ſchloß, wegen der Grenzſcheidung von Heraclea, mit dem

*) Man ſehe den ſiebenten Abſchnitt des neunten Bandes dieſer Geſchichte, von §. 4. bis zu Ende des Abſchnittes.

longobardischen König Astulph einen Vertrag, der jenen von Anastasius mit Liutprand geschlossenen zur Grundlage hatte. Auch die Zugänge zu den Inseln suchte er mehr zu befestigen, und erbauete an dem Ausfluß der Etsch den wohl befestigten Thurm von Brondolo. Bei aller seiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe gelang es ihm dennoch nicht, den unruhigen Faktionsgeist, besonders des Adels, zu ersticken. Galla, ein Venetianer von edler Gebnrt, aber herrschsüchtig und nach der höchsten Gewalt strebend, bediente sich des Thurmbaues von Brondolo, um Theodat als einen Tyrannen, der die Freiheit seiner Mitbürger zu unterdrücken suche, bei dem Volke zu verdächtigen. Der Pöbel, der ohnehin stets den Mächtigen haßt, gab ihm Gehör, und ließ sich leicht bethören. Als Gallo seine Parthei stark genug glaubte, gab er das Signal zu einem wilden Volksauflauf, stürmte an der Spitze eines wüthenden Haufens den Thurm von Brondolo, bemächtigte sich des Dogen, und ließ ihm auf der Stelle die Augen ausstechen, und zwar auf eine so grausame Weise, daß Theodat noch an demselben Tage daran starb.

2. Mit Gewalt drang Galla jetzt in den Palast, setzte sich auf den Herzogstuhl, und ward von dem neuerungslustigen, und an blutigen Staatsrevolutionen sich ergötzenden Volke als Herzog anerkannt. Indessen war Gallas Triumph von kurzer Dauer. Die Art, wie er auf den Herzogsstuhl gelangt war, ließ das Aergste für die Freiheit der Bürger befürchten. Alle Partheien verbanden sich gegen ihn. Von den Bessern des Adels verabscheut, von den Uebrigen beneidet, und von dem wankelmüthigen Volke verlassen, unterlag Galla seinen Gegnern, und theilte, nachdem er kaum ein Jahr

regiert hatte, dasselbe Schicksal, das er seinem Vorgänger bereitet hatte.

3. Auf gesetzmäßige Weise ward nun Dominicus Monegarius von den Ständen zum Dogen erwählt. Die Venetianer wünschten frei zu seyn, kannten aber nicht die Mittel, auch wirklich zur Freiheit zu gelangen. An die Spitze des Staats hatten sie einen Herzog gestellt, dessen mißbrauchte Gewalt nur gar zu leicht in Tyrannei übergehen konnte. Einige Versuche dieser Art von frühern Dogen hatten dem Volke die Augen geöffnet, und nun umlagerten der Bürger Mißtrauen und Argwohn unaufhörlich den herzoglichen Thron, so daß der Doge gerade in denen, welche er Mitbürger und Unterthanen nannte, seine gefährlichsten Feinde erblicken mußte. Gegen die tyrannischen Anmaßungen eines Dogen schützten den Staat die Empörung der Bürger und der Mord des Tyrannen; aber gegen falschen Verdacht und Empörungen, blos erzeugt durch den Faktionsgeist, um so mehr jetzt geweckt, da der herzogliche Thron jedem Ehrgeizigen erreichbar war, vermochte den Dogen nichts zu schützen, als gerade der Mißbrauch seiner Gewalt, indem er sich nämlich nach und nach zum unumschränkten Herrn des Staates aufwarf, und über dem Grab aller Volksfreiheit seinen herzoglichen Stuhl zu befestigen suchte. Daher die vielen Verschwörungen und Thronrevolutionen, welche seit einer Reihe von Jahren den venetianischen Staat unaufhörlich in seinem Innern erschütterten. Dieser gefährlichen, gegenseitigen feindlichen Stellung des Staates ein Ende zu machen, ward bei der Erhebung des Monegarius in Vorschlag gebracht, und von der Volksparthei auch durchgesetzt, dem neu gewählten Dogen nämlich zwei, von dem Volke gewählten Tribunen an die Seite zu

setzen, die er in allen Angelegenheiten des Staates um Rath fragen, und ohne deren Zustimmung er nichts unternehmen sollte. Unstreitig war dies Mittel ärger, als das Uebel, dessen Remedur es seyn sollte, und Monegarius nicht der Mann, der die ihm angelegten Fesseln willig getragen hätte. Offenbar verschwand durch die neue Einrichtung die höchste impulsirende Kraft in dem Staate, die ausführende Gewalt ward auf allen Punkten ihres Wirkungskreises gelähmt, dem Faktionsgeiste nur noch ein weiterer Spielraum eröffnet, und da, wo es schnellen Entschluß und rasche Ausführung erfoderte, konnte eine solche Zersplitterung der höchsten Gewalt dem Staate selbst noch verderblich werden. Hätte Monegarius mit Weisheit und Mäßigung geherrscht, so würde das Volk auch seinen Mißgriff bald eingesehen haben, und das Ansehen wie das Amt der Tribunen wäre von selbst erloschen. Aber von Stolz geblendet, sprach Monegarius dem allgemeinen Volkswillen öffentlich Hohn, machte die neuen Tribunen zu einem Gegenstande seines lauten Gespöttes, zog sie bei nichts zu Rath und that stets gerade das Gegentheil von dem, was sie bisweilen ihm vorzuschlagen sich für berechtiget hielten. Da es demjenigen, der die Macht in Händen hat, wenn er anders nicht ein vollendeter Imbecil, auf deutsch ein ausgemachter Einfaltspinsel ist, nie an einer starken und zahlreichen, ihm ergebenen Parthei fehlen kann; so würde auch Monegarius, trotz seiner willkührlichen Regierung, sich dennoch auf dem Herzogsstuhl behauptet haben, hätte seinen persönlichen Charakter auch nur eine einzige Scheintugend geschmückt. Aber die groben Ausschweifungen, deren er sich zügellos überließ, und seine unverhüllte Irreligiosität *) machten

*) Es ist und bleibt doch eine ewige, von der Geschichte

ihn nach und nach zu einem allgemeinen Gegenstand des Hasses und der Verachtung, und so weckte denn auch endlich eine Reihe erduldeter Bedrückungen in dem Volke wieder das schlummernde Gefühl seiner Rechte. Von den Tribunen ermuntert, versammelte sich eines Tages tumultuarisch das Volk. Monegarius ward des Umsturzes der Verfassung und tyrannischer Absichten angeklagt, und da keine Stimme und kein Arm sich zu seiner Vertheidigung erhob, der herzoglichen Würde für verlustig erklärt. Ein wüthender Haufen stürmte sogleich nach dem herzoglichen Palaste, verjagte die wenigen Trabanten, die den Eingang desselben schützen sollten, bemächtigte sich der Person des Monegarius und riß ihm die Augen aus dem Kopf. Er starb nicht an seinen Wunden, ward aber, als er wieder geheilt war, für immer aus dem Inselstaate verbannt. Seine Regierung hatte nur eine Dauer von etwas mehr, als fünf Jahren erlebt.

4. Durch freie und gesetzmäßige Wahl der Stände ward jetzt Mauritius, ein sehr angesehener und reicher Bürger von Heraclea, aus dem uralten und adeligen Geschlecht der Galba auf den Herzogsstuhl erhoben. Die Wahl hätte auf keinen würdigern fallen können. Durch menschenfreundliche, wahrhaft christliche Verwendung seines ungeheuern Vermögens, zum Besten aller seiner nothleidenden

---

durch alle Jahrhunderte hindurch bestätigte Wahrheit, daß der Irreligiöse, auf welcher Stelle er auch stehen mag, nur zerstören und entheiligen kann. Nichts gedeihet unter seinen Händen. Was er pflanzt, bauet und pflegt, sind blos Dornen und Disteln, zuerst für ihn selbst, und dann für alle, die unter ihm, mit ihm, oder neben ihm wandeln.

Mitbürger, durch seine hervorleuchtende Frömmigkeit und ächt christlichen Wandel hatte Mauritius längst schon sich die Liebe und Verehrung aller Klassen des Volkes erworben. Allen seinen Verordnungen kam man daher jetzt mit Zutrauen entgegen; und da er als ein Mann von großem Verstand und tiefer Menschenkenntniß das Interesse aller Partheien kannte, deren geheime Motive durchschauete; so gelang es ihm nun bald, durch geschickte und gerechte Behandlung ihrer Häupter, alle Partheien zu dem gemeinschaftlichen Wohl des Staates zu vereinigen. Seit dem Paulus Anafestus, dem ersten Dogen von Venedig, war noch keine Regierung so ruhig und friedlich gewesen, hatte noch keine sich einer so langen Dauer zu erfreuen gehabt, als die des ehrwürdigen Mauritius. Drei und zwanzig Jahre saß er auf dem herzoglichen Stuhl. Unumschränkt herrschte er über die Gemüther der Bürger, daher auch unumschränkt über den Staat von Venedig. Leider, daß während seiner Regierung auch die alten Diöcesanstreitigkeiten zwischen dem Patriarchen von Aquileja und dem Erzbischof von Grado wieder ausbrachen. Der Erstere machte auf das Neue einen Versuch, seine vermeintlichen Rechte über die istrischen Bischöfe zu behaupten; unterstützt ward er hierin von dem longobardischen König Desiderius, und da die istrischen Bischöfe wirklich unter ihren alten Metropolitan zurückzukehren wünschten, jedoch vor dem griechischen Kaiser, dem Istrien damals gehörte, sich fürchteten, so wählten sie einen Mittelweg, gehorchten nämlich weder dem Einen noch dem Andern, ließen sich von keinem von Beiden weihen, sondern weiheten einander selbst. Der Erzbischof von Grado wandte sich nun klagend nach Rom, und der Pabst entschied gegen die istrischen Bischöfe. Seine Entscheidung motivirte Stephan III.

durch einen, im Jahre 754 zwischen Franken, Römern und Longobarden geschlossenen Vertrag, dem zu Folge Istrien eine Provinz des griechischen Reiches blieb. Die istrischen Bischöfe, wie es scheint, eilten nicht sehr, sich der päbstlichen Entscheidung zu unterwerfen, und der Doge Mauritius, der sich der gerechten Sache des ersten Bischofs der Republik annehmen zu müssen glaubte, ordnete im Jahre 772 den Tribun Constantin und einen Priester als Gesandten wegen dieser Angelegenheit nach Rom. Hadrian I. saß jetzt auf dem päbstlichen Stuhl. Er fand die Klagen des Erzbischofes von Grado gegründet, verwieß daher in sehr harten Ausdrücken dem Patriarchen von Aquileja seine bisherigen Eingriffe, und ermahnte in einem, jedoch ungleich mildern Ton, die istrischen Bischöfe, wieder zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Metropolitan, dem Erzbischof von Grado zurückzukehren. Beide Theile fügten sich dem päbstlichen Spruch, obschon vielleicht nicht so sehr aus der, dem römischen Stuhl schuldigen Ehrfurcht, als vielmehr aus Furcht vor den Franken, und weil Desiderius keineswegs gesonnen war, blos aus Liebe zu dem Patriarchen von Aquileja mit dem mächtigen Franken-König zu brechen *). — Ueberhaupt stand Mauritius mit

*) Nachher kamen die istrischen Bischöfe doch wieder unter den Patriarchen von Aquileja, jedoch nur solange als der heilige Paulinus, den Carl ungemein ehrte, auf dem Patriarchenstuhle von Aquileja saß. Aus Gefälligkeit gegen Carl schwiegen die Päbste. Als aber der heilige Paulinus mit Tode abgegangen war, belehrte Pabst Leo III den Kaiser eines besseren, worauf dieser es geschehen ließ, daß die istrischen Bischöfe wieder die Suffragane des erzbischöflichen Stuhles von Grado wurden.

dem päbstlichen Hofe stets in dem besten Vernehmen. Als die Einwohner von Rialto, nunmehr eine der bevölkertesten Inseln Venetiens, einen eigenen Bischof zu haben wünschten, billigte er ihr Verlangen, und ermächtigte sie, zur Wahl eines Bischofs zu schreiten. Sie wählten einen gewissen Obelerius, einen sehr würdigen, allgemein verehrten Priester. Mauritius schrieb nun nach Rom; und auf sein Ansuchen ward der neugewählte Bischof unverzüglich von dem Pabste bestätiget, und dem Erzbischofe von Grado eingeweiht. Auf der kleinen ganz nahe an Rialto gelegenen Insel Olivolo nahm Obelerius seinen Sitz, und man nannte den neuen Bischof nun gewöhnlich den Bischof von Olivolo*).

5. Auf allem, was Mauritius unternahm, ruhete der Segen von Oben. Mit jedem Jahre stieg er daher auch in der Gunst des Volkes, das stets jedem seiner Wünsche mit zuvoreilender Bereitwilligkeit entgegen kam. Diese günstige Volksstimmung wußte Mauritius — was freilich nicht gerade ein plutarchischer Zug aus seinem Leben ist — zum Flor seines eigenen Hauses trefflich zu benuzzen. Er hatte einen Sohn, Namens Johannes, in welchem die väterliche Zärtlichkeit alle jene Tugenden erblickte, welche gerade demselben am meisten fehlten. Zur Führung des Regiments in einer Republik hielt er ihn vorzüglich geschickt. In einer allgemeinen Volksversammlung äußerte er also den

*) Von dem Kirchsprengel von Malamocco wurden die Inseln Luprio und Dorsoduro getrennt; und diese nebst dem ungleich größern und bevölkerten Rialto bildeten nun die Diöcese von Olivolo, jetzt Castello genannt.

Wunsch, seinen Sohn Johannes zum Genossen seiner herzoglichen Würde, mithin auch zu seinem Nachfolger zu haben; und das Volk, geblendet durch das magische Licht, das sein Liebling ihm vorhielt, und eben so unbesonnen in seiner Zuneigung, wie in seinem Hasse, gab frohlockend seine Zustimmung zu einer, die Verfassung des Staates in ihren Grundelementen erschütternden, höchst gefährlichen Neuerung. — Von allen Unterthanen der Republik geehrt und geliebt, stand Mauritius jetzt am Ziele seiner Laufbahn. Nur wenige trübe Bilder mischten sich in die Erfahrungen seines Lebens, keine Rückerinnerung an irgend eine unedle That beugte oder schreckte seinen Geist, und das letzte Jahr seines Lebens glich vollkommen dem heitern Abend eines schön und ruhmvoll vollbrachten Tages. In hohem Greisenalter starb Mauritius, nach drei und zwanzig jähriger Regierung, endlich im Anfange des Jahres 793.

6. Sobald Johannes nicht mehr nöthig hatte, durch den Schimmer erheuchelter Tugenden das väterliche Auge zu blenden, zeigte er sich, die Maske abwerfend, in seiner wahren Gestalt. Gleich in den ersten Monaten nach seinem Regierungsantritt verwaltete er mit übertriebener Strenge und schonungsloser Härte sein herzogliches Amt. Indessen konnte man ihm jedoch noch keine offenbare Ungerechtigkeit, keine wirkliche Verletzung der Verfassung zum Vorwurf machen. Dem von seinem Vater gegebenen Beispiel folgend, begehrte auch Johann, in einer Versammlung der Stände, seinen Sohn Moriz zum Mitregenten. Das Volk, getäuscht durch den scheinbar sanften Charakter des Jünglings, gab um so leichter seine Zustimmung, da es hoffte, daß die sanften, geselligen Tugenden des Sohnes

die allzugroße Strenge des Vaters mildern würden. Aber kaum hatte es den Moriz als Herzog und Mitregent anerkannt, als es auch schon in den ersten Wochen zu der traurigen Ueberzeugung gelangte, daß Morizens bisheriges freundliches, herablassendes Wesen blos ein Mittel war, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Beide fingen nun an, ganz nach Willkühr zu herrschen, drückten die Bürger, beugten das Recht, setzten sich über göttliche und menschliche Gesetze hinweg, häuften Unrecht auf Unrecht. Mit Schrecken sahen die Venetianer einer Wiederkehr der tyrannischen Regierung des Monegarius entgegen. Gleich diesem, traten auch die jetzigen beiden Herzoge alle Rechte und Freiheiten des Volkes mit Füßen; gleich ihm, überließen sie sich ebenfalls den schändlichsten Ausschweifungen. Keine weibliche Tugend schützte mehr gegen die wilden Begierden der beiden Machthaber. Angesehene Familien wurden durch sie entehrt, ehrsame Matronen und tugendhafte Jungfrauen von ihnen geschändet, und Zügellosigkeit und Ausgelassenheit gleichsam von dem Throne herab dem Volke gepredigt. Aber bei allem dem verstanden die beiden Dogen sehr gut die Theorie des Despotismus; mit jedem Tage wußten sie sich furchtbarer zu machen, und so gelang es ihnen nun auch, die geschreckten Gemüther in immer noch schmählichere Fesseln zu schlagen.

7. Nur an dem hohen Clerus scheiterte der Uebermuth der beiden Tyrannen. Der Bischof von Olivolo war gestorben, und um dem Hofe von Constantinopel sich gefällig zu machen, ernannten die Dogen, ohne auf das, der Geistlichkeit und dem Volke zustehende Wahlrecht zu achten, ganz eigenmächtig einen gewissen Christoph, blos weil er ein geborner Grieche war, zum Bischof. Diesem Er-

kühnen widersetzte sich standhaft der Erzbischof von Grado. Längst schon hatte dieser ehrwürdige, seines heiligen Wandels wegen allgemein geehrte Bischof, durch seine häufigen sehr ernsten Vorstellungen, die er den beiden Dogen wegen ihrer Gewaltthätigkeit und lasterhaften Wandels machte, sich deren Haß im höchsten Grade zugezogen. Aber nun entflammten beide in wüthendem Zorn, als sie hörten, der Erzbischof habe nicht nur ihrem neuen Bischofe die Weihen versagt, sondern sogar auch, wegen vielfacher Verletzung der Canons, mit dem Bann der Kirche belegt. Gleich allen Unterthanen der Republick, sollte auch die Geistlichkeit ihren Nacken unter das Joch der Tyrannen beugen, und in dem Erzbischof von Grado ihr jetzt ein warnendes Beispiel aufgestellt werden. Auf den Befehl seines Vaters überschiffte also Moriz an der Spitze eines erkauften gewaffneten Gesindels den Canal, und erschien vor den Thoren von Grado. Da man seine Absichten nicht kannte, ward er sogleich eingelassen. Aber der Erzbischof ahnete die ihm drohende Gefahr, und entfloh aus seinem Palast in die Kirche. Moriz eilte ihm mit seinen Bewaffneten nach. Der Erzbischof zog sich jetzt in den obersten Theil des Kirchthurms zurück. Aber auch dahin verfolgte ihn Moriz mit seinen Spiesgesellen. Als der Erzbischof die Tritte der ihm nahenden Feinde hörte, trat er ihnen kühn entgegen, drohend mit dem Fluche der Kirche, wenn sie es wagen würden, frevelnde Hände an die Person ihres Erzbischofes zu legen. Aber auf die Banditen, die das ehrwürdige Ansehen des heiligen Greises nicht rührte, machten auch alle Schrecken der Religion keinen Eindruck. Auf einen Wink ihres Anführers ergriffen sie den Erzbischof bei den Füßen, und stürzten ihn von der ganzen Höhe des Thurmes herab.

8. Nur ein Schrei des höchsten Unwillens erscholl durch ganz Italien bei der Nachricht von diesem unerhörten Frevel; selbst die Venetianer wurden aus ihrem knechtischen Schlummer aufgeschreckt, und stark durch der Christenheit allgemeinen Abscheu vor zwei Tyrannen, die ihre sacrilegischen Hände sogar mit dem Blute eines Gesalbten des Herrn befleckt hatten, schienen sie jetzt entschlossen, ihre Fesseln wieder zu zerbrechen. Johannes und sein Sohn Moriz, die jetzt die Ermordung des Erzbischofes einem unglücklichen Mißverständniß zuschrieben, thaten indessen alles mögliche, um die Bürger zu besänftigen. Geschenke, Verheißungen und freundliche Worte wurden nicht gespart, und so gelang es ihnen endlich, die Gemüther wieder zu besänftigen, besonders als sie zu dem erledigten erzbischöflichen Stuhl den Fortunatus, einen Neffen des Ermordeten vorschlugen, der nun auch einstimmig von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt ward (803). Aber uneingedenk des Beispiels seines göttlichen Meisters und Lehrers, der unter dem höchsten Uebermaß der Qual und aller Schmach, und selbst am Kreuzbalken noch für seine Peiniger bat, sann Fortunatus, sobald er den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, auf nichts als Rache an den beiden Mördern seines Oheims. Mit einem Tribun und noch andern edeln Venetianern ließ er sich gegen Johannes und dessen Sohn Moriz in eine Verschwörung ein, die aber, weil schlecht geführt, von den geheimen Spähern der Dogen bei Zeiten entdeckt ward. Die Verschwornen und Fortunatus ergriffen jetzt die Flucht. Die Erstern gingen nach Trevigi, der Erzbischof nach Frankreich, wo er am Hofe Carls des Großen Schutz suchte, und ihn auch fand. Fortunatus, der seine Feinde, es koste, was es wolle, zu stürzen suchte, entwarf dem Kaiser von der ve-

netianischen Regierung, besonders von deren, in allen ihren Verhandlungen mit dem Hofe von Constantinopel sich kund gebenden feindlichen Gesinnungen gegen die Franken ein so schreckhaftes Bild, daß Carl wirklich seinem Sohne, dem Könige von Italien, Befehl gab, die Venetianer genau zu beobachten und alles vorzubereiten, um nöthigenfalls durch einen schnellen und entscheidenden Angriff den Stolz dieser Insulaner zu demüthigen *). Sobald die beiden Dogen sichere Kunde hatten, daß der von Grado entflohene Erzbischof sich am fränkischen Hofe aufhalte, zweifelten sie auch keinen Augenblick mehr an den üblen Diensten, welche derselbe ihnen bei dem Kaiser leisten würde, bemühten sich daher desto kräftiger um den Schutz des griechischen Kaisers, ordneten Gesandten nach Constantinopel und erhielten von Nycephorus die Versicherung, daß bei der mindesten feindlichen Demonstration des Königs von Italien gegen den venetianischen Inselstaat alsogleich eine griechische Flotte in den Gewässern des adriatischen Meeres erscheinen sollte. — Von diesem Augenblick an entstanden und entwickelten sich all-

*) Durch Nichts gelang es dem Fortunatus so sehr, den Kaiser gegen die venetianische Regierung zu erbittern, als durch die Entdeckung, die er ihm jetzt machte, daß nämlich blos die Intriguen der Venetianer an dem Hofe von Constantinopel die Ursache gewesen wären, daß der griechische Kaiser in dem, im Jahr 803, mit Carl geschlossenen Vertrage, auf Beibehaltung der, für den Kaiser sowohl zur Sicherheit seines italienischen Reiches, als auch für den Handel seiner italienischen Unterthanen, so ungemein wichtigen Seestädte mit so großer Hartnäckigkeit bestanden wäre. Carl sah jetzt ein, daß er, indem er hierin den Wünschen und Bitten des griechischen Kaisers nachgegeben, einen großen politischen Fehler begangen habe.

mählich zwei, in ihren politischen Ansichten einander entgegen gesetzte Partheien in dem venetianischen Staat, nämlich die griechische und fränkische. An der Spitze der Letztern stand die Geistlichkeit, an jener der Erstern die Regierung, sammt allen für die Freiheit ihres Vaterlandes wahrhaft besorgten Patrioten.

9. Da es jetzt eine Menge Unzufriedener auf den venetianischen Inseln gab; so vermehrte sich auch die Anzahl der nach Trevigi Auswandernden mit jedem Tage. Mit den Zurückgebliebenen unterhielten sie jedoch einen ununterbrochenen geheimen Verkehr, und von ihnen täglich dazu aufgefodert, und deren Beistand versichert, riefen nun die, in Trevigi jetzt schon sehr zahlreich versammelten Venetianer einen der angesehensten Männer aus ihrer Mitte, nämlich den, aus einem der ältesten und edelsten tribunizischen Geschlechter entsprossenen Obelerius zum Dogen aus. Die Nachricht von diesem kühnen und entscheidenden Schritte setzte ganz Malamocco — damals noch der Sitz der venetianischen Regierung — in Jubel. Aber den beiden Tyrannen entsank nun plötzlich der Muth. Ihr schwer belastetes Gewissen hielt ihnen einen furchtbaren Spiegel vor, und in der Ueberzeugung, daß, sobald Obelerius mit seinem zahlreichen Anhang ankäme, alle Inseln sich zu seiner Parthei schlagen würden, rafften sie in der Eile ihre Schätze zusammen, und entflohen aus Malamocco, Johannes nach Mantua, und Moriz nach Deutschland zum Kaiser. Diesen suchte nun der Flüchtling für sich und seinen Vater zu gewinnen. Aber Carl, der den Einen wie den Andern kannte und verachtete, gab ihm kein Gehör, und beide starben außer ihrem Vaterlande, wo sie während ihrer Regierung ihrem Na-

men, wie ihrem Andenken eine nie verwitternde Schandsäule gesetzt hatten.

10. Nach seiner Erhebung eilte Obelerius von Trevigi nach Malamocco, wo er von der jubelnden Menge mit den größten Freudebezeigungen und allen Beweisen von Liebe und Ehrerbietung empfangen ward. Auch Obelerius wußte diesen frohen Rausch seiner Mitbürger zum Besten seines Hauses zu benutzen, und brachte es bald nach seiner Ankunft dahin, daß zuerst sein Bruder Beatus, und bald darauf auch sein dritter Bruder Valentinus, zur herzoglichen Würde erhoben, und ihm als Mitregenten beigeordnet wurden. Auch Fortunatus, Erzbischof von Grado, kehrte jetzt mit Christoph dem Bischofe von Olivolo *) wieder aus Frankreich zurück. Als sie im Pfarrdorfe des heiligen Cyprians bei Mestre ankamen, hörten sie zu ihrem größten Erstaunen, daß man während der Abwesenheit des Christophs, das Bisthum Olivolo einem Diaconus, Namens Johannes verliehen habe. Fortunatus tröstete seinen Freund, ihn versichernd, daß er den Johannes, dessen Wahl er für ungültig erklärte, nie als Bischof

*) Nach der Ermordung des Erzbischofes von Grado war Christoph wirklich zum Besitz seines Bisthums gelangt. Als aber seine Gönner der Doge Johannes und dessen Sohn Moriz gestürzt wurden; so folgte er dem Letztern nach Frankreich nach, verstand es aber weit besser, als der flüchtige Doge, sich in die Gunst des Kaisers einzuschmeicheln. Als ein Mann, der sich in alle Zeiten zu schicken wußte, ward Christoph nun völlig fränkisch gesinnt, bekümmerte sich wenig um Moriz, sondern schloß sich gänzlich dem, damals am fränkischen Hofe anwesenden Erzbischofe von Grado an, dessen Freund und eifriger Anhänger er nun ward.

erkennen werde. Kaum waren beide an das Land getreten, als ihr Gegner Johannes ihnen zufällig in die Hände fiel. Fortunatus ließ ihn sogleich ergreifen und festsetzen; aber er entwischte schon in der folgenden Nacht aus seiner Haft, ging zu dem neuen Dogen Obelerius, und klagte bei demselben über die harte Begegnung, die er von Seite des Erzbischofes erfahren habe. Obelerius, der sich in seiner Würde beleidiget glaubte, versprach ihm seinen mächtigen Schutz, vermochte es am Ende aber dennoch nicht zu verhindern, daß der Erzbischof von Grado, eine gerechte Sache vertheidigend, und von der fränkischen Parthei kräftig unterstützt, den Christoph auf seinem bischöflichen Stuhle von Olivolo wieder herstellte *).

11. Die dalmatinischen Seestädte, längst schon den Streifereien der Croaten und Slaven ausgesetzt, und fruchtlos sich nach griechischer Hülfe sehnend, hatten sich jetzt an Carl gewandt, und unter dessen Schutz sich begeben. Carl, der die Wichtigkeit des Besitzes dieser Städte nun besser als je einsah, schickte sogleich seinen Sohn Pipin mit einer Flotte dahin. Gleich einem schützenden Engel ward der König von Italien von den dalmatischen Inseln und Seestädten empfangen. Aber in Venedig kamen jetzt beide Partheien, die griechische und die fränkische in

*) Die Absetzung des Bischofes Christoph von Olivolo war offenbar rechtswidrig und ungültig; denn nach den Canons kann ein Bischof blos durch den Spruch eines ganzen Conciliums, nachdem der Beklagte und dessen Vertheidigung gehört worden, seines Stuhles entsetzt werden; worauf dem Verurtheilten doch immer noch die Apellation an den höchsten Richter, den römischen Stuhl nämlich, offen steht.

die größte Bewegung. Die Letztere verfocht das Interesse Carls, die Erstere jenes des Hofes von Constantinopel. Beide Partheien vereinigten sich endlich dahin, daß man Gesandte an Carl nach Diedenhofen ordnete, um ihn zu bitten, dem zu Selz geschlossenen Vertrag zu Folge, ihnen die Neutralität zu gestatten. Carl, der stets die Heiligkeit eingegangener Verträge, diesmal vielleicht nur zu gewissenhaft *), zu ehren sich zur Pflicht machte, bewilligte ihre Bitte, gab ihnen aber sehr ernste Ermahnungen, sowohl in Ansehung ihres künftigen Benehmens gegen die fränkisch-italienische Regierung, als auch der, einem römischen Kaiser schuldigen Ehrfurcht.

12. Kaum war dies geschehen, als der griechische Admiral Nicetas mit einer sehr ansehnlichen Flotte in dem adriatischen Meer erschien. Bei der Annäherung derselben gewann die griechische Parthei in Venedig die Oberhand. Die Häupter der fränkischen Faktion wurden gestürzt, der Bischof von Olivolo, ein Tribun, Namens Felix, und noch mehrere Andere fränkisch Gesinnte verhaftet, dem

*) Ja wohl viel zu gewissenhaft; denn die Venetianer hatten bisher bei jeder Gelegenheit ihre feindseligen Gesinnungen gegen die Franken so offenkundig an Tag gegeben, daß gar nicht zu zweifeln war, sie würden — was auch, wie wir gleich sehen werden, wirklich geschah — sobald nur ein Zusammenfluß günstiger Umstände es ihnen erlaube, an offenbaren Feindseligkeiten gegen die Franken einen thätigen Antheil nehmen. — Nicht derjenige ist der angreifende Theil, welcher zuerst den Schild erhebt; sondern Jener, welcher durch seine Intriguen, gefährliche Verbindungen und an Tag gelegten feindlichen Absichten den Andern zwingt, einem, gegen ihn premeditirten Angriffe bei Zeiten zuvorzukommen.

griechischen Kaiser überliefert, und von diesem in verschiedene Städte seines Reiches verbannt. Fortunatus, den nahenden Sturm ahnend, hatte bei Zeiten Grado verlassen, und war nach Frankreich an den Hof Carls des Großen entflohen. Nach seiner Entfernung ward das Erzbisthum sogleich wieder besetzt, und der nämliche Diacon Johannes, den Fortunat bei seiner Landung vor zwei Jahren hatte ergreifen lassen, auf den Stuhl von Grado erhoben. Die venetianische Regierung erklärte sich nun öffentlich für die Griechen, und uneingedenk des so eben erst mit Carl eingegangenen Vergleichs, und ihres ihm gegebenen Worts, stieß sogar ihre Flotte zu der griechischen, und verheerte in Verbindung mit dieser die dalmatinische Küste, um, wie die Griechen und Venetianer jetzt sagten, die Seestädte wegen ihrer gegen Pipin und die Franken bewiesenen Vorliebe zu bestrafen. Pipin, dessen Flotte jener des Nicetas nicht gewachsen war, hatte sich zurückziehen müssen, und lag nun in dem Golph von Venedig, nicht ferne von den Inseln vor Anker. Bald darauf folgte ihm dahin auch der griechische Admiral, ankerte in denselben Gewässern, und beide Flotten lagen einander gegenüber. Indessen kam es doch nicht zum Treffen. Man weiß nicht, warum Nicetas, trotz seiner den Franken weit überlegenen Seekräfte, den König von Italien nicht angriff, sondern im Gegentheil einen Waffenstillstand auf ein paar Monate mit ihm abschloß, und hierauf mit seiner Flotte und den venetianischen Gefangenen, nämlich dem Bischof Christoph von Olivolo, dem Tribun Felix, und den übrigen Häuptern der fränkischen Parthei, nach Constantinopel zurückkehrte.

13. Pipin, gegen die Venetianer im höchsten Grade erbittert, beschloß, gleich nach abgelaufenem

Waffenstillstand die Treulosigkeit dieser Insulaner zu bestrafen, und ihren Stolz auf eine, ihnen für lange Zeit fühlbare Weise zu demüthigen. Er kündigte ihnen demnach förmlich den Krieg an, und ließ sie unverzüglich von zwei Seiten zu gleicher Zeit angreifen. Die in den Häfen von Istrien und Friaul liegende Flotte, welche Befehl hatte, mit einer bedeutenden Anzahl von Landtruppen von der Nordseite in den venetianischen Seestaat einzudringen, landete auf Heraclea, eroberte die Stadt, und zerstörte sie beinahe von Grund aus. Die Reihe traf nun Isolo, welches ebenfalls erobert ward, und das nämliche Schicksal, wie Heraclea, erfuhr. Während dieses geschah, griff die aus Ravenna ausgelaufene Flotte den Inselstaat auch von der Südseite an. Der Thurm von Brondolo ward erstürmt, die Inseln Chioggia und Pelestrina wurden erobert, und die Franken drangen bis Albiola vor. Malamocca, mit der Hauptstadt gleichen Namens, war nur durch einen schmalen Kanal von den, von den Franken schon eroberten Inseln getrennt. Auch nur mit einigem Erfolge hier den Siegern Widerstand zu leisten, war unmöglich, und der Ruin von Malamocco, dem Sitze und Mittelpunkt der Regierung außer allem Zweifel. Der venetianische Inselstaat, schwebend am Rande seines Untergangs, schien ohne alle Rettung verloren. Ein edler Bürger aus Heraclea, Agnellus Participatius ward jetzt der Retter seines Vaterlandes. Er gab den Rath, dem Feinde Malamocco Preis zu geben, dessen ganze Bevölkerung aber unverzüglich nach der, durch eine ungleich breitere Lagune von Malamocco und den Franken getrennten Insel Rialto zu versetzen. Die Weisheit dieses Vorschlages war einleuchtend. Die Dogen, die Geistlichkeit, der Adel und alles Volk verließen demnach den bisherigen Sitz der Regierung,

und schifften sammt ihrer ganzen beweglichen Habe nach Rialto. Bald darauf landeten die Franken in Malamocco, fanden aber zu ihrer größten Bestürzung nur leer und öde stehende Gebäude, die nun größtentheils von dem erbitterten Feind in Steinhaufen verwandelt wurden.

14. Participatius, dessen Muth bei der nahenden Gefahr nur noch höher stieg, entwickelte jetzt eine Thätigkeit, die an Themistocles und die Athenienser zu den Zeiten des Xerxischen Einfalles erinnert. Eben so weise in seinen Rathschlägen, als rasch und unerschrocken in deren Ausführung, hob er auf das Neue wieder den beinahe völlig gesunkenen Muth der Inselbewohner. Die Dogen überließen ihm ausschließlich die Leitung aller Vertheidigungsanstalten. Sämmtliche waffenfähige Männer wurden nun von den kleinen Inseln nach Rialto gebracht, alle Schiffe, Barken und Nachen dort versammelt, leicht bewaffnet, und mehrere Schiffsdivisionen daraus formirt. Die Anführung der ganzen Flotte ward einem kühnen und sehr erfahrenen Seemann, dem Viktor von Heraclea übertragen. Es dauerte nicht lange, so liefen beide Flotten gegen einander aus. Als die Franken auf ihren großen Schiffen die kleinen Fahrzeuge der Venetianer sahen, brachen sie in lautes Gelächter aus. Nichts schien ihnen leichter, als mit ihren großen Schiffsmassen die, nur Barken ähnlichen Schiffe ihrer Feinde zu überfahren und in Grund zu bohren. Viktor war mit seiner Flotte den Franken ziemlich weit entgegen gerückt; als er aber sah, daß diese nun ebenfalls zum Angriffe herannaheten, zog er sich langsam zurück, manövrirte bald rechts, bald links, gewann dadurch die nöthige, von ihm wohl berechnete Zeit, und lockte endlich, als die Ebbe bald eintrat, die

Franken auf die, ihm wohl bekannten, den Franken aber unbekannten Untiefen des Kanals. Diese Kriegslist gelang. Die großen fränkischen Schiffe stießen plötzlich auf den Grund, standen unbeweglich stille, und alles Manövriren und alle Anstrengungen der Matrosen, sie wieder in Bewegung zu setzen, blieben fruchtlos. Aber wie Wolken umflogen und umflatterten jetzt die leichten venetianischen Fahrzeuge die schwere, aber leider hier fest gebannte fränkische Flotte, sandten einen Hagel von Pfeilen auf die, auf dem Verdecke stehende Mannschaft, und schleuderten unaufhörlich eine Menge brennenden Pechs und andere, leicht zu entzündende, brennbare Materien auf die fränkischen Schiffe. Zum Unglück der Franken erhob sich aus Süd-Ost auch noch ein heftiger Sturmwind. In wenigen Augenblicken stand beinahe die ganze fränkische Flotte in Brand, und während die kleinen venetianischen Schiffe immer fortfuhren, die Franken zu verderben, knirschten diese mit den Zähnen, daß weder ihre Anzahl und Tapferkeit, noch die Größe und Stärke ihrer Schiffe sie gegen einen, von ihnen bisher so sehr verachteten Feind jetzt schützen konnten. Sobald die wiederkehrende Fluth das Gewässer schwellte, zog sich auch Pipins Flotte, erbärmlich zugerichtet, eiligst zurück.— Die Franken hatten eine förmliche Seeniederlage erlitten. An einen neuen Angriff noch in diesem Jahre gegen Venedig konnte demnach Pipin nicht mehr denken. Ein Drittel seiner Flotte war verbrannt, beinahe jedes der andern Schiffe nur mehr oder weniger beschädiget, und ein großer Theil der Schiffsmannschaft getödtet. Die Venetianer konnten wieder freier athmen. Alle Gefahr war zwar für jetzt für sie verschwunden; aber ein noch furchtbareres, gefahrvolleres Ungewitter hatten sie sich für das folgende Jahr bereitet. Pipin war nicht der

Fürst, dessen Muth ein Unfall beugen konnte. Die Schuld des mißlungenen Angriffes schrieb er der Unfähigkeit seines Feldherrn zu, nahm ihm daher den Oberbefehl über die Flotte, ließ die beschädigten Schiffe in den italienischen Häfen ausbessern, und ordnete auf den Werften und in den Arsenälen von Ravenna neue, ganz ungeheure Seerüstungen an.

15. Unter diesen Umständen erschien Paulus, Statthalter von Cephalonien mit einer Flotte in den adriatischen Gewässern. Obgleich die günstige Jahreszeit größtentheils vorüber war, wollte der griechische Admiral doch noch etwas Bedeutendes unternehmen. Er landete also bei Commachio, berennte die Stadt, und suchte sich ihrer noch vor Winter zu bemächtigen. Aber Commachio, durch Kunst und Natur gut befestiget *), hatte einen Ueberfluß an Lebensmitteln und eine zahlreiche, tapfere Besatzung. Einige Stürme schlugen die Franken mit großem Verluste des Feindes zurück, wagten hierauf selbst einen Ausfall, hieben den größten Theil der gelandeten Truppen zusammen, zwangen die übrigen, sich eiligst einzuschiffen, und den Paulus, sich mit seiner Flotte von der Küste zu entfernen. Die griechische Flotte wollte nun in den Lagunen von Venedig überwintern. Als aber Paulus von den ungewöhnlichen Kriegsrüstungen des Königes von Italien Kunde erhielt, schien ihm die Lage der Dinge nicht wenig bedenklich. Er äußerte also den Wunsch, mit Pipin wegen Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens in Unterhandlungen zu treten, sandte auch unverzüglich zu diesem Zwecke einige Abgeordnete an den

*) Diese Stadt lag zwischen den beiden alten Mündungen des Po, und war damals von Wasser und Sümpfen umgeben, daß sie eine förmliche Insel bildete.

selben. Aber wie es scheint, wollte Paulus den venetianischen Staat als eine, dem griechischen Reiche gehörige Provinz, und zwar im strengsten Sinne des Wortes, betrachtet wissen. Sein herrisches Benehmen beleidigte das Ehrgefühl der auf ihre Freiheit eifersüchtigen Insulaner. In allem, was er vorschlug oder unternehmen wollte, fand er daher stets von allen Seiten den heftigsten Widerspruch, und selbst seine mit Pipin schon angeknüpften Unterhandlungen wußten die Dogen so geschickt zu durchkreuzen, daß von allem gar nichts zu Stande kam. — Mit den Venetianern im höchsten Grade unzufrieden, und vorzüglich gegen die Dogen erbittert, segelte endlich Paulus mit seiner Flotte wieder nach Constantinopel zurück.

16. Aber um so mehr eilten jetzt, nach Entfernung der griechischen Flotte, die beiden Dogen Obelerius und Beatus, das, der Republik drohende schwere Ungewitter bei Zeiten noch zu beschwören, und mit Pipin in Friedensunterhandlungen zu treten. Sie ordneten Gesandten mit reichen Geschenken an denselben, führten eine sehr ehrerbietige Sprache, und ließen höchst billige, durchaus annehmbare Friedensvorschläge machen. Die Niederlage zwischen Rialto und Malamocco hatte Pipin und seine Franken etwas besonnener und geschmeidiger gemacht. Sie waren sehr geneigt, vieles von ihren, früher so hochgespannten Forderungen nachzulassen, und um es auch mit Ehren thun zu können, mußte der Pabst auf einen, ihm gegebenen geheimen Wink, für die Venetianer um Gnade bitten. Natürlicher Weise ward von dem Kaiser, wie auch von dem Könige in Italien dem Pabst seine Bitte sehr gerne gewährt, und so kam nun endlich ein dauerhafter Friede zu Stande. Fortunatus ward

in das Erzbisthum von Grado wieder eingesetzt *), den Venetianern auf dem festen Lande eine Strecke von fünf Meilen überlassen, der venetianischen Geistlichkeit auf allen ihren Gütern in Italien die Immunität ertheilt, und alle Rechte und Privilegien, welche die Venetianer früher in dem italienischen Königreiche genossen, wurden ihnen auf das Neue bestätiget. Dieser Friede vermehrte und verstärkte nicht wenig die fränkische Parthei in dem venetianischen Staate; denn alle, welche Güter oder Einkünfte auf dem festen Lande hatten, knüpfte nun ihr eigener Vortheil um so mehr an die fränkische Sache, indem sie wohl einsahen, daß ein neuer Bruch mit dem mächtigen fränkisch-römischen Reiche den Verlust oder völligen Ruin ihres Grundeigenthums zur Folge haben würde. Von dieser Zeit an bildete der Erzbischof von Grado mit seiner Geistlichkeit, in Verbindung mit den Eigenthümern von Ländereien auf dem festen Lande, gegen den Einfluß des Hofes von Constantinopel ein, dem fränkischen Interesse höchst günstiges Gleichgewicht.

17. Der griechische Admiral Paulus hatte bei dem Kaiser in Constantinopel gegen die Dogen von Venedig und die dort zahlreiche fränkische Parthei sehr schwere und bittere Klagen geführt. Kaum war also mit Pipin der Friede geschlossen, der vielleicht auch in manchen Punkten das griechische Interesse verletzt haben mag, als ganz unvermuthet ein Bevollmächtigter des Kaisers Nycephorus, Namens Eberfa-

*) Gegen den Erzbischof Fortunatus bewies sich Carl überaus freigebig. Er schenkte ihm so viele Güter und Gefälle, daß die Kirche von Grado eine der reichsten, wo nicht gar die reichste in ganz Italien ward.

phius; auf Rialto erschien, eine allgemeine Volksversammlung zusammenberief und, von der griechischen Parthei kräftig unterstützt, es dahin brachte, daß Obelerius und seine Brüder der herzoglichen Würde entsetzt und für immer verbannt wurden. Beatus ward nach Zara, einer Seestadt in Dalmatien gebracht; aber Obelerius entfloh in die Staaten Carls des Großen, wurde jedoch einige Zeit nachher, nämlich nach definitivem, auch mit dem Hofe von Constantinopel geschlossenen Frieden, nebst dem vor ungefähr zehen Jahren aus den Gefängnissen von Sicilien nach Rom entflohenen Spatarius Leo von Carl dem griechischen Kaiser ausgeliefert. Valentius, Obelerius jüngster Bruder, verlor zwar ebenfalls seine Würde, da er aber in seiner großen Jugend an Staatsangelegenheiten wenig oder gar keinen Antheil gehabt; so ward ihm gegönnt, in seinem Vaterlande zu bleiben *).

*) Es läßt sich nicht leicht errathen, worauf und auf welche Thatsachen die mehrsten Geschichtschreiber ihre Behauptung begründen wollen, wenn sie sagen, man habe den Obelerius und dessen Brüder blos deswegen der herzoglichen Würde entsetzt, weil sie allzu fränkisch gesinnt gewesen wären. Wohl mochten vielleicht des Nycephorus Bevollmächtigte den Dogen diesen Vorwurf gemacht haben; aber derselbe war offenbar ungerecht; denn weder Obelerius noch Beatus standen in einiger Verbindung mit den Franken, oder zeigten für dieselben in irgend einer Angelegenheit eine besondere Vorliebe. Dies geht auch daraus klar hervor, daß Carl der Große, der doch den, dem fränkischen Interesse notorisch ergebenen, und an der Spitze der fränkischen Parthei stehenden Erzbischof Fortunatus so königlich belohnte, den Obelerius nicht nur nicht einmal schützte, sondern sogar dem griechischen Kaiser ausliefern ließ. — Ueberhaupt herrscht in den, über den fränkisch-venetianischen Krieg,

18. Bald nach geendigtem Krieg mit Venedig starb Pipin zu Mailand im drei oder vier und dreißigsten Jahre seines Alters *). (810.) Griechische Abgeordnete, von Nycephorus gesandt, waren schon mit Friedensvorschlägen auf dem Wege, als sie die Nachricht von dem Tode des Königes von Italien erhielten. Da Carl, nach seines Sohnes Tod, die Leitung der italienischen Angelegenheiten wieder selbst übernahm, so begaben sich die griechischen Gesandten zu ihm nach Aachen. Die Abschließung eines definitiven Friedens unterlag keinen großen Schwierigkeiten. Der Vertrag von Selz ward erneuert. Carl der Große entsagte, zu Gunsten des griechischen Kaisers, den von Pipin über Seevenetien in Anspruch genommenen Oberhoheitsrechten **). Da

vorhandenen Berichten der ältern, wie neuern Geschichtschreiber eine nicht leicht aufzuhellende Dunkelheit. Daß die fränkischen und venetianischen Annalisten sich in manchen Punkten widersprechen, und von einander abweichen, ist sehr begreiflich, und nicht schwer zu erklären. Aber bei Allen ohne Ausnahme sind die Sachen so sonderbar gestellt, daß selbst die, von ihnen erzählten Ereignisse sich zu widersprechen scheinen; ein Widerspruch, der allem Ansehen nach nur scheinbar ist, und vielleicht ganz gewiß verschwinden würde, wenn die Berichte umständlicher, und weniger lückenhaft, und die verschiedenen Berichterstatter in Ansehung der chronologischen Bestimmungen etwas genauer und sorgfältiger gewesen wären. So wie jetzt alle diese Berichte durch einander und gegen einander laufen, möchte es wohl auch der geübtesten, historischen Combinationskraft unmöglich werden, den, in einer fortlaufenden Erzählung so durchaus nothwendigen pragmatischen Verband der Thatsachen mit voller Gewißheit wieder aufzufinden.

*) Hievon wird weiter unten noch nähere Rede seyn.

**) Die Worte in den Bertinianischen und andern fränkischen Annalen: „Nycephoro Venetiam reddidit“ können unmöglich einen andern Sinn haben. Wie

aber der venetianische Staat auf dem festen Lande auf fränkischen Territorien viele Güter und Herrschaften hatte, so mußte er dieser Besitzungen wegen jährlich eine gewisse Summe, als Tribut, an den König von Italien entrichten. Um die Gesandtschaft des griechischen Kaisers zu erwiedern, ordnete nun auch Carl eine, aus dem Bischofe Haido von Basel, den Grafen Hugo und Azzo von Tours und Friaul bestehende Gesandtschaft nach Constantinopel. Als Carls Gesandten ankamen, fanden sie Michael Rhangabe schon auf dem Thron. Der neue Monarch empfing die fränkischen Abgeordneten mit vielem Wohlwollen, und genehmigte sehr gerne den, noch zu Lebzeiten seines Schwiegervaters zwischen beiden Reichen geschlossenen Vertrag. Zu gegenseitiger Auswechselung der Friedensinstrumente sandte der griechische Kaiser einen griechischen Bischof, Namens Michael, und die beiden Protospatarien Arsarius und Theognostus an den fränkischen Hof. Als sie in Aachen ihr Geschäft beendiget hatten, nahmen sie auf ihrer Rückreise nach Constantinopel ihren Weg wieder über Rom, wo sie auch diesen neuen Vertrag abermals dem Pabste zu dessen Bestätigung vorlegten *).

---

die italienischen Geschichtschreiber sie erklären, kann man bei Dandalo dem ältesten derselben sehen (in Chronico Tom. 12. Rer. Ital.).

*) Durch die päpstliche Bestätigung wollte man eigentlich einem Vertrag nur einen noch größern Charakter von Heiligkeit geben. Ein herrlicher Beweis, welche ungemeine Ehrfurcht die ganze damalige christliche Welt vor dem höchsten Oberhaupte der Kirche, dem gemeinsamen heiligen Vater der Christenheit hatte. Wir werden in der Folge noch sehen, daß man bei den wichtigsten Friedens- und Theilungs-Verträgen stets, und zwar sehr sorgsam die päpstliche Sanktion

19. Nach der Entsetzung und Verbannung des Obelerius und seiner Brüder ward Participatius, der in stürmischen, gefahr- und drangvollen Zeiten der Republik so wichtige Dienste geleistet

---

nachsuchte, wodurch auch wirklich jeder Vertrag eine gewisse religiöse, jedem christlichen Gewissen imponirende Bürgschaft erhielt. Ganz anders ist dies freilich heute zu Tage, wo die Religion jedem Staate völlig fremd, und das Christenthum, mit Ausnahme einiger wenigen edeln, großen und kräftigen Seelen, nichts als eine, von den höhern Regionen der Gesellschaft und des Staatslebens völlig getrennte, bloße gemeine Volksreligion, oder wie Gibbon und Consorten es nennen, Volksaberglauben ist. Wie weit man aber mit dieser Weisheit kommen wird, oder schon gekommen ist, darüber belehrt uns zu Genüge ein sehr großer, ehemals mächtiger Nachbarstaat, wo jetzt niemand mehr weiß, wer Koch oder Keller, König oder Unterthan, herrschende oder gehorchende Parthei ist; wo man nur niederreißet und nicht aufbauet, wo ein schrecklicher Fluch, der wie ein Hauch der Hölle sich über das ganze Land verbreitet hat, alle wahren Socialverhältnisse, und Alles, was in seinem frühern Bestand sich als gut und bleibend bewährte, unaufhörlich zerstört, bis endlich Alles, völlig locker und loß, und bis in seinen ersten Bestandtheilen aufgelößt, in den wilden Fluthen eines Oceans von Unsinn und Gottlosigkeit untergehet. — — Will man aber, um auf das Obige wieder zurückzukommen, mit Lebret annehmen, daß der zwischen den beiden Kaisern geschlossene Vertrag auch manche, die römischen Staaten unmittelbar betreffenden Beziehungen enthielt; so mag dies allerdings ein Grund mehr gewesen seyn, daß die griechischen Gesandten, um auch die päpstliche Ratification zu erhalten, nach Rom reiseten; aber alsdann muß man hierin auch einen abermaligen, unzweideutigen Beweis erkennen, daß die Päpste in dem römischen Staate nicht blos das dominium utile, sondern alle Souverainitätsrechte besaßen, mithin vollkommen selbstständige, unabhängige weltliche Herren waren.

hatte, einstimmig zum Doge erwählt. Alle Thätigkeit, welche Participatius in Tagen des Sturms und der Gefahr auf dem Schauplatz des Krieges entwickelt hatte, ward nun auf ganz andere Gegenstände gerichtet, und brachte sehr bald nicht minder herrliche Früchte. Venedig hatte Ihm seine Freiheit und Unabhängigkeit zu danken, und nun ward er auch der Gründer der künftigen Größe und Macht seines Vaterlandes. Unter seiner weisen Regierung vernarbten und heilten schnell alle, durch die fränkischen Kriege, dem Staate geschlagenen Wunden. Alle von Pipin verheerten Städte, und unwohnbar gemachten Inseln, Heraclea, Malamocca, Palestrina, Chioggia ꝛc. ꝛc. wurden von Participatius wieder aufgebauet, und auf das neue bevölkert; und da Heraclea die Vaterstadt des allgemein hoch verehrten Doge war, so entstand sie auch jetzt aus ihren Ruinen noch ungleich schöner, als sie vorher war, verlor aber ihren bisherigen Namen Heraclea, und hieß von jetzt an Citta nuova. Aber die Insel Rialto, an welcher Pipins furchtbares Waffenglück zum erstenmal scheiterte, ward zum Sitze der Regierung gewählt, und sogleich der Grund zu einer ganz neuen Stadt gelegt. Auf Rialto und noch 60 kleineren, aber nur durch sehr schmale Kanäle getrennten, und daher durch Brücken mit Rialto verbundenen Inseln erhob sich nun nach und nach, aus den Lagunen des adriatischen Meeres, die in ihrer Art einzige, eine Reihe von Jahrhunderten in immer zunehmendem Flor blühende, große und volkreiche Stadt Venedig. Geschützt durch das Gewässer und zahllose Kanäle, deren Höhe und Tiefe nur der Inselbewohner kannte, bedurfte es hier weder Mauern noch Wälle, und die umherliegenden wohl befestigten Städte und Inseln Malamocca, Palestrina, Chioggia ꝛc. ꝛc. waren für die

neue, nun bald das ganze adriatische Meer beherrschende Stadt gleichsam eben so viele Mauern und Bollwerke. Schon unter Participatius erhob sich Venedig unter den Städten Italiens zu einer Stadt zweiten Ranges. Die überstandene Gefahr eines ganz in der Nähe drohenden furchtbaren Schiffbruches hatte den Gemeingeist der Venetianer geweckt, der Sieg bei Rialto das Gefühl ihrer Kraft erhöhet, und eine ganz ungewöhnlich regsame Geschäftsthätigkeit ward nun in allen Klassen des Volkes sichtbar. Auch in der Achtung der übrigen Völker Italiens war der, bis dahin wenig beachtete Inselstaat durch seine, mit dem mächtigen Pipin so glücklich beendigte Fehde, ungemein gestiegen. Eine Menge Italiener, selbst Römer und Longobarden, für deren Ohren das Wort Freiheit einen unwiderstehlichen Reitz hatte, strömten jetzt nach Rialto, brachten bedeutende Capitalien dahin mit, ließen sich allda nieder, erhielten das Bürgerrecht, baueten Kirchen und Paläste, und entwarfen gleichsam jetzt schon im Großen den Umriß zu jener Stadt, welche einige Jahrhunderte später selbst Constantinopels Beherrschern Gesetze vorschreiben sollte. Auf der erhabensten Stelle von Rialto, da, wo das Auge sich der herrlichen Aussicht, von der einen Seite auf den breiten Kanal, und von der andern auf die ungeheure Spiegelfläche des Golphs zu erfreuen hat, bauete Participatius sich einen Palast, der, nachher immer mehr erweitert und verschönert, auch die Residenz aller folgenden Dogen ward.

20. In der Geschichte des venetianischen Staats macht der fränkische Krieg eine der merkwürdigsten Epochen. Wie neu belebt ging Venedig aus demselben hervor; die gelähmten Gemüther hatte er kräftig erschüttert, eine viele Jahrhunderte fort-

dauernde Impulsion ihnen ertheilt, und auch dem Staat in seinem Innern einen festern, mehr auf sich selbst beruhendern Bestand gegeben. Zwischen den beiden großen Weltreichen, dem Griechischen und Römischen in die Mitte gestellt, ward Venedig schon durch seine Lage zum Herrn des damaligen Welthandels bestimmt. Wegen seines Connexes mit dem griechischen Reiche, von dem Hofe von Constantinopel ungleich mehr als die übrigen Seehandel treibenden Nationen begünstiget, wurden die Venetianer nun bald die Faktoren aller abendländischen Reiche. Alle Natur- und Kunstprodukte des Orients, alle die kostbaren Erzeugnisse Indiens kamen erst durch venetianische Hände zu den übrigen Völkern von Europa. Nach Constantinopel ward jetzt Venedig der größte Weltmarkt. Mit jedem Jahre erweiterte es seinen Handel, verstärkte seine Marine, und vermehrte seine durch ausgebreiteten, selbst die saracenischen Länder nicht ausschließenden Welthandel, gewonnenen Reichthümer. Selbst alle andere Völker trugen, wenigstens mittelbar, zu der immer mehr aufblühenden Größe und Macht des gleichsam auf den Gewässern des adriatischen Golphs schwimmenden Inselstaates bei; denn während jene durch anhaltende, zerrüttende, bald innere bald auswärtige Kriege sich schwächten und aufzuzehren schienen, und selbst das römische Reich nach Carls des Großen Tode, unter dessen Nachfolgern wieder völlig zu zerfallen drohete, genoß Venedig, blos mit seiner See- und Handelsindustrie beschäftiget, eines ununterbrochenen Friedens; konnte demnach ganz allein an einen selbstständigen, weit verbreiteten, auswärtigen Verkehr denken, und zwar an einen Verkehr, der keine Politik, keine Sprache und keine Religion davon ausschloß, und keine andern Grenzen kannte und kennen wollte, als die der ganzen, das gebie-

terische Bedürfniß gegenseitigen Tausches fühlenden Handelswelt. Innerhalb der Lagunen hörte man weder Waffengeräusch, noch den Hader der Politik. Nur Waarenballen waren es, was dort die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, was einen Werth hatte, und womit man selbst die edelsten, unsterblichen Kräfte des Menschen abwog. Ungestört sah man daher auch die Schiffe aller kriegführenden Völker und Partheien, Griechen und Römer, Franken, Longobarden und Italiener, Mauren aus Africa und Sarazenen aus Spanien ꝛc. ꝛc. in die venetianischen Häfen einlaufen, und ihre Gefangenen, sammt aller gegenseitig von einander geraubten und gewonnenen Beute, auf dem großen adriatischen Weltmarkt bringen. Alle Völker bedurften dieses Markts, und die Staatsregierung hatte keine andere Aufgabe dabei, als blos die wachsame Handhabung eines strengen, die Freiheit und das Eigenthum der unaufhörlich herbeiströmenden Fluth von Fremden sichernden und schützenden Coder. Hiezu hatte ebenfalls der thätige, einsichtsvolle Participatius während seiner Regierung die ersten Grundzüge und Grundlinien entworfen; und so ward nun von jetzt an Venedig für die damalige Welt der einzige gemeinsame Mittelpunkt, wo alle, selbst die gegen einander feindseligst gesinnten Völker, zu gegenseitigem Aus- und Eintausch sich freundlich berührten, und einander wieder friedlich begegneten.

VIII.

1. Pontificat Leo III. — Fortsetzung. —

Leo III. hatte sein ganzes Pontificat hindurch beinahe ununterbrochen mit innern und äußern, und zwar desto gefährlicheren, weil heimlichen Feinden

zu kämpfen. Die vielleicht zu gelinde Bestrafung des Paschalis und Kampulus, wie der übrigen, in die Verschwörung verwickelten vornehmen Römer, hatte den aufrührischen Geist eines Theiles des römischen Adels nicht erstickt, im Gegentheil des Pabstes Großmuth ihn nur noch kühner gemacht. Leos Wachsamkeit und besonders seine innige Freundschaft mit dem mächtigen und gefürchteten Carl hielten zwar die unruhigen Köpfe stets in den gebührenden Schranken; aber demungeachtet fielen ihre unaufhörlichen geheimen Umtriebe und Klatschereien, verwegene Lästerungen, freche Einmischungen und Anmaßungen, und besonders ihre oft wiederholten Versuche, durch die schändlichsten Verläumdungen, Carls Herz und Freundschaft dem Pabste zu entziehen *), dem heiligen Vater nicht wenig zur Last; und wir werden sehen, daß am Ende dennoch Leo's natürliche Milde seiner Gerechtigkeit weichen, und er offenbare Majestätsverbrecher der ganzen Strenge römischer Gesetze überlassen mußte.

2. Unter diesen Umständen hatte der Aufenthalt in Rom, besonders in den ersten Jahren nach

*) Einen sprechenden Beweis davon findet man unter andern auch im dritten Briefe Leos an Carl den Großen, worin der Papst über die lügenhaften Nachreden seiner Feinde sich beschwert, besonders über jene Verläumdungen, welche ihn als einen, gegen Carl feindselig gesinnten Mann bezeichneten. Er bittet also den Kaiser, den Reden und Berichten solcher boshaften Friedensstörer und Verläumder keinen Glauben beizumessen. — In Beziehung auf die Briefe Papstes Leo III. an Carl den Großen, müssen wir bei dieser Gelegenheit bemerken, daß dieselben in der Sammlung nicht chronologisch geordnet sind, und es oft ziemlich schwer ist, mit Bestimmtheit das Jahr anzugeben, in welches dieser oder jener Brief gehört.

Carls Krönung, nicht viel Angenehmes für den Pabst, und Leo war daher sehr froh, als er im Jahre 804 eine schickliche Veranlassung fand, Carl, seinen Freund und Beschützer, wieder in Frankreich und Deutschland zu besuchen. Was diese erwünschte Gelegenheit herbeiführte, war ein wahres oder vorgebliches Wunder in Mantua. Man wollte nämlich dort den von Longinus dahin gebrachten, und jetzt noch zu gewissen Zeiten von dem Blute des Erlösers triefenden Schwamm wieder gefunden haben. Zahllose Pilger aus allen Städten und Provinzen Italiens zog das Wunder herbei, und das Gerücht davon, welches sich schnell über die ganze Christenwelt verbreitete, kam natürlicher Weise auch zu den Ohren Carls des Großen. Der Kaiser, der nichts, was sich auch nur von weitem auf Religion oder Kirche bezog, unter seiner Aufmerksamkeit hielt, schrieb sogleich an den Pabst, ihn ersuchend, dieses Wunder näher, und wo möglich in eigener Person zu untersuchen, und dann, was daran Wahres wäre, ihm wissen zu lassen. Leo säumte nicht, dem Verlangen Carls zu entsprechen. Er ging nach Mantua. Was er aber in Beziehung auf das Wunder entschied, wissen wir nicht. Wir können also die ganze Sache um so mehr dahin gestellt seyn lassen, da der fränkischen Chroniker Stillschweigen über die päbstliche Entscheidung uns zu der Vermuthung berechtiget, daß dieselbe dem Wunder von dem Schwamm in Mantua nicht sehr günstig gewesen seyn mag.

3. Aus Mantua, schrieb Leo dem Kaiser, daß er gesonnen sey, zu ihm nach Frankreich zu kommen, und das Fest der Geburt unsers göttlichen Erlösers mit ihm gemeinschaftlich zu feiern. So bald Carl das päbstliche Schreiben erhalten hatte,

schickte er dem heiligen Vater seinen ältesten Sohn Carl bis zu dem, am Fuße der Alpen gelegenen Kloster des heiligen Mauritius entgegen. Er selbst begab sich nach Rheims, wo er den Pabst empfing. Beide gingen dann nach Chiersi, feierten allda das Weihnachtsfest, und reisten hierauf mit einander nach Aachen. Hier blieb der Pabst noch 8 bis 10 Tage bei Carl, und kehrte dann, reichlich von dem Monarchen beschenkt, wieder nach Rom zurück. Leo nahm seinen Rückweg über Baiern, und Carl ließ ihn von mehrern sehr vornehmen, geistlichen und weltlichen Herren bis nach Ravenna begleiten *). — Der eigentliche Zweck dieser zweiten Reise des Pabstes über die Alpen ist nicht bekannt. Wohl mochten die damaligen Unruhen in Venedig, und die vorauszusehende baldige Einmischung des griechischen Kaisers ebenfalls zwischen dem Pabst und dem Kaiser besprochen worden, aber schwerlich das einzige und Hauptmotiv dieser abermaligen Reise des Pabstes gewesen seyn. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die zu jener Zeit noch nicht völlig geregelten, und genau festgestellten Verhältnisse des päbstlichen Staates zu dem Königreiche Italien, und die daher rührenden

*) Daß auch der Erzbischof von Grado einer der Begleiter des Papstes gewesen seyn soll, dies unterliegt großem Zweifel. Wenigstens stand er bei Leo nicht in sehr hoher Gunst; denn als Carl den Pabst ersuchte, dem Erzbischof Fortunatus einstweilen, und bis zu dessen Wiederherstellung auf dem Stuhle von Grado, die Verwaltung des Bisthums Pola zu übertragen, so gab Leo zwar seine Einwilligung dazu, bemerkte aber dabei, daß er von diesem Erzbischofe bisher noch wenig Gutes gehört habe. Allerdings hat es auch wirklich allen Anschein, daß Fortunatus ein, mehr mit weltlichen als apostolischen Dingen sich beschäftigender, ziemlich unruhiger Kopf war.

öftern Eingriffe kaiserlicher und königlicher Beamten in die Rechte des Pabstes, in Verbindung mit den, von eben diesen Beamten nicht selten begünstigten, geheimen Machinationen des stets unzufriedenen römischen Adels, diese geheime Unterredung des Pabstes mit dem Kaiser herbeigeführt, und nothwendig gemacht haben.

4. Schon von den ältesten Zeiten an weckte nichts so sehr den Neid, machte nichts die Bosheit so erfinderisch, als die Güter und Besitzungen der Kirchen und Geistlichkeit, und ungeachtet der rechtmäßigsten Titel, auf welchen dieser Besitzstand beruhete, und ungeachtet der, durch die ganze Geschichte hindurch bestätigten, so höchst menschenfreundlichen und ächt christlichen Verwendung ihrer Einkünfte, nicht blos zum Besten der Armen, Kranken und Bedrückten, sondern selbst auch der Künste und Wissenschaften *), ward dennoch das von dem Neid erzeugte und von der Habsucht sorgfältig gepflegte,

*) Man lese, was Johannes von Müller (gewiß ein unpartheiischer Zeuge) hierüber in seiner Schweizergeschichte sagt. B. 1. S. 119, 192, 285, 344 ꝛc. — Auch der berühmte Freiherr von Moser mußte in seiner Schrift: „über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland“ für die obige Wahrheit Zeugniß ablegen; und zwar beinahe gegen seinen Willen, denn die aufgegebene Preisfrage, welcher zu Folge er seine Schrift verfertigte, hatte es ihm zur Aufgabe gemacht, blos von den Mängeln jener Regierungen zu sprechen, aber demungeachtet konnte er nicht umhin, auch die vielen trefflichen, das zeitliche wie ewige Wohl der Unterthanen bezweckenden Einrichtungen der geistlichen Regierungen, wie die ihnen eigenthümlichen großen Vorzüge freudig zu erkennen.

gehässige Vorurtheil gegen die zeitlichen Besitzungen der Kirchen und Geistlichkeit durch alle Jahrhunderte fortgepflanzt, und nahm, so oft ein Zusammenfluß von äußern Umständen es erlaubte, stets die wildesten, frechsten und gottlosesten Ausbrüche. Selbst jetzt noch, nachdem doch die Verruchtheit und sogenannte Weisheit unserer Tage längst schon Bisthümer, Abteien, Klöster und alle geistliche Stiftungen für vogelfrei erklärt, und in deren wohlerworbenes, der leidenden Menschheit gleichsam ausschlieslich zu Gebote gestandenes Vermögen alle Gattungen, und selbst die niedrigsten Sorten von Räubern und Dieben sich getheilt haben, wird demungeachtet besonders der katholischen Geistlichkeit das von ihrem Eigenthum ihr noch übrig gelassene und jetzt oft noch mit bitterm Hohn ihr gereichte Stückchen Brod täglich noch mehr beschnitten, täglich noch sorgfältiger und sparsamer abgewogen, und jeder, auch der einfachste und nothwendigste Lebensgenuß ihr mit einer, mehr als menschlichen Bosheit mißgönnt *).

*) Sprechende Beweise darüber gaben auf das Neue wieder die letzten in Frankreich, bei Feststellung des Budgets, über die zum Unterhalt des zahlreichen französischen Clerus anzuweisenden Summe statt gehabten Debatten. Etwas schändlicheres, gottloseres und dabei dummeres, als die von vielen von Frankreichs patribus conscriptis bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden, hat unser Jahrhundert, trotz seiner Flachheit und Versunkenheit kaum noch aufzuweisen. —— Indessen ist auch in den katholischen Ländern Deutschlands alles Kirchengut größtentheils vergeudet, und die Geistlichkeit, besonders die Landpfarrer, Kapläne, Cooperatoren, Seelsorger ꝛc. sind, mit höchst wenigen Ausnahmen, entweder in drückende Armuth, oder wenigstens in äußerst beschränkte Verhältnisse herabgedrängt. So wie die Sachen jetzt stehen, ist auch

5. Bei diesem unchristlichen, aber leider beinahe jedes Jahrhundert, nur mehr oder minder charakterisirenden Zug des Neides und der Mißgunst gegen alle höheren, wie niederen Diener der Kirche, darf man sich nun wahrhaft nicht wundern, wenn auch die, den Päbsten von Pipin und Carl gemachten und bestätigten, mit Territorialmacht verbundenen Länderschenkungen nun ebenfalls den Neid und die Scheelsucht der italienischen Großen, der Grafen und Markgrafen, wie aller kaiserlichen und königs

---

nicht leicht Abhülfe zu erwarten: sie müßte denn, was wir einstweilen freudig hoffen wollen, unmittelbar von den Höhen Sions kommen. — Das Einziehen und Verschlingen aller geistlichen Güter, aller großen wie kleinen Stifter war offenbar ein, nicht blos an der Kirche, sondern auch an der ganzen Menschheit begangener Raub. Daß an diesem die Habsucht großen Antheil gehabt haben mag, wollen wir nicht läugnen, aber offenbar war das dabei vorherrschende alles leitende und ordnende Prinzip noch ungleich verderblicher, und wahrhaft und im strengsten Sinne des Worts durchaus teuflischer Art. Man wollte nämlich die Geistlichkeit so herabwürdigen, und ihre zeitliche Existenz ihr so sehr erschweren und verbittern, daß es niemand mehr gelüste, in diesen Stand zu treten, und dann aus Mangel an Männern, die Christum und sein Evangelium predigen, nun auch bald Christus selbst und dessen heilige Lehre in völliger Vergessenheit untergehen möchten. O, der Thoren, die ein Werk zerstören wollten und noch zerstören wollen, das alle Mächte der Erde und der Hölle nicht zu zerstören im Stande sind! Aber welch' eine furchtbare, nie mehr abzutragende Schuld lastet auf einem Jahrhundert, das, obgleich in tiefster Blindheit versunken, sich demungeachtet noch mit seiner Weisheit brüstet, und in seinem schreckbaren St. Veits Tanz sich ausschließlich das philosophische oder aufgeklärte Jahrhundert nennt.

lichen Beamten erregten. Selbst Bischöfe waren hie und da von dieser schmäligen, pestartigen Krankheit nicht ganz frei. Ueberall ward jetzt, besonders in den ersten Jahren nach Carls des Großen Kaiserkrönung, ein übereinstimmendes Streben sichtbar, die päbstlichen Rechte unaufhörlich zu schmälern, nicht selten sogar die ganze Schenkung illusorisch zu machen. Am fühlbarsten für den Pabst ward die Reaktion, als der junge, feurige, zwar sehr talent- und hoffnungsvolle, aber auch nicht wenig nach Vergrößerung und Eroberungen dürstende Pipin die Regierung von Italien selbst übernommen hatte. Daß das Exarchat, obgleich es notorisch in der Pipinischen, von Carl bestätigten Schenkung begriffen war, jetzt dennoch wie eine zu dem Königreich Italien gehörige Provinz behandelt, und Ravenna zu Pipins königlicher Residenz gemacht ward, beruhete vielleicht auf einem, mit dem Pabste entweder früher, oder während dessen letzten Aufenthalt in Aachen, geschlossenen Vertrag, vielleicht auch blos auf einer, auf unbestimmte Zeit gegebenen päbstlichen Concession. Man kann nicht läugnen, daß bei der damaligen politischen Gestaltung der Dinge, und den noch äußerst schwankenden Verhältnissen zu dem griechischen Hofe, die, durch Kunst und Natur so befestigte Stadt Ravenna mit ihrem sichern und geräumigen Hafen, in welchem eine zahlreiche Flotte ganz bequem überwintern konnte, dem Könige von Italien durchaus unentbehrlich war *). Wohl mochte der Pabst dies eingesehen haben, mithin auch schon vorläufig von einer Abtretung gegen andere Terri-

*) Ravenna war auch eine beinahe eben so wichtige Land- als See-Position. Es war der Hauptwaffenplatz für das jenseits der Apenninen, und südöstlich derselben gelegene Italien.

torial-Entschädigungen die Rede gewesen seyn *). Aber nun erfrechten sich die königlichen Beamten, auch alle, in dem Exarchat gelegenen päbstlichen Domainengüter in Anspruch zu nehmen, legten auf alle der römischen Kammer gehörenden Gefälle, Häuser und Maierhöfe Beschlag, eigneten sie dem königlichen Fiscus zu, und bemächtigten sich sogar der, in den Kassen päbstlicher Einnehmer vorhandenen Summen. Der Pabst klagte bei dem Kaiser,

*) So z. B. gehörte ganz gewiß die Insel Corsica nicht zu der Pipinischen Schenkung, und doch erhellt aus Leo III. achtem Briefe an den Kaiser, daß Corsica damals dem römischen Stuhle gehörte. Alle Inseln um Italien, mithin auch Corsica, wurden nämlich zu jener Zeit theils von den Sarazenen in Spanien, theils von jenen in Africa bedrohet, und der Pabst bittet nun Carl, daß er für die Vertheidigung der Insel Sorge tragen, und die dem heiligen Stuhle gemachte Schenkung demselben auch erhalten möge. Daß also Corsica unter Leo's Pontificat dem Pabst gehörte, ist gewiß. Es wird aber nicht lange anstehen, so werden wir wieder sehen, daß sie ihm nicht gehörte. Wie sie aber zu den päbstlichen Staaten hinzu und wieder davon gekommen ist, davon wissen wir nichts. Alle Dunkelheit, welche über diesen und ähnlichen Verhältnissen, so wie über noch manchen andern Theilen der Geschichte gegenwärtiger Periode schwebt, rührt blos daher, weil es damals keinen Geschichtschreiber, sondern bloße Chroniker gab, die stets nur in wenigen dürren Worten Thatsachen erzählen, für deren Wichtigkeit oder Unwichtigkeit sie keinen andern Maßstab haben, als jenen ihrer eignen, größtentheils sehr beschränkten Einsicht. Was die von ihnen erzählten Ereignisse vorbereitete, veranlaßte und herbeiführte, davon schweigen sie; daher auch jene nicht selten von einander ganz isolirt, und wie von den Wolken herabgefallen in ihren Annalen dastehen, und, weil es ihnen an dem nothwendigen historischen Verband gebricht, auch sogar sich bisweilen zu widersprechen scheinen.

und Carl schickte, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, Bevollmächtigte nach Ravenna. Diese fanden die Klagen des Pabstes gegründet, und verordneten die Zurückgabe aller, dem römischen Stuhle von dem königlichen Fiscus widerrechtlich entzogenen Domainen und Gefälle. Dieser Entscheidung ward jedoch nicht Folge geleistet, und unter mancherlei Exceptionen und Ausflüchten die Wiedererstattung von den königlichen Beamten verweigert. Auf eine abermalige Klage des Pabstes ordnete der Kaiser neue Commissaire nach Ravenna, die aber, entweder bestochen oder eingeschüchtert durch Pipins Ansehen, oder auch vielleicht aus jenem, den Laien nur zu oft anklebenden Antagonismus gegen die Geistlichkeit, sobald es sich nämlich um deren zeitliche Besitzungen handelt, nicht nur den Spruch der frühern Commissaire cassirten, sondern überdies noch ungleich mehr dem königlichen Fiscus zueigneten, als dieser selbst in Anspruch genommen hatte. Alle diese Streitigkeiten waren blos das Werk unredlicher Diener des Königs; und in einem seiner Briefe an den Kaiser versichert Leo den Monarchen der aufrichtigsten freundschaftlichen Gesinnungen des römischen Stuhles gegen Pipin, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß der ganze zwischen ihnen jetzt obwaltende Streit blos von den falschen Berichten boshafter und verläumderischer Rathgeber Pipins herrühre, die jedes Mittel versuchten, den König von Italien immer mehr gegen den römischen Stuhl zu reitzen und zu erbittern. — Um die ewigen Streitigkeiten theils über Domainengüter, theils wegen der Gerichtsbarkeit und der Grenzen einmal zu beendigen, entschloß sich Pipin bei Gelegenheit der österlichen Feier, selbst nach Rom zu gehen. Aber wie es scheint, hatte die Reise nicht statt, und alles

blieb höchst wahrscheinlich bis nach Pipins Tode auf sich selbst beruhen.

6. Auch die kaiserlichen Sendboten überschritten bei weitem die Grenzen ihrer Vollmacht. Nicht nur daß sie in den päbstlichen Städten und Provinzen unbefugter Weise ihre Tribunäle aufschlugen, vor dieselben streitende Partheien foderten und ihnen Recht sprachen; sondern sie entsetzten auch die päbstlichen Beamten und Richter ihrer Stellen, gaben diese ihren eigenen Leuten, deren sie immer eine Menge mitbrachten, und erhoben überdieß noch so bedeutende Contributionen von dem Volke, daß dieses in demselben Jahre nicht mehr im Stande war, an die päbstlichen Statthalter, die, wie wir aus diesem Briefe Leo's ersehen, den herzoglichen Titel führten, die gewöhnlichen Steuern und Abgaben zu entrichten. Der Pabst selbst berichtet alles dieses dem Kaiser, jedoch ohne zu murren, ohne zu klagen, in dem rührenden Ton wahrhaft evangelischer Milde, und fragt am Ende blos Carln, ob dies sein Wille sey, und er es seinen Sendboten also befohlen habe *).

*) Aus Leo's diesfalls an den Kaiser geschriebenem Briefe ergibt es sich so ziemlich deutlich, daß der Pabst, der, allem Ansehen nach, mit seinen Gerechtsamen es nicht so genau nahm, es gerne würde geduldet haben, wenn die kaiserlichen Sendboten (missi dominici) blos im Allgemeinen die päbstliche Justitzpflege untersucht, und dann die allenfalls von ihnen bemerkten Gebrechen entweder dem Pabste angezeiget, oder auch selbst denselben gleich abgeholfen hätten. Aber auch hiezu waren sie nicht einmal befugt; denn als nach Carls Tod Ludwig der Fromme die zwischen seinem Vater und Großvater und dem römischen Stuhle geschlossenen Verträge auf das neue bestätigte, und der

7. So wenig Carl der Große dergleichen, von seinen und Pipins Beamten den weltlichen Gerechtsamen des römischen Stuhles zugefügte Kränkungen stets verhindern konnte, vielleicht auch selbst verhindern wollte; so ängstlich sorgsam war er auf der andern Seite, alle auf die Kirche, deren Lehre Disciplin, oder übrigen Institutionen sich beziehen-

---

Pabst, durch manche traurige Erfahrungen gewitziget, darauf angetragen hatte, daß die, durch jene Verträge ihm zustehenden Rechte nun in der Bestätigungsurkunde genauer bestimmt und ausgedrückt würden; so erklärte Kaiser Ludwig, daß er in Ansehung der päbstlichen Gerichtsbarkeit in dem Kirchenstaate sich kein anderes Recht vorbehalte, als blos für jene, welche sich allenfalls von den päbstlichen Beamten oder Richtern unterdrückt glauben könnten, bei dem Pabste zu intercediren. Die merkwürdige Stelle lautet, wie hier folgt: „Et si quilibet homo de supradictis civitatibus ad vestram Ecclesiam pertinentibus ad me veniret, subtrahere se volens de vestra dictione, vel potestate, vel aliam quamlibet machinationem metuens, aut culpam commissam fugiens, nullo modo aliter eum recipiemus, nisi ad justam pro eo faciendam intercessionem: ita duntaxat, si culpa, quam commisit, venialis fuerit inventa: sin aliter, comprehensum vestrae potestati eum remittamus. Exceptis his, qui violentiam, vel oppressionem potentiorum passi ideo ad nos veniunt, ut per nostram intercessionem justitiam accipere mereantur.“ (Privil. Imper. Ludov. de Regal. confirm.) Daß diese Urkunde bekrittelt und bestritten worden, und noch immer bekrittelt und bestritten wird, dies versteht sich von selbst. Indessen ist und bleibt sie ächt, und wir verweisen diesfalls unsere Leser auf die sehr weitläufige und gelehrte Dissertat. de Diplomate Ludovici pii in Cenni's Monumentis dominationis Pontificiae. Tom. 2. p. 83—124.

den Fragen und Angelegenheiten sogleich an den Pabst zu verweisen, lediglich dessen Entscheidung zu überlassen. Die Sache des großen Monarchen war es, hierin blos den Entscheidungen des römischen Stuhls, auch durch die, der weltlichen Macht zu Gebote stehenden Mittel, das ihr gebührende Ansehen zu verschaffen, und dann über die Aufrechthaltung derselben sorgsam zu wachen. Carls sämmtliche in kirchlichen Angelegenheiten gegebene Edikte berufen und stützen sich daher stets auf päbstliche Decrete, oder Entscheidungen ganzer Concilien. — Seitdem in der griechischen Kirche die Frage wieder war aufgeworfen worden, ob der heilige Geist auch von dem Sohne ausgehe *), hatte man in der fränkischen Kirche dem apostolischen Symbolum den bekannten Zusatz filioque beigefügt. Auf dem Ölivenberge bei Jerusalem stand ein Kloster fränkischer Mönche, welche alles, was in der fränkischen Kirche eingeführt war, mithin auch den Zusatz filioque beibehalten hatten, aber eben daher nun von den Griechen als Ketzer ausgeschrieen wurden **). Die

*) Schon Leo der Große hatte diese Frage entschieden (Baron. annal. ad 809. §. 53). Man muß wahrhaft erstaunen, wie diese Frage je hat aufgeworfen werden können; denn da der ewige Sohn des ewigen Vaters nicht erschaffen, sondern gezeugt, mit dem Vater durchaus gleichen Wesens ist; so folgt ja ganz natürlich daraus, daß der heilige Geist auch vom Sohne wie vom Vater ausgehe. Jahrhunderte hindurch war in allen Kirchen diese Glaubenswahrheit anerkannt, bis es endlich, in den Zeiten der ersten Bilderstürmerei, den unruhigen, unaufhörlich vernünftelnden, und über ihrem Vernünfteln nicht selten die Vernunft selbst verlierenden Griechen wieder einfiel, diese Frage auf das Neue aufzuwerfen, und mit ihren haarspaltenden Zweifeln zu verwirren.

**) Die Griechen läugneten für jetzt noch nicht die

Mönche ließen deßfalls eine Klage an Carl gelangen, und dieser berief, um die Rechtgläubigkeit der fränkischen Mönche in Palästina außer allem Zweifel zu setzen, gegen das Ende des Jahres 809 ein Concilium nach Aachen. Die versammelten Väter entschieden natürlicher Weise für die Lehre, daß der heilige Geist ebenfalls von dem Sohne ausgehe, glaubten daher auch für Beibehaltung des Zusatzes: filioque stimmen zu müssen. Um dieser Entscheidung noch einen höhern Charakter aufzudrücken, sandte Carl den Bischof Bernarius von Worms nebst zwei Aebten, nämlich dem Adelard von Corbie in Frankreich, und dem Smaragd von St. Michel in der Diözese von Verdün, mit den Akten des Conciliums an den Pabst in Rom. In einer geheimen, in der Peterskirche gehaltenen Sitzung erledigten sich die fränkischen Abgeordneten ihres Auftrages. Nach geschehener Ablesung sämmtlicher Verhandlungen des Conciliums, wie auch aller, die Entscheidung desselben begründenden Zeugnissen aus der heiligen Schrift und den Schriften der Väter, erklärte Leo, daß dies die reine und wahre Lehre der Kirche von jeher gewesen sey; daher auch jeder sie glauben müße, der zur Gemeinschaft der Kirche und der Rechtgläubigen gehören wolle. In Ansehung des erwähnten Zusatzes aber tadelte der Pabst das Verfahren der fränkischen Kirche. Um diese zu rechtfertigen, sagten die Abgeordneten, daß, wenn der Ausgang des heiligen Geistes von dem Sohne eine Glaubenswahrheit sey, es sich alsdann von selbst verstände,

---

Wahrheit des Zusatzes; sondern sie nannten die fränkischen Mönche nur deswegen Ketzer, weil sie zu dem Symbolum einige Sylben hinzugesetzt, mithin es nicht, wie es der Kirche übergeben worden, unverändert gelassen hatten.

daß man sie überall lehren, vertheidigen, laut verkündigen, so bestimmt als möglich vortragen, mithin auch durch den Gesang, weil dieser auf die Gemüther einen stärkern Eindruck mache, sie dem Volke einprägen müsse. Rücksichtlich dieser, im allgemeinen, aber nicht in jedem speciellen Falle, gegründeten Einwendung gab ihnen der heilige Vater folgende sehr schöne, merkwürdige Belehrung. Er bemerkte ihnen nämlich, daß der Lehrbegriff unserer heiligen Kirche noch mehrere andere Mysterien und göttliche Wahrheiten enthalte, die man durchaus glauben, auch dem Volke lehren, und ihm als Glaubensartikel vorstellen müße, die aber demungeachtet nicht in dem Symbolum enthalten wären, und welche in dasselbe hineinzuflechten es gewiß Niemand einfallen könnte. Mögen wir doch, fuhr Leo fort, nicht klüger seyn, ja nicht einmal uns jenen gleich stellen wollen, welche das Symbolum entworfen haben. Ueberdieß, schloß endlich der Pabst, hätten ja 4 oecumenische Concilien ausdrücklich verboten, durch Hinwegnahme oder Hinzufügung auch nur eines einzigen Wortes, das Mindeste an dem Symbolum zu ändern. — Die fränkischen Abgeordneten wußten nichts darauf zu erwiedern; machten aber die nicht ganz ungegründete Bemerkung, daß, wenn man jetzt jenen Zusatz wieder hinwegnähme, es sehr leicht üble Folgen haben, und das Volk, in der Meinung, man habe ihm bisher eine irrige Lehre vorgetragen, nun wirklich in einen ketzerischen Irrthum fallen könnte; statt die Lehre der Kirche, daß der heilige Geist auch von dem Sohne ausgehe, fest zu glauben, würde es gerade den Beweis des Gegentheils davon in der Hinwegnahme des, bisher dem Symbolum beigefügten Zusatzes zu finden wähnen. Der Pabst erwiederte, daß es freilich von den fränkischen Bischöfen viel klüger gewesen wäre,

wenn sie, bevor sie jenen Zusatz eigenmächtig gemacht, ihn vorher um Rath gefragt, oder dem hierin in der römischen Kirche eingeführten Gebrauch sich gefügt hätten. Da es aber nun einmal geschehen, so wäre jetzt sein Rath, befehlen wolle er es jedoch nicht, das Absingen des Symbolums während des Gottesdienstes nach und nach eingehen zu lassen. Man dürfte nur in der kaiserlichen Hofkapelle damit den Anfang machen; alle übrigen Kirchen in Frankreich würden dann bald diesem Beispiele folgen. Auf die Rechtgläubigkeit des Volkes könne es keinen nachtheiligen Eindruck machen; indem ja den Bischöfen und Priestern so viele andere Mittel zu Gebote stünden, ihre, ihnen anvertrauten Gemeinden in allen Wahrheiten der christlichen Lehre gründlich und mit segenvollem Erfolge zu unterrichten.

8. Es ist klar, daß es sich hier nicht um einen Glaubensartikel handelte, und auch, daß die fränkische Kirche eigentlich zu dem Dogma nichts Neues hinzugesetzt, sondern blos, um eine längst schon entschiedene und erkannte Glaubenswahrheit in ein noch höheres Licht zu stellen, ein, eben dieses Geheimniß noch deutlicher und bestimmter ausdrückende Wort hatte einfließen lassen. Indessen mißbilligte dies der Pabst, jedoch blos aus Liebe zu Beibehaltung des Friedens mit der morgenländischen Kirche; indem von der Griechen bekanntem Widerspruchsgeiste gegen die abendländische Kirche mit Grund zu befürchten war, daß sie, auf das Verbot ökumenischer Concilien sich stützend, in dem beigefügten filioque nur eine abermalige Veranlassung zu neuem Hader und Gezänke suchen, und auch ganz gewiß darin finden würden. — Da Leo der fränkischen Kirche das Absingen des Symbolums

mit dem Zusatze nicht ausdrücklich verboten hatte, so blieb dieselbe auch bei ihrem bisherigen Brauche. Wahrscheinlich, daß allzu ängstliche Besorgnisse wegen des Volkes die Bischöfe abhielt, dem weisern Rathe des Oberhauptes der Kirche zu folgen. Um den Griechen, wegen eben dieses, in den spanischen und fränkischen Kirchen gemachten Zusatzes, keinen Anstoß zu geben, ließ der Pabst das Symbolum, so wie es die Kirche von jeher erhalten hatte, auf zwei großen silbernen Tafeln, jede hundert Pfund schwer, eingraben, auf der einen in lateinischer, auf der andern in griechischer Sprache, und dann zu beiden Seiten des, dem Fürsten der Apostel geweiheten Altars in der St. Petrskirche aufstellen. Wir werden in der Folge sehen, daß, als später wichtige Umstände eintraten, die Päbste sich bewogen fühlten, den Zusatz filioque nicht nur zu genehmigen, sondern auch in der römischen Kirche einzuführen, und allen übrigen Kirchen ihn zu gebieten.

IX.

1. Der Pabst als Schiedsrichter zwischen einer angelsächsischen Nation und deren König. — Leo des Dritten beinahe einundzwanzigjähriges Pontificat war an wichtigen, theils für die Kirche erfreulichen, theils auch sie betrübenden Ereignissen nichts weniger als sehr unfruchtbar. — Zu den erstern gehört unstreitig auch das, bis jetzt noch nie gesehene, aber für die Heiligkeit und Erhabenheit der päbstlichen Würde so laut zeugende Schauspiel eines, von rebellischen Unterthanen seines Thrones entsetzten, und nun als Kläger und Beklagter vor dem römischen Stuhle erschei-

nenden northumbrischen Königes *). Eardulf, so hieß dieser Fürst, war ein Sprösling Idas, des Gründers des northumbrischen Königreiches. Durch eine ununterbrochene Reihe von mehr als zweihundert Jahren hindurch blieb die Krone dieses Reiches in dem Hause seines Gründers. Als aber im Jahre 759 die unruhigen, stets unzufriedenen Thans gegen ihren König Oswulf sich verschworen, ihn auf der Jagd überfallen und ermordet hatten, wichen sie von den bisher bestehenden Erbfolggesetzen ab, und übertrugen den Scepter dem Edelwald, einem sehr angesehenen northumbrischen Ealdorman **). Dagegen setzten sich nun natürlicher Weise die Prinzen aus dem Hause Ida; sie betrachteten den Edelwald als einen Usurpator, die Thans als rebellische Unterthanen. Ueberall entstanden Unruhen; überall bildeten sich Partheien, und der Geist der Anarchie und des Aufruhrs verwirrte nun noch mehr das ohnehin schon zerrüttete Reich. Edelwald, für den unter solchen Umständen ein, schon mit dem Blute mehrerer Könige befleckter Thron wenig Reiz hatte, auch auf die, ihm bekannte schwankende Treue der, stets zum Aufruhr geneigten Thans sich nicht verlassen konnte, entsagte nach einer sechsjährigen, äußerst bewegten, gefahrvollen Regierung freiwillig der Herrschaft, und übertrug die Krone an Alch-

*) History of England from the first invasion by the Romans, by John Lingard, Vol. 1. chap. 3. p. 130—32.

**) Ueber die Bedeutung der Benennungen: Than und Ealdorman, sehe man den 10. Band der Forts. Abschnitt 4. §. 9 in der Note; wie überhaupt jener Abschnitt zu besserm Verständniß desjenigen, was jetzt wird gesagt werden, vielleicht wieder zu lesen seyn möchte.

red, einen Prinzen aus dem Hause Ida. Aber auch Alchred erfuhr bald die Treulosigkeit der Thans. Um sein Leben zu retten, ward er gezwungen, sein Reich zu verlassen und, Schutz suchend, zu Kenet, König der Picten zu entfliehen. Von den Thans ward jetzt Ethelred, ein Sohn Edelwalds, der, wie wir so eben gesehen, freiwillig der Herrschaft entsagt hatte, zum König ausgerufen. Seine Regierung war jedoch von kurzer Dauer; schon im vierten Jahre derselben empörten sich gegen ihn Ethelwald und Heardbert, zwei der mächtigsten northumbrischen Ealdorman, schlugen des Königs Heer aus dem Felde, und zwangen ihn, in das Ausland zu entfliehen. Der Scepter kehrte nun zum zweiten Male wieder zu dem Hause Ida zurück, und Alfwold, Sohn des im Jahre 759 ermordeten Königs Oswulfs, bestieg den gefahrvollen, von allen Seiten von Verrath und Treulosigkeit umlagerten Thron. Stürmischer, als irgend eine der vorhergehenden, war die Regierung dieses Königes. Alfwold war ein frommer, sanfter, Gerechtigkeit liebender Prinz; eben so auch Beorn, Alfwolds treuester und vorzüglichster Minister. Aber eben diese gerechte, die Gesetze aufrecht erhaltende Administration erbitterte gegen den König und dessen redlichen Minister die an Gesetzlosigkeit gewöhnten Thans. Eine sich weit verzweigende Verschwörung kam zu Stande. Der treue Beorn ward von den Verschwornen zu Silton überfallen und lebendig verbrannt, während der Ealdorman Sigan den König selbst, in dessen Palaste mit eigener Hand ermordeten (788). Osred, Alchreds Sohn, suchte jetzt sein Recht auf den Thron geltend zu machen. Aber die Thans wollten keinen Prinzen mehr aus dem Hause Ida, und riefen den, seit zehen Jahren in der Verbannung lebenden Ethelred auf den Thron.

2. Mit glühender Rache in dem Herzen, und fest entschlossen, alle Prinzen des Hauses Ida seiner Sicherheit aufzuopfern, kam Ethelred nach Northumbrien zurück. Osred entfloh nach der Insel Man. Auch Eardulf wollte entfliehen. Aber die von dem König ihm nachgesandten Mörder erreichten ihn dicht an den Mauern des Klosters von Rippon, vollzogen ihren mörderischen Auftrag, und ließen Eardulf für todt in seinem Blute schwimmend vor der Klosterpforte liegen. Die gutmüthigen Mönche öffneten das Thor, zogen die Leiche herein, und da sie keine Spur des Lebens mehr fanden, waren sie blos auf ein christliches und dabei so viel als möglich ehrenvolles Begräbniß bedacht. Der Körper des Erschlagenen ward also in der Kirche ausgesetzt, und der gewöhnliche Gottesdienst gehalten. Aber mitten unter den Exequien bemerkten die an der Baare stehenden Mönche, daß der für entseelt gehaltene Körper wieder zu athmen anfange. Sogleich wurden alle Mittel angewandt, den Scheintodten wieder in das Leben zurückzurufen. Das gottgefällige Werk gelang den frommen Mönchen, und unter ihren pflegenden, liebevollen Händen genaß Eardulf nach und nach von allen seinen, für tödtlich gehaltenen Wunden. Um ihn den fernern Nachstellungen Ethelreds zu entziehen, ward das Gerücht von seinem Tode vorsetzlich überall verbreitet, er selbst aber in dem Kloster von den menschenfreundlichen Bewohnern desselben verborgen gehalten. — Ungleich trauriger war das Schicksal der zwei Söhne Alfwolds. Sie hatten sich in das Heiligthum der Kathedrale von York geflüchtet, wurden aber durch trügerische Verheißungen aus ihrer geheiligten Zufluchtsstätte herausgelockt, und dann beide erbarmungslos erwürget. Gleiches Loos ward nun auch dem, auf der Insel Man in voller

Sicherheit lebenden Osred bereitet. Mehrere von den, mit keinem Könige zufriedenen Thans hatten nämlich Abgeordnete an Osred nach der Insel gesandt, ihn eingeladen, nach Northumbrien zu kommen, Hülfe und kräftigen Beistand ihm zugesagt. Auf das Wort dieser Thans kam Osred zurück, und sah sich auch sogleich an der Spitze eines so zahlreichen Heeres, daß er seinen Gegner, den König Ethelred zu einer offenen Feldschlacht herausfoderte. Die Ausfoderung ward angenommen, als aber das Treffen beginnen sollte, gingen dieselben Thans, welche Osred zurückgerufen hatten, plötzlich zu Ethelred über. Alchreds unglücklicher Sohn, von allen seinen Leuten verlassen, fiel in die Hände seiner Feinde. Ethelred ließ ihm auf der Stelle den Kopf abschlagen; und so war auch dieses königlichen Prinzen gewaltsamer Tod abermals eine Folge der beispiellosen Treulosigkeit der northumbrischen Thans.

3. Indessen stand jetzt auch Ethelred schon ganz nahe am Ende seiner blutigen Laufbahn. Ein ungewöhnlich trockener und glühender Sommer verbrannte im dritten Jahre seiner Regierung alle Erzeugnisse der Erde. Die Folge davon war eine schreckliche Hungersnoth, die nun auch die Pest und ansteckende Krankheiten erzeugte, während ein Heer dänischer Seeräuber auf der Küste von Northumbrien landete, eine große Strecke derselben furchtbar verheerte, und die, allen Angelsachsen so ehrwürdige Kirche von Lindisfarne plünderte und niederbrannte. Einen solchen grausamen Zusammenfluß öffentlicher Unfälle hielt das Volk für ein göttliches Strafgericht, schrieb aber alles Unheil nicht sich selbst, sondern, wie es sagte, der Gottlosigkeit seines Königes zu; und ehe Ethelred es sich versah, standen alle Gegenden Northumbriens in lichten Flammen des

Aufruhrs. Durch Waffengewalt wollte der König den Aufruhr dämpfen, ward aber gleich in dem ersten Gefecht von den Aufrührern erschlagen (794). — Osbald, ebenfalls ein Prinz aus der alten Dynastie des Ida, ward jetzt als König anerkannt, fühlte aber sogleich auch die unerträgliche Last einer northumbrischen Krone; und schon am siebenundzwanzigsten Tage nach seinem Regierungsantritt entfiel der Scepter wieder seinen Händen. Eigentlich legte er ihn selbst nieder, entsagte für immer der Herrschaft, und begab sich in ein Kloster, als in einen sichern Hafen, aus welchem er, gleich einem aus dem Schiffbruche Geretteten, die Wogen des stürmischen, gefahrvollen Weltlebens ruhig betrachtete, und zu jenen wenigen Fürsten gehörte, die es nachher nie mehr bereueten, den Purpur gegen eine demüthige Mönchskleidung vertauscht zu haben.

4. Eardulf, dessen Leben die guten Mönche von Rippon gerettet hatten, trat nun aus seiner Verborgenheit hervor, machte seine Ansprüche auf die Krone geltend, und bestieg wirklich einen Thron, auf welchem in dem sehr mäßigen Zeitraume vom Jahre 705 bis 794 sieben Könige ermordet, und sechs andere gewaltsam wieder herabgestürzt worden. Gleich den Anfang von Eardulfs Regierung machte eine blutige Fehde mit eben jenen Thans, welche, an der Spitze einer zahlreichen Rotte Aufrührer, den König Ethelred erschlagen hatten. Aber diesmal begünstigte das Glück die gerechte Sache. Bei Billinghow, unsern Walley, schlug Eardulf die Aufrührer auf das Haupt, und würde sie völlig zermalmt haben, hätten sie nicht in Cenulf, König von Mercia, einen mächtigen Beschützer gefunden. Zu Gunsten der Rebellen, ergriff Cenulf die Waffen, und an der Spitze ihrer

Heere rückten beide Monarchen einander entgegen. Indessen kam es doch zu keiner Schlacht; denn als die Heere einander feindlich gegenüber standen, schlug die hohe Geistlichkeit sich in das Mittel. Alles ward nun auf gütlichem Wege geordnet, ein förmlicher Friedensvertrag kam zu Stande, und beide Könige, sich friedlich die Hand reichend, schieden als Freunde von einander. Auch die Aufrührer heuchelten Unterwerfung; brüteten aber in ihrem Herzen schon wieder schwarzen Verrath, während ihr Mund dem neuen König Treue und Gehorsam gelobte. Demungeachtet regierte Eardulf jetzt drei Jahre in Ruhe und Friede, ward aber im vierten, als er gerade seinen Thron nun vollkommen befestiget glaubte, von den, gegen ihn feindselig gesinnten Thans plötzlich überfallen, nach einem entfernten Schloß gebracht, und dort in ein schmähliches Gefängniß geworfen (806).

5. Von einem, eine lange Reihe von Jahren in wilder Gesetzlosigkeit und stetem anarchischen Aufruhr dahin tobenden Staate gab uns seit Alfreds Tod (705) die Geschichte Northumbriens ein graunvolles, aber wahres Gemälde, dessen schauerliche, in gräßlicher Mischung aller Laster zerfließende Züge nichts als Empörung, Königsmord, Wildheit, Grausamkeit, Verrath und Treulosigkeit athmeten. Die ununterbrochenen und oft so schnell auf einander folgenden blutigen Thronrevolutionen hatten endlich selbst schon damals die Aufmerksamkeit fremder, auch sogar weit entfernter Völker erregt. Als Carl der Große sich darüber hatte Bericht erstatten lassen, nannte er in einer edeln Aufwallung seines gerechten Zorns die Northumbrier eine treulose, verworfene, selbst die Heiden noch an Ruchlosigkeit übertreffende Na-

tion *). Aber nicht in leere, schnell wieder verhallende Worte ergoß sich des großen Carls, über so vielen blutigen Greul empörtes Gefühl. Er faßte den edeln Entschluß, eine allen Souverains gemeinschaftliche Schmach nicht länger mehr zu dulden. Vom Entschluß schritt er sogleich zur That, ordnete eine Gesandtschaft nach Northumbrien, und begehrte in drohendem Ton die augenblickliche Freilassung des, von rebellischen Unterthanen gefangen gesetzten Königs Eardulf. Carls gefürchteter Name, und sein kaiserliches Ansehen, als höchstes Oberhaupt aller christlichen Völker und Reiche des Abendlandes thaten die erwünschte Wirkung. Eardulf ward freigegeben; jedoch zu ihrem Könige wollten die Northumbrier ihn nicht haben, und die gegen ihn feindselig gesinnten Thans, geschreckt durch Carls Drohungen, wußten nun keinen andern Ausweg, als daß sie an den römischen Stuhl appellirten, und die Entscheidung zwischen der Nation und deren abgesetztem König dem Ausspruch des Pabstes überließen **). Ohne Widerrede fügte sich Eardulf diesem

*) Gentem perfidam et perversam, pejorem paganis. (Malmes. 26).

**) Lingards Worte sind: „it seems that the opponents of Eardulf consented to commit the decision of their quarret to the equity of the pontif Leo III. the king himself repaired to Rome, where a messenger of Earbald archbiskop of York had already arrived.“ Der König appellirte also an den Pabst, und die Nation erkannte diese Appellation an. Zum zweiten Male übertrugen also jetzt ein ganzes Volk und dessen Beherrscher, in blos weltlichen Angelegenheiten dem Pabste die oberschiedsrichterliche Gewalt. Zum ersten Male geschah dies, als eine feierliche Gesandtschaft der Franken den Pabst bat und auffoderte, zwischen den

Begehren; und da er nun schon seine Freiheit erhalten hatte, so trat er unverzüglich die Reise nach Italien an, machte unter Weges dem Kaiser Carl in Noyon einen Besuch, erhielt von demselben dringende Empfehlungsschreiben an den Pabst, und eilte dann, ohne sich an irgend einem Orte mehr aufzuhalten, nach Rom. Als er allda ankam, war ein Abgeordneter seiner Gegner, nämlich der Bevollmächtigte des Eanbalds, Erzbischofs von York, einer, wie Leo selbst in einem Briefe an den Kaiser bemerkt, der heimlichen, aber auch gefährlichsten Feinde des Königes angelangt. Schade, daß die Verhandlungen und zwar mit allem ihrem Detail nicht auf uns gekommen sind. Selbst Leo erwähnt, mit seiner gewöhnlichen, stets zurückhaltenden Bescheidenheit, des ganzen Herganges in seinem Briefe an Carl nur mit wenigen Worten. Wir wissen also blos, daß der Pabst zum Vortheil des Königes entschied, und dieser, begleitet von einem päbstlichen Legaten und zwei kaiserlichen Gesandten, gegen Ende des Jahres 808 oder gleich im Anfange des darauf folgenden, wieder nach Northumbrien zurückkehrte.

Rechten des merowingischen Hauses und Pipins Ansprüchen auf den Thron nach seiner Weisheit zu entscheiden. — Aehnliche Fälle werden in der Folge noch in Menge vorkommen, und den Leser auf dem sichersten, nämlich dem historischen Wege zu der Ueberzeugung führen, daß das von den Päbsten auch in weltlichen Dingen, eine lange Periode hindurch, ausgeübte oberrichterliche Amt keine, durch List und schlaue Politik errungene, mithin usurpirte, sondern eine von allen Völkern des christlichen Abendlandes und deren Beherrschern, nur zu verschiedenen Zeiten, ihnen förmlich übertragene, und in dem damaligen, blos auf christlichen Begriffen und Ansichten beruhenden, allgemeinen europäischen Staatsrecht gegründete Gewalt war.

Vor den päbstlichen und den kaiserlichen Gesandten verstummte jede Widerrede. Alle Partheien unterwarfen sich der Entscheidung der Kirche, gestützt und gehoben durch des Kaisers furchtbaren weltlichen Arm; und zur Zufriedenheit der nunmehr wieder beruhigten Nation bestieg Eardulf zum zweitenmale den Thron seiner Väter. Man weiß nicht, wie lange er regierte; aber ihm ward das Glück, was unter vierzehn, ihm unmittelbar vorangegangenen Königen nur einem Einzigen zu Theil ward; nämlich gegen keine Rebellen kämpfen zu müssen, und endlich als König und in dem Besitze seines Thrones eines natürlichen Todes zu sterben. — Nach Eardulfs Tod verfiel Northumbrien wieder in seinen vorigen anarchischen Zustand. Carl war todt, und das, gleich unter seinem Nachfolger in allen seinen Theilen schwankende Reich hatte schon vieles von jenem Ansehen verloren, das sein großer Stifter ihm zu geben gewußt hatte. Die northumbrische Nation war also wieder ihrer eigenen Rohheit und Wildheit überlassen, und die Verwirrung nun bald so groß, daß der zerrüttete Staat in sich selbst nicht mehr die Remedur seiner Uebel finden konnte. Ungefähr ein halbes Jahrhundert hindurch wurden also alle die alten Greuelscenen wieder erneuert, bis endlich im Jahr 867 die Dänen, durch Ellas und Obriths Ermordung, die alte northumbrische Dynastie gänzlich vertilgten.

X.

1. Zustand und Beschaffenheit der morgenländischen Kirchen. — Das unter Leos Vorfahrer, dem Pabste Hadrian I. gehaltene

zweite nicänische Concilium hatte zwar den bilderstürmerischen Wahn aus den morgenländischen Kirchen verbannt, auch seinen Entscheidungen, weil von dem Eifer einer rechtgläubigen Fürstin unterstützt, äußere Folgsamkeit erworben, jedoch nichts weniger, als selbst bei der Geistlichkeit, ja wohl bei manchen Bischöfen, eine allgemeine innere Ueberzeugung erwirkt. Wer aber die Autorität der Kirche nicht anerkennt, fällt dem Irrthum anheim, ist für die Erkenntniß der Wahrheit auf immer verloren. Bei der, jeder Ketzerei inwohnenden üppig wuchernden Kraft, und dem, in allen Zeiten sich kundgebenden ungleich thätigern und in einer viel umfassendern Concentration aller Kräfte, ungleich planmäßigeren Wirken der Bösen für ihre verderblichen Zwecke, war es vorauszusehen, daß der, selbst von einem Theil des Clerus noch immer im Verborgenen genährte und gepflegte bilderstürmerische Wahn, bei nur einigermaßen günstigen äußern Umständen bald wieder Kirchen und Gemeinden auf das Neue verwirren würde.

2. Was vorauszusehen war, mußte auch Pabst Leo III. noch in den letzten Jahren seiner Regierung erleben. Daß seit dem zweiten nicänischen Concilium noch keine volle dreißig Jahre verflossen waren, als schon ein abermaliges, aus Räubern und Miethlingen bestehendes ikonoklastisches Afterconcilium die Entscheidungen jener allgemeinen Kirchenversammlung vernichtete, und den Greul der Verwüstung in dem Hause Gottes wieder begann, darüber darf man sich nicht wundern. Ruhe, Friede und Eintracht waren von jeher den griechischen Kirchen fremd, und unter ihren Häuptern befand sich stets und zu allen Zeiten eine nicht geringe Anzahl solcher, denen Zank und Hader gleichsam ein un-

entbehrliches Bedürfniß war. Selbst bei den bessern, ja wohl frommen und heiligmäßigen Männern findet man oft eine gewisse Herbe der Gesinnung, und ihrem Flammeneifer geht nicht immer evangelische Milde zur Seite. Bevor wir uns jedoch auf das Neue mit den Ikonoklasten und den verheerenden Folgen ihres Irrthums beschäftigen, müssen wir vorher noch einige andere, den Zustand der griechischen Kirchen nicht minder charakterisirende Ereignisse in der Kürze berühren.

3. Schisma in der Kirche von Constantinopel. — Schon die Erhebung des Nycephorus auf den durch Tarrasius Tod erledigten Patriarchenstuhl von Constantinopel führt wieder ein unseliges, auf das gläubige Volk stets verderblich wirkendes Schisma herbei. Allerdings war Nycephorus, wie es auch die Folge bewies, des hohen bischöflichen Amtes nicht unwürdig. Der Sohn eines *), in Banden und unter blutigen Geiselhieben standhaft gebliebenen Bekenners, und von einer eben so weisen, als frommen Mutter erzogen, athmete Nycephorus schon als Kind und Knabe blos in der Furcht des Herrn. Von der Natur mit seltenen Gaben des Geistes geschmückt, und von reiner Liebe zu den Wissenschaften beseelt, machte er in denselben ganz ungewöhnliche Fortschritte. Der sich immer weiter verbreitende Ruf seiner Gelehrsamkeit erregte endlich auch die Aufmerksamkeit der Kaiserin Irene, und Nycephorus stand noch in der ersten Blüthe seines Alters, als die Monarchin ihn nach Hof be-

*) Vita Nicephori apud Bolland. 13. Mart. — auch Theophanes Chronographie S. 323 in der Venet. Ausgabe.

rief, und, indem sie ihn zum Staatskanzler ernannte, ihm die nämliche Stelle gab, die sein, des Glaubens wegen in harter Verbannung gestorbener Vater unter dem Kaiser Constantin Copronymus bekleidet hatte. Als einer der Bevollmächtigten der Kaiserin wohnte Nycephorus dem zweiten nicänischen Concilium bei, ward auch überhaupt von Irene und ihrem Sohne Constantin, die beide ihn mit ihrem Zutrauen beehrten, in den wichtigsten Staatsangelegenheiten gebraucht. Aber das geräuschvolle Hof- und Weltleben war nicht nach seinem, auf etwas Höheres gerichteten Sinn. In dem Glanze des Thrones begehrte er sich nicht zu sonnen, und Würden und Ehrenstellen hatten daher für ihn auch keinen Reiz. Mit Genehmigung der Kaiserin und ihres Sohnes verließ also Nycephorus den Hof und die Stadt, gründete in einer wilden, an Naturschönheiten äußerst armen Gegend ein Kloster und zog sich, der Welt auf immer entsagend, dahin zurück. Das Mönchsgewand legte er zwar nicht an, übte sich aber in allen klösterlichen Tugenden, erstarkte immer mehr darin, und schenkte dabei alle Augenblicke, welche nicht dem Gebete und den Betrachtungen geweihet waren, den Wissenschaften, den einzigen, ihm alle geselligen Freuden des Lebens ersetzenden Gefährtinnen seiner Einsamkeit. Indessen ließ man ihn in seiner klösterlichen Abgeschiedenheit nicht lange in Ruhe. Die Kaiserin und ihr Sohn riefen ihn wieder zurück, und drangen mit Bitten solange in ihn, bis er die Oberaufsicht über das ungemein große, beinahe ein ganzes Heer von Kranken und Armen ernährende Hospital in Constantinopel übernahm. Durch Wachsamkeit und rastlose Thätigkeit und besonders durch seine überfließende, jedoch stets von Einsicht geleitete Milde, erwarb Nycephorus auch in diesem Amte sich Ehre und die

allgemeine Liebe des Volkes. Aber eine, immer zunehmende, schwermuthsvolle Sehnsucht zog ihn in seine klösterliche Einsamkeit zurück, und nun bestürmte er auch seiner Seits den Hof so lange mit Bitten, bis derselbe ihm die schwere Bürde wieder abnahm, und in sein Kloster ihn zurückkehren ließ. Ruhig und zufrieden lebte er hier nun einige Jahre blos Gott und der Ewigkeit. Aber dieses Licht sollte nicht, der Welt völlig entrückt, nur im Verborgenen scheinen; die Vorsehung hatte beschlossen, es auf einen, das ganze Haus Gottes erleuchtenden Leuchter zu stellen. Der Patriarch Tarrasius war also kaum todt, als der Kaiser, Irenens Nachfolger, den Nycephorus zurückrief, um ihn auf den erledigten Patriarchenstuhl zu erheben. Die Absicht des Kaisers war diesmal gut; denn schwerlich würde er unter dem ganzen hohen und niedern Clerus von Constantinopel einen gelehrtern und frommern Patriarchen gefunden haben. Aber Nycephorus war noch ein Laie, und einen Laien unmittelbar aus seinem weltlichen Stand auf einen bischöflichen Stuhl zu erheben, verboten die Canons. Ueber diese Bedenklichkeit setzte sich jedoch der, weder an göttliche noch menschliche Satzungen sich bindende, blos nach Willkühr herrschende Kaiser Nycephorus hinweg; und da die Geistlichkeit und das Volk den Willen des Monarchen kannten, zugleich auch die hohe Tugend des Nycephorus ehrten; so ward derselbe nun einstimmig zum Patriarchen von Constantinopel gewählt. Nycephorus that alles, um diese Würde abzulehnen, sträubte sich lange dagegen. Als man aber immer heftiger in ihn drang, und er nun wohl glauben konnte, daß die allgemeine Stimme des Volkes diesmal auch die Stimme Gottes seyn möchte, so fügte er sich endlich den vereinten Wünschen des Kaisers, der Geistlichkeit, des Senates und des

Volkes. Bevor Nycephorus die heiligen Weihen empfing, wollte er das Ordenskleid anlegen, und nun schnitt Stauratius, der schon zum Augustus ernannte Sohn des Kaisers, ihm mit eigenen Händen die Haare ab. Während der ganzen Dauer der heiligen Ceremonien seiner bischöflichen Weihe hielt Nycephorus eine, von ihm mit eben so viel Salbung als Gelehrsamkeit, zur Vertheidigung der wahren Lehre der Kirche verfertigte Schrift in Händen, und legte sie nachher, zur ewigen Aufbewahrung hinter dem Altar nieder.

4. Dieser Wahl, worüber die ganze orientalische Christenheit sich erfreuete, hatten jedoch zwei, durch hohe Tugend und hervorleuchtende Frömmigkeit in dem größten Ansehen stehende Männer, nämlich die beiden Aebte Plato und Theodor laut widersprochen. Die Satzungen der Kirche, sagten sie, verbieten es, einen Laien zur bischöflichen Würde zu erheben, und selbst die anerkannteste Gottseligkeit eines verordnungswidrig zum Bischofe gewählten Laien, wie groß auch immer die Hoffnungen wären, zu welchen er berechtigte, besonders da auch diesen nur gar zu oft schon der Erfolg nicht entsprochen hätte, könnten eine Verletzung heiliger Canons durchaus nicht rechtfertigen. Da bei dieser Protestation die Reinheit der Absicht, weder des heiligen Plato, noch dessen Neffen, des Abtes Theodor bezweifelt werden konnte; so gab der Kaiser sich alle Mühe, durch freundliche Worte, durch Vorstellungen und Verheißungen sie für die gemeinschaftliche Sache zu gewinnen. Aber bei Männern, eben so streng gegen andere, als gegen sich selbst, und unbeugsam in dem, was sie einmal als Recht oder Unrecht anerkannten, blieb alle angewandte Mühe fruchtlos, und da der Kaiser nun befürchtete, daß so wohl wegen

ihres hohen Rufes, als auch weil sie dem berühmtesten, aus siebenhundert Mönchen bestehenden, und folglich zahlreichsten Kloster in ganz Constantinopel vorstanden, ihr Widerspruch Folgen nach sich ziehen könnte, so ließ er beide aufgreifen und in einem Gefängniß verwahren, und stand sogar schon im Begriff, das Kloster völlig aufzuheben und die Mönche zu vertreiben, hätte man ihm nicht vorgestellt, daß eine solche, gerade an dem berühmtesten Kloster ausgeübte Gewaltthat dem Regierungsantritt des neuen Patriarchen ein Brandmal aufdrücken, und die Gemüther des größten Theils des Volkes von ihm abwenden würde. Die beiden Aebte blieben ungefähr einen Monat im Gefängniß; denn als Nycephorus einstimmig erwählt und geweihet war, auch sein heiliges Amt, zum größten Jubel aller Einwohner von Constantinopel, einmal angetreten hatte, entließ man sie ihrer Haft, und schickte sie wieder in ihr Kloster zurück. Alles wäre demnach jetzt ruhig und friedlich geblieben, wenn nur anders Ruhe und Friede bei den Griechen möglich gewesen wären. Aber leider dauerte es nicht lange, so erhob sich gegen Plato und Theodor schon wieder ein neuer Sturm *), der noch ungleich länger und heftiger wüthete, und nicht nur diese beiden Aebte, sondern auch deren Mönche, wie auch noch anderer Klöster, und endlich sogar Bischöfe und Erzbischöfe in seinen verderblichen Wirbel hineinzog.

5. Kaiser Constantin, Irenens Sohn, hatte, wie der Leser sich erinnern wird, seine rechtmäßige Gemahlin, die tugendhafte Maria verstoßen, sich mit Theodora, deren Schönheit ihn geblendet, öffentlich vermählt, und Joseph, Priester und Oeconom

*) Vit. Theod. Stud.

der Kirche von Constantinopel, über diese ehebrecherische Verbindung den sacramentalischen Segen der Kirche ausgesprochen, weßwegen er nachher von dem Patriarchen Tarrasius mit dem Banne belegt, und der priesterlichen Würde entsetzt ward. Aber dieser Joseph hatte im höchsten Grade die Gunst des Kaisers Nycephorus sich dadurch erworben, daß er durch Bitten und Ermahnungen den Bardanes bewogen, von seiner Empörung abzulassen, und dem Kaiser sich wieder zu unterwerfen. Stolz auf dieses Verdienst, wandte sich Joseph, wie von jeher alle, welche dem Gehorsam der Kirche sich entziehen wollten, an die weltliche Macht, mit der Bitte, ihn in seine vorige Würde wieder einzusetzen. Nycephorus, der die Treue seines Günstlings belohnen wollte, wandte sich nun seiner Seits mit derselben Bitte an den Patriarchen, hinzufügend, wie es ja gar nichts seltenes sey, daß Kirchencensuren, von einem Bischofe verhängt, nach dessen Tod von dem Nachfolger desselben wieder aufgehoben würden. Der Patriarch erklärte dem Monarchen, daß auch solche Lossprechungen im Geiste der heiligen Canons geschehen müßten, daher auch die Wiedereinsetzung des Josephs, wegen der Größe seines begangenen Verbrechens, unmöglich sey, er demnach, wenn er die Pflichten eines Patriarchen nicht verletzen wolle, das an ihn gestellte Ansuchen von sich ablehnen müsse. Damit war nun natürlicher Weise ein Kaiser, wie Nycephorus, nicht zufrieden. Die steigende Röthe seines Gesichtes verrieth seinen Unwillen, und nun wiederholte er sein Begehren, jedoch ganz in dem Ton und mit der furchtbaren Miene eines unumschränkten Gebieters, der unbedingten Gehorsam verlangt. Der Patriarch, der den gewaltsamen Charakter des Despoten kannte, mithin nicht ohne Grund noch größeres Unheil für sich und seine

Kirche befürchtete, glaubte nun, unter zwei Uebeln das kleinere wählen zu müssen, versammelte ein Concilium von fünfzehen Bischöfen, sprach den Joseph von dem Interdikt los, und erlaubte ihm, sich allen priesterlichen Verrichtungen, selbst der Darbringung des hochheiligen Opfers wieder zu unterziehen.

6. Die beiden frommen Aebte Plato und Theodor hatten ebenfalls diesem Concilium beigewohnt, aber auch gegen dessen, in Betreff der Wiedereinsetzung des Josephs, gefaßten Beschluß aus den triftigsten Gründen und mit dem größten Nachdruck auf das Feierlichste protestirt. Da ihre Worte keinen Eingang fanden, zogen sie sich zurück, und Theodor schrieb am folgenden Tag, in seinem und in Plato's Namen an den Patriarchen einen Brief, in welchem er noch einmal die Größe des von Joseph begangenen Verbrechens, in Beziehung sowohl auf unmittelbar göttliche, als auch kirchliche Gebote, deutlich auseinander setzte, und dann von jetzt an, und so lange Joseph in der Patriarchalkirche das heilige Opfer darbringen würde, sich sammt allen seinen Mönchen von der Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen loszählte. In seinen Funktionen als Oeconom der Kirche, fügte Theodor hinzu, nicht aber in jenen des Priesterthums könne man den Joseph wieder herstellen. Dem Beispiel des Plato und Theodor folgte nun auch der Bruder des Letztern, nämlich der Erzbischof Joseph von Thessalonich, welcher sich damals einige Zeit in Constantinopel aufhielt, und daher ebenfalls dem Concilium beigewohnt hatte.

7. Den Inhalt des von Plato erhaltenen Briefes theilte der Patriarch niemand mit, und da

auch die beiden Aebte ein sehr discretes Stillschweigen darüber beobachteten; so blieb der ganze Vorgang länger als ein Jahr vor der Welt ein Geheimniß. Zufälliger Weise ward es jedoch endlich durch eine Unterredung eines angesehenen Hofbeamten mit dem Erzbischof von Thessalonich ruchbar, und bald allgemein bekannt; worauf nun auch sogleich ein großer Theil der Gemeinde von Constantinopel, nämlich alle jene, deren Zartheit des Gewissens sich auch in einem reinern, tadellosern Wandel kund gab, ferner alle Klöster in und um Constantinopel, ja sogar Viele in den Provinzen, und endlich selbst mehrere Bischöfe sich den beiden Aebten anschlossen, und die Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen Nycephorus verließen; so daß ein förmliches Schisma die griechische Kirche jetzt wieder trennte. Unglücklicher Weise glaubte der Kaiser diese, jetzt wirklich großes Aufsehen erregende Kirchenangelegenheit auf seine Art ordnen zu müssen. Er ließ also die beiden Aebte rufen, hatte einige Unterredungen mit ihnen, und da er bald sah, daß es bei der Unbeugsamkeit dieser Männer ihm nicht gelingen würde, sie wieder zu der Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen und dem Priester Joseph zurückzuführen; so machte er einen Versuch, die zahlreichen Mönche des Klosters Stude, des nämlichen, welchem Plato und Theodor vorstanden, durch Versprechungen wie Drohungen zu bewegen, ihren Abt, den sie wie einen Heiligen ehrten, und gleich einem Vater liebten, zu verlassen, und mit dem Patriarchen und Joseph in Kirchengemeinschaft zu treten. Aber auch bei diesen redlichen Mönchen blieben die Bemühungen des Kaisers ohne Erfolg, und dieser, wie jeder Despot, griff nun unverzüglich wieder zu den Blitzen seiner weltlichen Macht. Das Kloster ward von Soldaten umringt; die

Kirche befürchtete, glaubte nun, unter zwei Uebeln das kleinere wählen zu müssen, versammelte ein Concilium von fünfzehen Bischöfen, sprach den Joseph von dem Interdikt los, und erlaubte ihm, sich allen priesterlichen Verrichtungen, selbst der Darbringung des hochheiligen Opfers wieder zu unterziehen.

6. Die beiden frommen Aebte Plato und Theodor hatten ebenfalls diesem Concilium beigewohnt, aber auch gegen dessen, in Betreff der Wiedereinsetzung des Josephs, gefaßten Beschluß aus den triftigsten Gründen und mit dem größten Nachdruck auf das Feierlichste protestirt. Da ihre Worte keinen Eingang fanden, zogen sie sich zurück, und Theodor schrieb am folgenden Tag, in seinem und in Plato's Namen an den Patriarchen einen Brief, in welchem er noch einmal die Größe des von Joseph begangenen Verbrechens, in Beziehung sowohl auf unmittelbar göttliche, als auch kirchliche Gebote, deutlich auseinander setzte, und dann von jetzt an, und so lange Joseph in der Patriarchalkirche das heilige Opfer darbringen würde, sich sammt allen seinen Mönchen von der Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen loszählte. In seinen Funktionen als Oeconom der Kirche, fügte Theodor hinzu, nicht aber in jenen des Priesterthums könne man den Joseph wieder herstellen. Dem Beispiel des Plato und Theodor folgte nun auch der Bruder des Letztern, nämlich der Erzbischof Joseph von Thessalonich, welcher sich damals einige Zeit in Constantinopel aufhielt, und daher ebenfalls dem Concilium beigewohnt hatte.

7. Den Inhalt des von Plato erhaltenen Briefes theilte der Patriarch niemand mit, und da

auch die beiden Aebte ein sehr discretes Stillschweigen darüber beobachteten; so blieb der ganze Vorgang länger als ein Jahr vor der Welt ein Geheimniß. Zufälliger Weise ward es jedoch endlich durch eine Unterredung eines angesehenen Hofbeamten mit dem Erzbischof von Thessalonich ruchbar, und bald allgemein bekannt; worauf nun auch sogleich ein großer Theil der Gemeinde von Constantinopel, nämlich alle jene, deren Zartheit des Gewissens sich auch in einem reinern, tadellosern Wandel kund gab, ferner alle Klöster in und um Constantinopel, ja sogar Viele in den Provinzen, und endlich selbst mehrere Bischöfe sich den beiden Aebten anschlossen, und die Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen Nycephorus verließen; so daß ein förmliches Schisma die griechische Kirche jetzt wieder trennte. Unglücklicher Weise glaubte der Kaiser diese, jetzt wirklich großes Aufsehen erregende Kirchenangelegenheit auf seine Art ordnen zu müssen. Er ließ also die beiden Aebte rufen, hatte einige Unterredungen mit ihnen, und da er bald sah, daß es bei der Unbeugsamkeit dieser Männer ihm nicht gelingen würde, sie wieder zu der Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen und dem Priester Joseph zurückzuführen; so machte er einen Versuch, die zahlreichen Mönche des Klosters Stude, des nämlichen, welchem Plato und Theodor vorstanden, durch Versprechungen wie Drohungen zu bewegen, ihren Abt, den sie wie einen Heiligen ehrten, und gleich einem Vater liebten, zu verlassen, und mit dem Patriarchen und Joseph in Kirchengemeinschaft zu treten. Aber auch bei diesen redlichen Mönchen blieben die Bemühungen des Kaisers ohne Erfolg, und dieser, wie jeder Despot, griff nun unverzüglich wieder zu den Blitzen seiner weltlichen Macht. Das Kloster ward von Soldaten umringt; die

Aebte und alle Mönche erhielten Befehl, ein jeder in seiner Zelle zu bleiben. Von Außen schreckte das Geräusch der Waffen und im Innern war Alles voll Angst und Furcht. Mit einbrechender Nacht wurden Plato und Theodor, und eine Menge ihrer Mönche gefänglich fortgeführt und in verschiedenen Gefängnissen eingesperrt. Die härteste Behandlung mußten sie hier erdulden. Man reichte ihnen nur schlechte und äußerst sparsame Kost, ließ sie öfters ganze Tage lang hungern, überhäufte sie mit Schmähungen, erlaubte sich die gröbsten Mißhandlungen gegen dieselben, und als alle diese Quälereien dennoch ihre Standhaftigkeit nicht erschüttern konnten, ward endlich der beiden Aebte Absetzung, gewöhnlich verbunden mit ewiger Einkerkerung oder Verbannung, und die Excommunication und Vertreibung der widerspenstigen Mönche, wie man sie nannte, beschlossen, und auf Befehl des Kaisers zu diesem Zwecke ein ungemein zahlreiches Concilium in Constantinopel zusammen berufen.

8. Indessen gelangte das Gerücht von einem, in der griechischen Kirche entstandenen Schisma auch nach Rom. Wahrscheinlich hatte man dem Pabste einen, die wahre Lage der Sache entstellenden, nichts weniger als der Wahrheit treuen Bericht erstattet; denn Leo äußerte seine Unzufriedenheit mit dem Betragen der Aebte, und in ziemlich harten Ausdrücken schrieb Basilius, Abt des Klosters zum h. Sabas in Rom, an Theodor, dessen alter Bekannter er war. In seiner Antwort auf diesen Brief beklagt sich Theodor, daß man sie in Rom ohne hinreichende Sachkenntniß verdammt habe; entwickelt hierauf die Gründe, die sie gezwungen, sich von dem Patriarchen zu trennen; erlaubt sich aber dabei in Beziehung auf den Pabst eine Sprache, die man

leichtfertig nennen möchte, und uns so ziemlich beweiset, daß in diesem gelehrten und frommen Abt, trotz der Heiligkeit seines äußern Wandels, dennoch der Nerv der Eigenliebe noch nicht völlig getödtet seyn mochte *). — Wollte man übrigens aber auch annehmen, daß der Eifer der beiden Aebte vielleicht seine Grenzen überschritten, und ein milderes, schonungsvolleres, mehr in dem Geiste als dem todten Buchstaben der Religion gegründetes Betragen der Kirche weit ersprießlicher hätte seyn können; so müßte man doch gestehen, daß das, was in der, von dem Kaiser zusammenberufenen Versammlung, die doch niemand ein Concilium wird nennen wollen, jetzt geschah, das Betragen der Aebte und deren Mönche vollkommen rechtfertigte. Die Versammlung war, wie wir eben erwähnten, ungemein zahlreich; aber eben dieser ungewöhnliche Zusammenfluß so vieler Bischöfe, Aebte und Doktoren ist es gerade, was dem griechischen Clerus jener Zeit so wenig Ehre bringt; denn etwas Abgeschmackteres, unevangelischeres und zugleich vernunftwidrigeres, als die in dieser Versammlung gefaßten Beschlüsse, erinnern wir uns nicht, in irgend einem Afterconcilium bis jetzt noch gefunden zu haben. Die sogenannten versammelten Väter decretirten: 1. daß Kaiser Constantins, nach Verstoßung seiner rechtmäßigen Gemahlin Maria, mit Theodora eingegangene Ehe, Kraft einer von der Kirche gegebenen Dispens, rechtmäßig sey. 2. Daß allen Bischöfen die Macht zustehe, nach Gutbefinden von allen Satzungen und Geboten zu dispensiren; und 3. daß die Könige und Fürsten dieser Erde nicht so strenge, wie die übrigen Menschen, den Geboten des Evangeliums unterworfen seyen. —

*) Epist. S. Theod. Stud. lib. I. ep. 28.

hiebe, und dann noch zweihundert Hiebe mit Ochſenzähmern geben. Dieſe grauſame Execution hatte in der Kirche ſtatt. Für todt ließ man den Euthymius auf der Erde liegen, und unfehlbar würde er auch an dieſer unmenſchlich grauſamen Mißhandlung geſtorben ſeyn, wenn nicht ein gutdenkender Einwohner von Theſſalonich ſich ſeiner erbarmt, den Zerſchlagenen und ſchwer Verwundeten in Felle friſch geſchlachteter Schafe eingewickelt, ihn dann ſorgſam gepflegt, und ſo am Leben erhalten hätte.

10. So lange Kaiſer Nyeephorus lebte, dauerten dieſe Quälereien fort; aber bei allem dem ward das Schisma nicht gehoben, bis endlich der edle Michael Rhangabe den Kaiſerthron beſtieg. Die erſte Sorge dieſes menſchenfreundlichen Monarchen war es, Friede und Eintracht in der Kirche wieder herzuſtellen. Die Verbannten wurden demnach ſämmtlich wieder zurückberufen, die Eingekerkerten ihrer Haft entlaſſen, und nach einigen Unterredungen des Kaiſers mit dem Patriarchen und verſchiedenen am Hofe anweſenden Biſchöfen, ward Joſeph, dieſer Elende, der durch ſein gewaltſames Wiedereindringen in den Prieſterſtand, deſſen er, Kraft der Kanons, durch ſein großes Verbrechen für die ganze Zeit ſeines Lebens unwürdig geworden war, auf das Neue wieder der prieſterlichen Würde entſetzt, und aus Conſtantinopel verbannt. Mit der Entfernung deſſelben hörte auch das Schisma auf. Plato, Theodor, Joſeph von Theſſalonich, kehrten ſammt allen ihren Anhängern wieder zur Kirchengemeinſchaft mit dem Patriarchen zurück, und durch die Vermittelung des Kaiſers, der diesfalls einen Geſandten nach Rom geordnet hatte, ward der in der Kirche von Conſtantinopel geſchloſſene Friede von dem heiligen Vater, in

einem an den Patriarchen gerichteten päbstlichen Schreiben bestätiget *).

11. Bald darauf starb der heilige Plato im neun und siebenzigsten Jahre seines Alters. Schon einige Zeit vor seinem Tode war er so sehr entkräftet, daß er ohne fremde Hülfe auch nicht die leichteste körperliche Verrichtung mehr vornehmen konnte. Größtentheils auf dem Bette liegend, gab er seinen Mönchen Lehren und Ermahnungen, sprach zu ihnen Worte des Trostes, und stärkte sie in ihrem frommen Wandel. Seine übrige Zeit war theils äußerm, theils innerm Gebete gewidmet. Wenige Tage vor dem Ende des Heiligen machte der Patriarch mit seiner ganzen Geistlichkeit ihm einen Besuch, empfahl sich und seine Kirche seinem frommen Gebete, umarmte ihn auf das zärtlichste, und tilgte auf diese Weise auch die letzten und leisesten Spuren des ehemals unter ihnen obwaltenden Zwistes. Für alle seine Verfolger betete Plato unaufhörlich; und er verschied, während er mit schon völlig gebrochener Stimme noch eine Hymne auf die Auferstehung des Erlösers hersagte. Sobald er todt war, verbreitete sich eine ganz eigene, Staunen und Ehrfurcht einflößende Würde über sein im Tode erblaßtes Gesicht. Wer sich der ehrwürdigen

*) Gleich im Anfange der Regierung des Kaisers Michael machte auch der Patriarch Nycephorus seine Erhebung auf den Patriarchenstuhl, durch ein, sein mit der römischen Kirche vollkommen übereinstimmendes Glaubensbekenntniß enthaltendes Synodalschreiben bekannt. Der Patriarch entschuldigt sich, daß er dieser Pflicht nicht schon früher Genüge geleistet; er sey leider durch ein ausdrückliches Verbot des Kaisers Nycephorus daran verhindert worden.

Leiche nahete, fühlte das Wehen einer höhern unsichtbaren Welt; und das, um den verstorbenen Heiligen noch einmal zu sehen, von allen Seiten herbeiströmende Volk wollte sich kaum von demselben mehr trennen, und nur mit großer Mühe konnte man endlich die Leiche den trauernden Blicken der andächtigen Menge entziehen. Mit der größten Feierlichkeit ward Platos entseelte Hülle von dem Patriarchen zur Erde bestattet. Der ganze zahlreiche Clerus von Constantinopel und die noch zahlreichern Mönche, mit welchen auch jene der, in der Nähe der Stadt liegenden Klöster sich vereinigten, begleiteten den Leichenconduct, und wohnten den, nachher in der Kirche gehaltenen Trauerceremonien bei. Plato starb im Anfange des Monates März; aber am 4. April ehrt die Kirche sein Andenken als das Andenken eines Heiligen. — Theodor war nun der einzige Abt in dem Kloster von Stude, dem berühmtesten und zahlreichsten des ganzen christlichen Orients. Es stand jetzt in seiner schönsten und reichsten Blüthe. Lectüre, Gebet, Betrachtung, Arbeit ꝛc. waren in demselben mit Einsicht und der größten Pünktlichkeit geordnet. Täglich waren dem Lesen der heiligen Schriften einige Stunden geweihet. Unter der Leitung ihrer Obern und mit einfältigem Herzen forschten die Mönche darin in Demuth und unter abwechselndem Gebete; alle übrige Zeit war der Arbeit bestimmt. Das zerstreuende, außer dem Kloster in der Stadt herumstreifende Leben war den Mönchen von Stude nicht bekannt. Die nöthigen Lebensmittel wurden in das Kloster gebracht, und alle übrigen Bedürfnisse verschafften sie sich durch den Fleiß ihrer Hände. Unter den Mönchen gab es Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Schmiede, Schreiner, Schneider, Schuhmacher ꝛc., kurz alle

Handwerke waren in dem Kloster vereint; und unter frohen, heiligen Gesängen ging den Mönchen die Arbeit frisch von der Hand. Weit und breit stand das Kloster in dem Rufe ungeheuchelter Frömmigkeit. Diesem entsprach auch vollkommen der tadellose Wandel seiner Bewohner; und die angesehensten Männer in der Stadt und am Hofe gingen oft in das Kloster, um an dem Anblick der in der Einfalt ihres Herzens Gott dienenden, daher stets frohen und zufriedenen, fleißigen und arbeitsamen Mönche sich zu erbauen. (Vit. S. Theod. Stud.)

XI.

1. Paulicianer. — Friede und Eintracht hatte der fromme Kaiser Michael Rhangabe nun in dem Innern der Kirche wieder hergestellt. Jetzt wollte er auch der Kirche äußere, nicht minder gefährliche, weil stets verhüllt und im Finstern schleichende Feinde vertilgen. Trotz den, schon seit mehreren Jahrhunderten gegen sie bestehenden Gesetzen, hatte die Sekte der Manichäer, die man jetzt Paulicianer, auch Anthiganen zu nennen anfing, sich nicht nur immer erhalten, sondern zusehends, beinahe mit jedem Jahrzehend die Anzahl ihrer Anhänger noch vermehrt. Nach und nach verbreiteten sie sich über ganz Phrygien, Lycaonien, Cappadocien und den größten Theil Kleinasiens; aber ihr Hauptsitz blieb immer Armenien, eine Grenzprovinz von Persien, dem Vaterlande des Manes. In dem siebenten Jahrhundert, ungefähr im Anfang der zweiten Hälfte desselben bekam

die Sekte eine andere, ganz veränderte Gestalt *). Es erhob sich nämlich in derselben ein Reformator, Namens Constantin, der nicht ferne von Samosata, in der kleinen Burg Mananalis wohnte, einen aus sarazenischer Gefangenschaft zurückkehrenden Diacon in seinem Hause gastfreundlich aufgenommen, und von demselben, als einen Beweis seiner Dankbarkeit, ein Evangelienbuch und die Briefe des Apostels Paulus erhalten hatte. Diese letztern machte Constantin zur Grundlage seiner Reform. Er verwarf jetzt alle Schriften der Manichäer, verdammte die Träumereien der Valentinianer und der dreißig, von der verwirrten Phantasie des Valentinianus erzeugten Aeonen oder Generationen, wie auch beinahe die ganze Theologie des Manes, nur die Lehren des Basilides fanden Gnade vor seinen Augen, und Constantin brachte es bei seinen Anhängern bald so weit, daß sie allen ihren frühern Lehrern und Häuptern, und selbst dem Manes das Anathema sprachen. Seine Religion, die er predigte, war nun ein widerliches Gemisch von gnostischem Unsinn, von allen Abscheulichkeiten des Basilides, von Bruchstücken zoroasterischer Lehre, den Magiern entlehnt, und endlich dem Evangelium und den Briefen des Paulus, welche beide letztern der Reformator aber so verkehrte und verdrehete, daß sie deren wahrem Sinne völlig entgegen waren **). Die pauliniſchen Briefe machte Constantin

*) Petrus Siculus, Hist. Manich.: — Dieser Schriftsteller lebte und schrieb in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts.

**) Das Wesentlichste des Religionsbegriffes der neuen Manichäer war die Lehre von zwei Grundwesen, einem Guten und einem Bösen. Die materielle Welt und alles Fleisch, besonders der Wein waren

zum Hauptgegenstand seiner Forschung. Da er sie völlig nach seinem Sinne und Wahn zu verdrehen und zu verkehren wußte, mithin in denselben alles fand, was er darin finden wollte; so hielt er sich endlich gar für einen Geistesverwandten des großen Apostels. Stolz auf diese Verwandtschaft, bezeichnete er sich und seine Mitarbeiter mit den Namen der vornehmsten Schüler des Apostels Paulus, Titus, Timotheus, Tychus ꝛc., sich selbst nannte er Sylvanus, den von ihm nach und nach in Armenien und Cappadocien errichteten Gemeinden gab er die Namen der ersten, von den Aposteln in Kleinasien gegründeten Kirchen, und sämmtliche Anhänger der alten, jetzt nur umgestalteten manichäischen Sekte nannten sich Paulizianer *), sich bitter darüber beklagend, daß ihre

---

das Werk des Letztern, das heißt, des Teufels. Christus war ihnen der Sohn des guten Gottes; aber sie glaubten nicht an seine Menschheit; sein irdisches Leben war, ihrer Meinung nach, nur ein Scheinleben; er aß nicht, er trank nicht, und seine Kreuzigung war blos ein Schattenwerk. Das alte Testament verwarfen sie gänzlich, als eine Erfindung des Teufels; eben so auch die Apostelgeschichte und übrigen Briefe der Apostel, bis auf die Pauliniſchen, die sie ehrten. Sie hatten keine Sacramente, wohl aber eine Art von Abendmahl, als bildliches Zeichen. Ferner lästerten sie auch die Ehe, gestatteten sie jedoch den Ihrigen, obgleich unter Beschränkungen, welche zu unnatürlichen Lastern führen konnten. Unter der Larve schuldloser Naturmenschen erlaubten sie sich übrigens unter einander die Befriedigung aller fleischlichen Lüste. Gegen Engel und Heilige und die Reliquien der Letztern hatten sie einen unauslöschlichen Haß; so wie auch gegen Priesterthum und alle kirchliche Hierarchie.

*) Andere, und auch Petrus Siculus leiten den Namen:

Feinde ihnen noch immer den Namen Manichäer beilegten, da sie doch blos die treuen und einfältigen Anhänger des großen Apostels wären.

2. Als Constantin sah, daß seine Reformen überall Eingang fänden, glaubte er, auf einer größern und glänzendern Schaubühne figuriren zu müssen, verließ daher seinen bisherigen Wohnort Mananalis, und ging nach Armenien, wo er in Cibossa, oder Colonia, (beide Städte lagen nicht ferne von einander) sich niederließ. Hier lehrte und predigte er länger als zwanzig Jahre, errichtete mehrere Gemeinden, und verführte eine Menge unwissender Leute. Der Unfug, den er trieb, ward endlich an den Hof nach Constantinopel berichtet, und Kaiser Constans, Heraklius Enkel, schickte einen Tribun, Namens Simeon nach Colonia, mit dem Befehle, die gegen die Manichäer bestehenden Strafgesetze an dem Constantin voll-

---

Paulicianer von einem ziemlich unbekannten lange Zeit vor Constantin, in einem Dorfe in Cappadocien (Episparis) lebenden, manichäischen Lehrer, Namens Paulus her. Da aber von den Zeiten Constantins an, der Apostel Paulus für die neuen Manichäer, ein Gegenstand der höchsten Verehrung war, Constantin auch sich und seinen Mitarbeitern die Namen der vornehmsten Schüler des heiligen Paulus beilegte, so halten wir die Meinung einiger protestantischen Schriftsteller für wahrscheinlicher, welche glauben, daß Constantin auch alle Anhänger seiner reformirten, manichäischen Sekte nach dem Namen des heiligen Apostels zu benennen sich erfrecht habe. Uebrigens ist die Sache ohne Bedeutung. Die Manichäer waren ja auch unverschämt genug, sich Christen zu nennen; man darf daher sich nicht verwundern, wenn sie nun auch die Tollheit hatten, sich Schüler des heiligen Paulus zu nennen.

ziehen zu lassen, jedoch seiner bethörten Anhänger zu schonen, und diese wo möglich, zur wahren Lehre zu bekehren. Simeon ging also nach Colonia oder Ciboſſa, ließ dort den Constantin ergreifen, dessen sämmtliche Anhänger versammeln, und befahl ihnen im Namen des Kaisers, den Constantin, ihr bisheriges, geistliches Oberhaupt, zu steinigen. Stumm und trauernd, wandten Alle ihre Blicke hinweg; nur ein Jüngling, Namens Justus, den Constantin an Kindes Statt angenommen, und vorzüglich in seiner Lehre unterrichtet hatte, glaubte, dem gegebenen Befehl gehorchen zu müssen, hob einen großen Stein auf, und schleuderte denselben mit solcher Kraft an den Kopf des Constantins, daß dieser augenblicklich todt zur Erde stürzte. Mit dem Bekehren der Anhänger des Constantins aber wollte es gar keinen Fortgang haben. Im Gegentheil ward Simeon, der jetzt öftere Unterredungen mit ihnen hatte, nach und nach selbst bethört, und am Ende gar Einer der Ihrigen. Als er nach Constantinopel zurück kam, hielt er sich ein paar Jahre ganz stille in seinem Hause, verließ hierauf heimlicher Weise die Stadt, ging nach Colonia, nahm dort den Namen Titus an, sammelte die zerstreuten Anhänger des Constantins, und ward nun dessen Nachfolger, und das Oberhaupt der Sekte.

3. Aber jetzt gelangte auch Justus, der nämliche, der den Constantin mit einem Stein getödtet hatte, unter den Paulicianern bald wieder zu großem Ansehen; und nun dauerte es nicht lange, so erhob sich zwischen ihm und Simeon, über einige Stellen in den Briefen des Apostels Paulus ein heftiger Streit. Da Simeon durchaus nicht nachgeben wollte, so verrieth Justus aus Aerger seine

ganze Sekte, deren Lehren und geheimen Versammlungen dem Bischofe von Colonia. Dieser gab unverzüglich dem Kaiser in Constantinopel davon Nachricht, und Justinian II., der vermöge seines natürlichen Hanges zur Grausamkeit ein Vergnügen daran fand, strafen zu müssen, gab sogleich Befehl, alle Anhänger der Sekte, die sich nicht bekehren und bekehren lassen wollten, zu verbrennen. Dieser Befehl ward vollzogen, und Simeon und eine große Anzahl manichäischer oder paulicianischer Schwärmer wurden an der nämlichen Stelle, wo ein großer Steinhaufen des gesteinigten Constantins Grabmahl bezeichnete, ohne weiteres lebendig verbrannt.

4. Indessen hatte sich doch einer von der Sekte, ein geborner Armenier, Namens Paulus mit seinen beiden Söhnen gerettet. Er floh nach Cappadocien, und gründete dort auf das Neue eine manichäische Schule, der er seine beiden Söhne Genesius und Theodosius vorsetzte. Uebrigens gab es ohnehin noch verschiedene andere manichäische Gemeinden in Armenien, von welchen dem Kaiser Justinian nichts war berichtet worden; und die brennenden Scheiterhaufen zu Colonia hatten demnach nichts weniger als die ganze Sekte vertilget, nur sie schüchterner und behutsamer gemacht, und nach wie vor trieb sie ihr Wesen im Stillen und Verborgenen fort. Von jetzt an also genossen die Paulicianer eine ziemlich lange Reihe von Jahren hindurch einer, nur äußerst selten gestörten, Ruhe, besonders unter der Regierung des Leo, des Isauriers, der ihnen schon deswegen nicht sehr abhold war, weil sie, gleich ihm, die Bilder und Reliquien der Heiligen verachteten, schmäheten, und wo sie konnten, auch verbrannten. Aber diese lange Ruhe ward end-

lich der Sekte selbst verderblich; sie spaltete sich in mehrere Partheien, deren Häupter sich haßten, gegenseitig lästerten und selbst sich einander zu ermorden, einen Versuch machten. Zudem fingen unter den Paulicianern auch nach und nach alle Schändlichkeiten des Basilides *), wovon Constantin sie einigermaßen gereiniget hatte, an, wieder einzureißen. Dieß natürlicher Weise erzeugte bei jedem auch nur halb Vernünftigen, oder nicht ganz in Laster Versunkenen, Verachtung und Abscheu gegen die Sekte; sie gerieth nun immer in größern Verfall, und würde vielleicht bald in ihrem eigenen Unsinn und eigenen Lastern erstickt und erloschen seyen, wäre jetzt nicht abermals aus ihrem Schoße ein zweiter Reformator hervorgegangen.

5. Der neue Reformator hieß Sergius. In seiner Jugend von einem manichäischen Weibe verführt, die ihm das Evangelium und die Briefe des heiligen Paulus nach ihrer tollen und verkehrten Weise auslegte, ward er ein eifriger Anhänger der Sekte. Mit Bedauern sah er den zunehmenden Verfall der Sekte, und dachte nun darauf, sie durch Reformiren ihrer Glaubens- und Sitten-Lehre wieder in Aufnahme zu bringen. Sein Reformationswerk begann er im Anfange der Regierung der Kaiserin Irene. In öffentlicher Versammlung der Ge-

*) Oder vielmehr alle Abscheulichkeiten der Schüler und Nachfolger des Basilides, welche lehrten, daß man sich unbesorgt allen Lüsten überlassen dürfte, indem diese durch die mächtigen Einflüsse der vielen, den Menschen umflatternden bösen Geister erzeugt würden, und man sich blos durch deren Befriedigung davon befreien könne. Eine eben so aberwitzige, als gottlose Lehre, wovon jedoch selbst der heilige Clemens von Alexandrien den Basilides freispricht.

meinde warf er dem Bahanes, dem damaligen Oberhaupte der Manichäer, seine Laster und schändliche Lehre vor. Beide geriethen darüber in heftigen Streit, und da Bahanes, der den Sergius als einen, in der Lehre noch unkundigen Neuling verachtete, durchaus nicht nachgab, so trennte sich dieser mit einigen seiner Anhänger völlig von ihm. Die Manichäer zerfielen nun in zwei Partheien, wovon die eine sich Bahaniten, die Andern Sergioten nannten. Sergius lehrte und predigte jetzt wirklich eine etwas reinere Sittenlehre; er selbst heuchelte eine ungemein strenge Lebensweise, schmückte sich mit dem Namen des Tytichus, eines Schülers des heiligen Paulus, bethörte dadurch eine Menge eben so unwissender Leute, als er selbst war, verschaffte aber der Sekte neues Ansehen, und ward endlich das geehrte, allgemein anerkannte Oberhaupt derselben. Bahanes behielt zwar noch einige Anhänger, aber sie verminderten sich immer mehr und mehr, und verschwanden endlich ganz mit dem Tode ihres schändlichen Lehrers. — Dies war der Zustand der manichäischen oder paulicianischen Sekte unter ihrem Oberhaupt Sergius, als Michael Rhangabe den Kaiserthron bestieg.

6. Niemand verabscheute die Sekte der Manichäer mehr, als dieser fromme Monarch. Er erneuerte alle gegen sie schon gegebenen Strafgesetze, und befahl, sie überall an den verstockten Anhängern derselben zu vollziehen. Den Befehlen des Kaisers ward gehorcht, und an verschiedenen Orten wurden nun mehrere Manichäer mit dem Schwert zum Tode gebracht. Aber dieser beginnenden blutigen Verfolgung widersetzten sich sogleich der Patriarch Nycephorus und noch einige verständige und wahrhaft fromme Räthe des Kaisers.

Der Patriarch, treu der alten, von der Kirche stets befolgten Disciplin, erklärte dem Monarchen, daß kein Geistlicher an dem Tode irgend eines, und auch des größten Verbrechers den mindesten Antheil haben dürfte. Man müßte, setzte Nycephorus hinzu, diesen Verirrten Zeit zur Buße lassen, sie durch Belehrung und freundliche Behandlung ihrem Irrthum entreißen, und auf den wahren Weg des Heils zurückführen. Die Vorstellungen des Patriarchen unterstützte sehr kräftig des gütigen Kaisers eigene natürliche Milde. Die Verfolgung ließ sogleich nach. Kein Manichäer oder Paulicianer ward mehr hingerichtet; aber auch keiner, oder nur wenige wurden zum wahren Glauben bekehrt *).

*) Der Geschichtschreiber Theophanes, Abt eines, von ihm selbst bei Singriana gegründeten Klosters, und seiner Heiligkeit, wie seines prophetischen Geistes wegen, sehr berühmt, tadelt sehr strenge den Patriarchen Nycephorus nebst den übrigen Räthen, welche den Kaiser abgehalten hatten, die Manichäer mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Es sey, sagt er, eine gottlose Sekte, die dem Teufel opfere, sich nie bekehren würde, und von der Erde müsse vertilget werden. Es ist bemerkenswerth, daß der nämliche fromme Geschichtschreiber, der dies harte Urtheil ausspricht, auch Leo des Armeniers verrätherischen Versuch, den zu einer friedlichen Unterredung eingeladenen Bulgaren-König meuchlerisch zu ermorden, gar nicht zu misbilligen scheint. Ein abermaliger sprechender Beweis von der herben Gemüthsstimmung, und dem nicht immer von evangelischer Milde geleiteten Eifer selbst frommer, ja heiligmäßiger Männer in dem Orient. — Das zweischneidige, Leib und Seele durchdringende Schwert des Wortes Gottes hat Christus seiner Kirche gegeben, nicht aber das Henkerbeil. Mit diesem wurden noch nie Ungläubige bekehrt, und auch gegen die Manichäer, wie wir gleich sehen werden, ward es in der Folge

hiebe, und dann noch zweihundert Hiebe mit Ochsenzähmern geben. Dieſe grauſame Execution hatte in der Kirche ſtatt. Für todt ließ man den Euthymius auf der Erde liegen, und unfehlbar würde er auch an dieſer unmenſchlich grauſamen Mißhandlung geſtorben ſeyn, wenn nicht ein gutdenkender Einwohner von Theſſalonich ſich ſeiner erbarmt, den Zerſchlagenen und ſchwer Verwundeten in Felle friſch geſchlachteter Schafe eingewickelt, ihn dann ſorgſam gepflegt, und ſo am Leben erhalten hätte.

10. So lange Kaiſer Nycephorus lebte, dauerten dieſe Quälereien fort; aber bei allem dem ward das Schisma nicht gehoben, bis endlich der edle Michael Rhangabe den Kaiſerthron beſtieg. Die erſte Sorge dieſes menſchenfreundlichen Monarchen war es, Friede und Eintracht in der Kirche wieder herzuſtellen. Die Verbannten wurden demnach ſämmtlich wieder zurückberufen, die Eingekerkerten ihrer Haft entlaſſen, und nach einigen Unterredungen des Kaiſers mit dem Patriarchen und verſchiedenen am Hofe anweſenden Biſchöfen, ward Joſeph, dieſer Elende, der durch ſein gewaltſames Wiedereindringen in den Prieſterſtand, deſſen er, Kraft der Kanons, durch ſein großes Verbrechen für die ganze Zeit ſeines Lebens unwürdig geworden war, auf das Neue wieder der prieſterlichen Würde entſetzt, und aus Conſtantinopel verbannt. Mit der Entfernung deſſelben hörte auch das Schisma auf. Plato, Theodor, Joſeph von Theſſalonich, kehrten ſammt allen ihren Anhängern wieder zur Kirchengemeinſchaft mit dem Patriarchen zurück, und durch die Vermittelung des Kaiſers, der diesfalls einen Geſandten nach Rom geordnet hatte, ward der in der Kirche von Conſtantinopel geſchloſſene Friede von dem heiligen Vater, in

ehemals christlichen Länder. Wohl möchte man also glauben, daß jenem unter unserer ehrwürdigen Geistlichkeit allgemein erwachten wissenschaftlichen Streben und Forschen doch noch Etwas fehle. Gott behüte uns dafür, daß wir diese Liebe zu Wissenschaften, Künsten und Kenntnissen nur von weitem tadeln sollten. Auch Wissenschaft und Gelehrsamkeit sind herrliche Gaben des Himmels, das heißt, wenn sie, frei von aller Eitelkeit und eitelm Selbstruhm, durch ausschließlich nur auf Gott gerichteten Zweck, sich selbst, und die, so ihrer pflegen, geheiliget haben. Ohne diese Heiligung sind sie ein todtes Capital, das für die Ewigkeit, wie für das gemeinsame Heil der Menschen keine Zinsen abwirft, eher noch in dem Buch des Weltrichters die Schuldposten vermehrt. Der fromme Thomas a Kempis äußert irgendwo in seinem himmlischen Büchlein von der Nachfolge Jesu — seiner eigenen Worte können wir uns jetzt nicht gleich erinnern — den Wunsch, daß jeder Centner von Gelehrsamkeit stets auch mit einigen Pfunden wahrer, das heißt, in völliger Selbstentäußerung sich kund gebenden Frömmigkeit vermischt seyn möchte. Diese himmlische Mischung sah die Geschichte vielleicht nie so vollkommen, und so ununterbrochen, als unter des heiligen Ignatius liebenswürdigen Schülern. Daß aus ihrer Mitte eine, beinahe zahllose Menge superiörer Geister hervorging, die gleichsam in das Gesammtreich der Wissenschaften herrschend sich theilten, selbst neue wissenschaftliche Gefilde entdeckten, und unter deren Händen jeder Zweig des menschlichen Erkenntnisses stets nur noch veredelter hervorging; dies ist eine, selbst von ihren erbittertsten Gegnern kaum mehr bestrittene Wahrheit. Und demungeachtet wie vollkommen und innigst war nicht stets in diesem heiligen Orden alle Macht des Genies mit der tiefsten Demuth und liebenswürdigsten Bescheidenheit, der höchste, umfassendste Verstand mit der kindlichsten Einfalt des Herzens, und der ungeheuerste Reichthum von Kenntnissen und Gelehrsamkeit mit der lautersten, nur auf die Ehre Gottes gerichteten Absicht verbunden; und wahrhaftig, wenn der Blick des

7. Unter Michaels Nachfolger, Leo IV., dem Armenier, ward wieder mit vieler Strenge gegen die Sekte verfahren, jedoch keines jener Mittel ergriffen, wodurch das Uebel in seiner Wurzel konnte vertilget werden. Uebrigens war diese Verfolgung nur periodisch, ungefähr so, wie die Laune des Despoten es herbeiführte. Von Leos Nachfolger, Michael dem Stammler, ward die Sekte nicht nur

---

Ewigen auch jetzt noch auf manchem, ganz im Unglauben versunkenen Lande erbarmungsvoll ruhen sollte, mithin dessen Wiedergeburt und Wiederauflebung mit Grund zu erwarten wären; so möchte wohl zu diesem wundervollen Werke unendlicher Erbarmungen Gottes ganz vorzüglich von der Vorsehung gerade jener edle, erhabene und heilige Männerbund wieder berufen seyn, aus dessen Schooße einst die Xaveriusse, die Regis, die Claver, und so viele andere große und heilige Männer hervorgingen, die die Welt erleuchteten, zahllose Seelen dem Verderben entrissen, ganze Familien, ja ganze Städte und Landschaften, in Sünde und Laster erstorben, plötzlich zu einem neuen Leben in Jesu Christo erweckten, die überall, wohin sie kamen, den Segen Gottes mitbrachten, und unter deren Tritten stets die schönsten und wohlduftendsten Blumen des Himmels, Glaube, Hoffnung und Liebe gleichsam von selbst hervorsproßten. — In paucis vexati, in multis bene disponentur; quoniam Deus tentavit eos, et invenit illos dignos se (sap. 3. 5.)

Wir kehren jetzt zu der Geschichte des Manichäismus zurück; und da wir noch öfters im Laufe unserer Geschichte, und selbst in weit spätern Perioden auf denselben wieder werden zurückkommen müssen; so halten wir es nicht für unzweckmäßig, unsere Leser mit den mannichfaltigen Schicksalen dieser, nachher auch für Europa so verderblich gewordenen Sekte jetzt schon, in einem kurzen historischen Grundriß bekannt zu machen. — Die Quellen sind: Pet. Siculus, Zonaras, Cedrenus, Genesius und Anna Comena.

geduldet, sondern selbst geschützt, ja sogar bisweilen begünstiget; denn der öffentlichen Meinung nach war dieser Kaiser selbst dem Manichäismus ergeben, und ein geheimer Anhänger der Sekte. Auch Kaiser Theophilus, des Stammlers Sohn und Nachfolger, behandelte die Paulicianer mit Schonung und Nachsicht. Desto heftiger wüthete die Verfolgung gegen sie unter der Regierung der Kaiserin Theodora, Theophilus Wittwe und Regentin des Reiches während der Minderjährigkeit ihres ungerathenen Sohnes. Von frommem, jedoch nicht von Weisheit geleitetem Eifer entflammt, wollte diese, übrigens sehr einsichtsvolle und tugendhafte Fürstin die Sekte bekehren oder vertilgen. Leider wählte sie zu ihren Apostеln Hofbeamten und Officiere, und diese sollen in kurzer Zeit mehr als hunderttausend Manichäer haben hinwürgen lassen. Aber wilde Verzweiflung bemächtiget sich jetzt der Gemüther; sie ermorden den Bischof von Neocäsarea, wie auch den Gouverneur der Provinz, flüchten sich hierauf in die unzugänglichen Schluchten und Schlupfwinkel des Berges Archäus, und vertheidigen sich hier mit Erfolge gegen die einzelnen, gegen sie ausgeschickten Schaaren. Indessen fehlte es ihnen an einem Oberhaupte; denn Sergius war längst schon von einem seiner Gegner in einem Walde mit einer Hacke erschlagen worden. Diesen Mangel ersetzt jetzt Corbeas, der Sohn eines Manichäers, daher ebenfalls Manichäer, aber ein tapferer und kriegskundiger Officier in der Leibwache des obersten Befehlshabers im Orient *). Er verläßt die Dienste seines

*) Die von der Kaiserin Theodora gesandten, militärischen Glaubensprediger hatten den Vater des Corbeas lebendig spießen lassen. (Cedren. T. 2. p. 541.)

Herrn; entweicht heimlich zu seinen Glaubensgenossen, und versammelt in kurzer Zeit fünftausend der verwegensten Sektirer unter seinen Fahnen. Als ein Feind der Griechen, wird Corbeas von den benachbarten Emirs, und endlich selbst von dem Kaliphen in Bagdad geschützt; und von ihnen begünstiget, erbauet und befestiget er in Unterarmenien, in den Gebirgen zwischen Servas und Trapezunt die Stadt Tefreis, (Cedrenus nennt sie Tephrican, Pet. Sic. Tribricon.) Eine zahlreiche Bevölkerung bedeckte nun bald alle umliegende Hügel. Aber es waren nicht blos die, in keiner Provinz des Reiches mehr geduldeten Paulicianer, welche dahin flohen; auch alles herrenlose, dem Galgen entlaufene oder das Schwert der Gerechtigkeit fürchtende Gesindel, so wie alle, die durch irgend ein Verbrechen sich für immer mit der menschlichen Gesellschaft überworfen hatten, kamen ebenfalls dahin und wurden nun geehrte Bürger der neuen, paulicianischen Gebirgscolonie. Vereint mit den beiden benachharten Emirs von Melitene und Tarsus, machen die Paulicianer unter ihrem tapfern Anführer Corbeas nun öftere verheerende Einfälle in die umliegenden Provinzen des griechischen Reiches. Der Hof von Constantinopel sieht sich endlich gezwungen, ein starkes, wohl geordnetes Heer gegen dieselben zu senden; aber dies kehrt unverrichteter Dinge nach Hause, und der oberste Befehlshaber desselben, Patronax, Theodorens Bruder, rechnet es sich noch zur großen Ehre, von dem verächtlichen Feinde nicht völlig geschlagen worden zu seyn. Immer schrecklicher und grausamer werden jetzt, unter Corbeas Anführung, die Einfälle der Manichäer in die vorliegenden Provinzen; und für den byzantinischen Hof wird endlich die Schmach so groß, daß ein

zahlreiches, von Theodorens Sohn, dem Kaiser Michael selbst, geführtes Heer gegen sie anrückt. Aber auch dieses wird unter den Mauern von Samosata mit großem Verluste in die Flucht geschlagen. Gleiches Schicksal trifft eine zweite, nicht minder zahlreiche griechische Armee; und als die Geisel Kleinasiens behaupten sich nun die Paulicianer, beinahe dreißig Jahre lang, in stolzer, mit ihrem Schwerte errungener Unabhängigkeit.

8. Aber ein noch weit größerer Schauplatz der Verwüstung öffnet sich der Rachgier und dem Zerstörungsgeiste der Paulicianer unter Corbeas Nachfolger, dem wilden, von hölischem Fanatismus entflammten Chrysogeir. In steter Verbindung mit den Sarazenen, dringen die Paulicianer jetzt bis in das Herz von Kleinasien. Die kaiserlichen Heere werden, eines nach dem andern, zurückgeschlagen, Nicäa, Nicomedia, Ancyra und Ephesus geplündert und zum Theil verbrannt; die Hauptkirche von Ephesus wird in einen Stall für Pferde und Maulthiere verwandelt, und wetteifernd mit Mohameds Schülern in Verachtung alles dessen, was den Christen heilig und ehrwürdig ist, entweihen und zerstören sie Kirchen, Kapellen und Altäre, erwürgen überall die Christen, martern die Gefangenen, wenn sie nicht mit ungeheuern Loskaufssummen den Geiz ihrer Feinde befriedigen, langsam zu Tode, und suchen an Erfindung neuer Grausamkeiten, die sie an gefangenen Priestern und Mönchen ausüben, sich gegenseitig zu übertreffen. Um die morgenländische Christenheit gegen diese Unholde zu schützen, sieht sich der Kaiser, (Basilius der Macedonier) endlich gezwungen, bei Chrysogeir um Friede zu bitten. Er bietet ihm reiche Geschenke an Gold und Silber, und eine Menge

kostbarer seidener Gewande an; nur sollte er die Menschheit nicht länger mehr quälen. Zum Glück verwirft der übermüthige Schwärmer das kaiserliche Anerbieten *); und so schlägt nun für Klein-Asiens Christen endlich die Stunde der Erlösung. Mit einem noch zahlreichern Heere dringt Basilius zum zweitenmale in das Gebiet der Paulicianer. Die drohende Gefahr und das Gefühl der bisher erduldeten Schmach hatten das Heer mit neuem Muth entflammt. Basilius kämpft jetzt für seine Krone, und keine Anstrengung wird gescheuet, um den Erfolg der kaiserlichen Waffen zu sichern. Bevor noch der Feldzug begann, begünstigte schon das Glück das Unternehmen des Kaisers; denn der furchtbare Chrysogeir ward, nach einem abermals sehr erfolgreichen Einfall in Kleinasien, auf seinem Rückzug plötzlich überfallen, gefangen genommen, ihm der Kopf abgeschlagen und dem Kaiser überbracht. Aber mit dem Leben Chrysogeirs schwanden nun auch die Stärke und der Ruhm der Paulicianer dahin. Ohne Anführer und durch den Tod ihres bisherigen Feldherrn entmuthiget, wird das Heer der Paulicianer in allen Gefechten geschlagen, das platte Land mit Feuer und Schwert furchtbar verheert, und endlich die, bis jetzt unüberwindlich scheinende Bergfeste Tefreis erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht. Jetzt flehen die Paulicianer selbst um Friede und Erbarmung. Beides ward ihnen gewährt, aber ein großer Theil

*) Chrysogeir forderte von dem Kaiser nichts geringeres, als daß er mit den Provinzen diesseits des Bosphorus sich begnügen, ihm aber den ganzen Orient überlassen sollte. „Wird er," sagte Chrysogeir, „dies nicht thun, so werden die Diener des Herrn — (so nannten sich diese Schwärmer) — ihn vom Thron stürzen".

war schon entweder in die Länder der Sarazenen, oder die ihnen bekannten Schluchten der armenischen Gebirgskette entflohen. Indessen hatte doch der so sehr gefürchtete Raubstaat der Paulicianer nun ein Ende. (873.)

9. Auch in Thracien hatte die Sekte der Manichäer oder Paulicianer tiefe Wurzeln geschlagen. Schon Constantin Copronymus sandte eine zahlreiche Colonie derselben von den Ufern des Euphrats in Armenien nach Thracien und Constantinopel. Die, welche nach der Hauptstadt kamen, verschwanden bald unter der ungeheuern, auf mancherlei Weise gemischten Einwohnermasse. Aber jene, welche in dem Innern des Landes lebten, blüheten im Stillen fort, und vermehrten, besonders durch sogenannte Bekehrung der Bulgaren, die Anzahl ihrer Anhänger. Mit Ausnahme Leo's des Armeniers wurden die Paulicianer von allen bilderstürmerischen Kaisern, wo nicht immer gerade sehr begünstiget, doch wenigstens geschützt. Der gemeinschaftliche fanatische Haß gegen die Reliquien und Bildnisse der Heiligen war das geheime Band, welches beide Theile aneinander knüpfte. Indessen hielten sich die Paulicianer in Thracien stets sehr stille, sorgten reichlich für das Auskommen ihrer Lehrer und Prediger, die sie auch häufig als Missionaire besonders zu den Bulgaren fandten; und brach auch bisweilen gegen sie ein Sturm aus, so trotzten sie ihm theils durch ihre Standhaftigkeit, theils entgingen sie ihm dadurch, daß sie Bekehrung heuchelten, jedoch mit ihren Glaubensbrüdern in Armenien stets in geheimem Verkehr und engem Einverständniß blieben. Den etwaigen Abgang der Sekte ersetzten sie durch eifrige, unter den Bulgaren gemachte Proselite. Aber in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhun-

derts erhielten sie eine sehr bedeutende Verstärkung aus Asien. Die nach der Zerstörung von Tefreis in die chalybischen Gebirge geflohenen Manichäer, waren diese ganze Zeit über der Christen unversöhnliche Feinde geblieben; sie dienten öfters in den Heeren der Sarazenen gegen die Griechen, und zeichneten sich stets durch ihre Kühnheit und wilde Tapferkeit aus. Der kriegerische Kaiser Johannes Zymisces, der den Sarazenen diese geheimen Bundesgenossen entziehen wollte, jedoch deren Tapferkeit ehrte, verpflanzte sie jetzt an die Donau, in die Thäler des Berges Hämus, wo er sie gegen die Rossy (Russen), die mit ihren Einfällen um diese Zeit das Reich zu beunruhigen anfingen, besser zu gebrauchen hoffte. Hier leisteten sie treffliche Dienste, und berechtigten noch über dies zu der Erwartung, daß der Krieg gegen die scythischen Barbaren sie nach und nach aufreiben, mithin die ganze Sekte endlich verschwinden würde. Aber diese verschwand nicht, und man erstaunte über die Tapferkeit dieser wilden, und wie die Griechen sie nannten, nur nach Krieg und Menschenblut dürstenden Hunde. Die Grenzdistrikte der ganzen Provinz wurden endlich ihrer Obhut anvertraut. Die thracischen Manichäer kamen in den Besitz von Philippopolis und einer langen Reihe von Dörfern und festen Schlössern, den Schlüsseln Thraciens; und während ihre Scharen sich stets in den griechischen Heeren auszeichneten, setzten sie sich auch hier nach und nach in eine Art von Unabhängigkeit von dem byzantinischen Hofe. Das Bewußtseyn ihrer geleisteten Dienste, in Verbindung mit dem Gefühle ihrer erlangten Stärke, machte sie immer trotziger, und ihre eingebildeten Freiheiten und Rechte ver-

theidigend, widersetzten sie sich eben so hartnäckig den Bischöfen, wie den Befehlen und Anordnungen der Regierung in Constantinopel.

10. Im eilften Jahrhundert machte Kaiser Alexius Comenes einen Versuch, die Sekte, die durch Trotz und Tapferkeit sich Achtung zu verschaffen gewußt hatte, wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Was ihn dazu veranlaßte, war ein, ihm höchst widriger Zufall in dem Krieg gegen die Normänner. Eine Schaar von zweitausend fünfhundert Manichäern hatte nämlich, weil mit dem Kaiser unzufrieden, dessen Heer mitten im Feldzuge plötzlich verlassen, und war nach Hause gezogen. Diesen an Rebellion gränzenden Ungehorsam wagte Alexius nicht auf der Stelle zu bestrafen. Als aber nachher eine günstige Gelegenheit sich darbot, lud er alle ihre Oberhäupter zu einer freundlichen Conferenz ein. Als sie erschienen, wurden sie sämmtlich verhaftet; und den Schuldigen wie den Unschuldigen ließ nun der Kaiser die Wahl zwischen Bekehrung oder ewigem Gefängniß. Von jetzt an faßte der Kaiser den Entschluß, die ganze zahlreiche Sekte für die Kirche, wie für den Staat wieder zu gewinnen. Sobald ihm also Normänner und Sarazenen einige Ruhe gönnten, ging er gegen Ende des Sommers nach Philippopolis, und blieb den ganzen Winter allda. Mit den Häuptern und Lehrern der Manichäer hatte er nun täglich stundenlange theologische Conferenzen. Aber seine wirksamsten Bekehrungsmittel waren kostbare Geschenke, große Geldsummen, Würden, Ehrenstellen, glänzende Versprechungen, mitunter auch Kerker und Banden, in welche er die Widerspenstigsten legen ließ. Sein Bekehrungswerk hatte demnach den besten Fortgang; und voll Trostes und Freude über den, auf seinen

derts erhielten sie eine sehr bedeutende Verstärkung aus Asien. Die nach der Zerstörung von Tefreis in die chalybischen Gebirge geflohenen Manichäer, waren diese ganze Zeit über der Christen unversöhnliche Feinde geblieben; sie dienten öfters in den Heeren der Sarazenen gegen die Griechen, und zeichneten sich stets durch ihre Kühnheit und wilde Tapferkeit aus. Der kriegerische Kaiser Johannes Zymisces, der den Sarazenen diese geheimen Bundesgenossen entziehen wollte, jedoch deren Tapferkeit ehrte, verpflanzte sie jetzt an die Donau, in die Thäler des Berges Hämus, wo er sie gegen die Rossy (Russen), die mit ihren Einfällen um diese Zeit das Reich zu beunruhigen anfingen, besser zu gebrauchen hoffte. Hier leisteten sie treffliche Dienste, und berechtigten noch über dies zu der Erwartung, daß der Krieg gegen die scythischen Barbaren sie nach und nach aufreiben, mithin die ganze Sekte endlich verschwinden würde. Aber diese verschwand nicht, und man erstaunte über die Tapferkeit dieser wilden, und wie die Griechen sie nannten, nur nach Krieg und Menschenblut dürstenden Hunde. Die Grenzdistrikte der ganzen Provinz wurden endlich ihrer Obhut anvertraut. Die thracischen Manichäer kamen in den Besitz von Philippopolis und einer langen Reihe von Dörfern und festen Schlössern, den Schlüsseln Thraciens; und während ihre Scharen sich stets in den griechischen Heeren auszeichneten, setzten sie sich auch hier nach und nach in eine Art von Unabhängigkeit von dem byzantinischen Hofe. Das Bewußtseyn ihrer geleisteten Dienste, in Verbindung mit dem Gefühle ihrer erlangten Stärke, machte sie immer trotziger, und ihre eingebildeten Freiheiten und Rechte ver-

theidigend, widersetzten sie sich eben so hartnäckig den Bischöfen, wie den Befehlen und Anordnungen der Regierung in Constantinopel.

10. Im eilften Jahrhundert machte Kaiser Alexius Comenes einen Versuch, die Sekte, die durch Trotz und Tapferkeit sich Achtung zu verschaffen gewußt hatte, wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Was ihn dazu veranlaßte, war ein, ihm höchst widriger Zufall in dem Krieg gegen die Normänner. Eine Schaar von zweitausend fünfhundert Manichäern hatte nämlich, weil mit dem Kaiser unzufrieden, dessen Heer mitten im Feldzuge plötzlich verlassen, und war nach Hause gezogen. Diesen an Rebellion gränzenden Ungehorsam wagte Alexius nicht auf der Stelle zu bestrafen. Als aber nachher eine günstige Gelegenheit sich darbot, lud er alle ihre Oberhäupter zu einer freundlichen Conferenz ein. Als sie erschienen, wurden sie sämmtlich verhaftet; und den Schuldigen wie den Unschuldigen ließ nun der Kaiser die Wahl zwischen Bekehrung oder ewigem Gefängniß. Von jetzt an faßte der Kaiser den Entschluß, die ganze zahlreiche Sekte für die Kirche, wie für den Staat wieder zu gewinnen. Sobald ihm also Normänner und Sarazenen einige Ruhe gönnten, ging er gegen Ende des Sommers nach Philippopolis, und blieb den ganzen Winter allda. Mit den Häuptern und Lehrern der Manichäer hatte er nun täglich stundenlange theologische Conferenzen. Aber seine wirksamsten Bekehrungsmittel waren kostbare Geschenke, große Geldsummen, Würden, Ehrenstellen, glänzende Versprechungen, mitunter auch Kerker und Banden, in welche er die Widerspenstigsten legen ließ. Sein Bekehrungswerk hatte demnach den besten Fortgang; und voll Trostes und Freude über den, auf seinen

fruchtlos gebraucht. Jene, welche die Grenzen des Reiches Gottes hier auf Erden am meisten erweiterten, zahllose Völker dem süßen Joche des Evangeliums unterwarfen, und mit der Fackel des Glaubens beide Indien erleuchteten, brachten weder Eisen noch Stahl dahin mit, sie bedurften keines weltlichen Arms, überhaupt keiner menschlichen Mittel, mithin auch nicht eines großen, mühsam zusammengetragenen Apparats von Gelehrsamkeit. Aber durch ihren lebendigen, Berge versetzenden Glauben, ihre feurige Liebe zu Gott in Jesu Christo, und ihre immer innigere Vereinigung mit Demselben, erhielten sie eine Erleuchtung von oben, welche menschliche Weisheit nicht kennt, und mit ihr zugleich die nöthigen höhern Kräfte, um jene, das Herz des Ungläubigen wie des Sünders, gleich einem dreifachen Erz umgebende Kruste zu durchdringen, welche nur die, wie himmlischer Thau herabträufelnde Gnade Gottes erweichen kann. Den Verstand des Irrlehrers oder Ungläubigen, auch gegen dessen Willen zu überzeugen, dies vermag der Gelehrte, aber auch das Herz zur Wahrheit zu bekehren, ist nur das Werk heiliger Freunde Gottes. — Noch nie vielleicht war unter dem katholischen Clerus, in Deutschland wie in Frankreich, ein so höchst lobenswerthes, regsames und lebendiges wissenschaftliches Streben erwacht, als jetzt. Ueberall gibt es unter der katholischen Geistlichkeit Männer von hohem Geiste, ungewöhnlichem Talente, reich an Kenntnissen, geschmückt mit der Gabe der Beredsamkeit wie des schriftlichen Vortrages; und selbst stark genug, um auf den Flügeln speculativer Weisheit sich bis zu den höchsten Höhen der Abstraktion zu erheben. Die Schriften, mit welchen sie die Welt beschenken, bringen ihnen Selbst und der Wissenschaft Ehre, sind auch ruhmvoll für Religion und Kirche. Aber demungeachtet geräth eben diese Kirche überall zusehends in stets größern Verfall; immer kühner und zerstörender erhebt der Unglaube sein Haupt, und in einer ungeheuern, immer noch zunehmenden Concentration der mannichfaltigsten Kräfte, erstreckt er sich jetzt schmerzhaft fühlbar über alle, bald möchten wir sagen,

ehemals christlichen Länder. Wohl möchte man also glauben, daß jenem unter unserer ehrwürdigen Geistlichkeit allgemein erwachten wissenschaftlichen Streben und Forschen doch noch Etwas fehle. Gott behüte uns dafür, daß wir diese Liebe zu Wissenschaften, Künsten und Kenntnissen nur von weitem tadeln sollten. Auch Wissenschaft und Gelehrsamkeit sind herrliche Gaben des Himmels, das heißt, wenn sie, frei von aller Eitelkeit und eitelm Selbstruhm, durch ausschließlich nur auf Gott gerichteten Zweck, sich selbst, und die, so ihrer pflegen, geheiliget haben. Ohne diese Heiligung sind sie ein todtes Capital, das für die Ewigkeit, wie für das gemeinsame Heil der Menschen keine Zinsen abwirft, eher noch in dem Buch des Weltrichters die Schuldposten vermehrt. Der fromme Thomas a Kempis äußert irgendwo in seinem himmlischen Büchlein von der Nachfolge Jesu — seiner eigenen Worte können wir uns jetzt nicht gleich erinnern — den Wunsch, daß jeder Centner von Gelehrsamkeit stets auch mit einigen Pfunden wahrer, das heißt, in völliger Selbstentäußerung sich kund gebenden Frömmigkeit vermischt seyn möchte. Diese himmlische Mischung sah die Geschichte vielleicht nie so vollkommen, und so ununterbrochen, als unter des heiligen Ignatius liebenswürdigen Schülern. Daß aus ihrer Mitte eine, beinahe zahllose Menge superiörer Geister hervorging, die gleichsam in das Gesammtreich der Wissenschaften herrschend sich theilten, selbst neue wissenschaftliche Gefilde entdeckten, und unter deren Händen jeder Zweig des menschlichen Erkenntnisses stets nur noch veredelter hervorging; dies ist eine, selbst von ihren erbittertsten Gegnern kaum mehr bestrittene Wahrheit. Und demungeachtet wie vollkommen und innigst war nicht stets in diesem heiligen Orden alle Macht des Genies mit der tiefsten Demuth und liebenswürdigsten Bescheidenheit, der höchste, umfassendste Verstand mit der kindlichsten Einfalt des Herzens, und der ungeheuerste Reichthum von Kenntnissen und Gelehrsamkeit mit der lautersten, nur auf die Ehre Gottes gerichteten Absicht verbunden; und wahrhaftig, wenn der Blick des

7. Unter Michaels Nachfolger, Leo IV., dem Armenier, ward wieder mit vieler Strenge gegen die Sekte verfahren, jedoch keines jener Mittel ergriffen, wodurch das Uebel in seiner Wurzel konnte vertilget werden. Uebrigens war diese Verfolgung nur periodisch, ungefähr so, wie die Laune des Despoten es herbeiführte. Von Leos Nachfolger, Michael dem Stammler, ward die Sekte nicht nur

---

Ewigen auch jetzt noch auf manchem, ganz im Unglauben versunkenen Lande erbarmungsvoll ruhen sollte, mithin dessen Wiedergeburt und Wiederauflebung mit Grund zu erwarten wären; so möchte wohl zu diesem wundervollen Werke unendlicher Erbarmungen Gottes ganz vorzüglich von der Vorsehung gerade jener edle, erhabene und heilige Männerbund wieder berufen seyn, aus dessen Schooße einst die Xaveriusse, die Regis, die Claver, und so viele andere große und heilige Männer hervorgingen, die die Welt erleuchteten, zahllose Seelen dem Verderben entrissen, ganze Familien, ja ganze Städte und Landschaften, in Sünde und Laster erstorben, plötzlich zu einem neuen Leben in Jesu Christo erweckten, die überall, wohin sie kamen, den Segen Gottes mitbrachten, und unter deren Tritten stets die schönsten und wohlduftendsten Blumen des Himmels, Glaube, Hoffnung und Liebe gleichsam von selbst hervorsproßten. — In paucis vexati, in multis bene disponentur; quoniam Deus tentavit eos, et invenit illos dignos se (sap. 3. 5.)

Wir kehren jetzt zu der Geschichte des Manichäismus zurück; und da wir noch öfters im Laufe unserer Geschichte, und selbst in weit spätern Perioden auf denselben wieder werden zurückkommen müssen; so halten wir es nicht für unzweckmäßig, unsere Leser mit den mannichfaltigen Schicksalen dieser, nachher auch für Europa so verderblich gewordenen Sekte jetzt schon, in einem kurzen historischen Grundriß bekannt zu machen.— Die Quellen sind: Pet. Siculus, Zonaras, Cedrenus, Genesius und Anna Comena.

geduldet, sondern selbst geschützt, ja sogar bisweilen begünstiget; denn der öffentlichen Meinung nach war dieser Kaiser selbst dem Manichäismus ergeben, und ein geheimer Anhänger der Sekte. Auch Kaiser Theophilus, des Stammlers Sohn und Nachfolger, behandelte die Paulicianer mit Schonung und Nachsicht. Desto heftiger wüthete die Verfolgung gegen sie unter der Regierung der Kaiserin Theodora, Theophilus Wittwe und Regentin des Reiches während der Minderjährigkeit ihres ungerathenen Sohnes. Von frommem, jedoch nicht von Weisheit geleitetem Eifer entflammt, wollte diese, übrigens sehr einsichtsvolle und tugendhafte Fürstin die Sekte bekehren oder vertilgen. Leider wählte sie zu ihren Apostеln Hofbeamten und Officiere, und diese sollen in kurzer Zeit mehr als hunderttausend Manichäer haben hinwürgen lassen. Aber wilde Verzweiflung bemächtiget sich jetzt der Gemüther; sie ermorden den Bischof von Neocäsarea, wie auch den Gouverneur der Provinz, flüchten sich hierauf in die unzugänglichen Schluchten und Schlupfwinkel des Berges Archäus, und vertheidigen sich hier mit Erfolge gegen die einzelnen, gegen sie ausgeschickten Schaaren. Indessen fehlte es ihnen an einem Oberhaupte; denn Sergius war längst schon von einem seiner Gegner in einem Walde mit einer Hacke erschlagen worden. Diesen Mangel ersetzt jetzt Corbeas, der Sohn eines Manichäers, daher ebenfalls Manichäer, aber ein tapferer und kriegskundiger Officier in der Leibwache des obersten Befehlshabers im Orient *). Er verläßt die Dienste seines

*) Die von der Kaiserin Theodora gesandten, militärischen Glaubensprediger hatten den Vater des Corbeas lebendig spießen lassen. (Cedren. T. 2. p. 541.)

Herrn; entweicht heimlich zu seinen Glaubensgenossen, und versammelt in kurzer Zeit fünftausend der verwegensten Sektirer unter seinen Fahnen. Als ein Feind der Griechen, wird Corbeas von den benachbarten Emirs, und endlich selbst von dem Kaliphen in Bagdad geschützt; und von ihnen begünstiget, erbauet und befestiget er in Unterarmenien, in den Gebirgen zwischen Servas und Trapezunt die Stadt Tefreis, (Cedrenus nennt sie Tephrican, Pet. Sic. Tribricon.) Eine zahlreiche Bevölkerung bedeckte nun bald alle umliegende Hügel. Aber es waren nicht blos die, in keiner Provinz des Reiches mehr geduldeten Paulicianer, welche dahin flohen; auch alles herrenlose, dem Galgen entlaufene oder das Schwert der Gerechtigkeit fürchtende Gesindel, so wie alle, die durch irgend ein Verbrechen sich für immer mit der menschlichen Gesellschaft überworfen hatten, kamen ebenfalls dahin und wurden nun geehrte Bürger der neuen, paulicianischen Gebirgscolonie. Vereint mit den beiden benachbarten Emirs von Melitene und Tarsus, machen die Paulicianer unter ihrem tapfern Anführer Corbeas nun öftere verheerende Einfälle in die umliegenden Provinzen des griechischen Reiches. Der Hof von Constantinopel sieht sich endlich gezwungen, ein starkes, wohl geordnetes Heer gegen dieselben zu senden; aber dies kehrt unverrichteter Dinge nach Hause, und der oberste Befehlshaber desselben, Patronar, Theodorens Bruder, rechnet es sich noch zur großen Ehre, von dem verächtlichen Feinde nicht völlig geschlagen worden zu seyn. Immer schrecklicher und grausamer werden jetzt, unter Corbeas Anführung, die Einfälle der Manichäer in die vorliegenden Provinzen; und für den byzantinischen Hof wird endlich die Schmach so groß, daß ein

zahlreiches, von Theodorens Sohn, dem Kaiſer Michael ſelbſt, geführtes Heer gegen ſie anrückt. Aber auch dieſes wird unter den Mauern von Samoſata mit großem Verluſte in die Flucht geſchlagen. Gleiches Schickſal trifft eine zweite, nicht minder zahlreiche griechiſche Armee; und als die Geiſel Kleinaſiens behaupten ſich nun die Paulicianer, beinahe dreiſig Jahre lang, in ſtolzer, mit ihrem Schwerte errungener Unabhängigkeit.

8. Aber ein noch weit größerer Schauplatz der Verwüſtung öffnet ſich der Rachgier und dem Zerſtörungsgeiſte der Paulicianer unter Corbeas Nachfolger, dem wilden, von hölliſchem Fanatismus entflammten Chryſogeir. In ſteter Verbindung mit den Sarazenen, dringen die Paulicianer jetzt bis in das Herz von Kleinaſien. Die kaiſerlichen Heere werden, eines nach dem andern, zurückgeſchlagen, Nicäa, Nicomedia, Ancyra und Epheſus geplündert und zum Theil verbrannt; die Hauptkirche von Epheſus wird in einen Stall für Pferde und Maulthiere verwandelt, und wetteifernd mit Mohameds Schülern in Verachtung alles deſſen, was den Chriſten heilig und ehrwürdig iſt, entweihen und zerſtören ſie Kirchen, Kapellen und Altäre, erwürgen überall die Chriſten, martern die Gefangenen, wenn ſie nicht mit ungeheuern Loskaufsſummen den Geiz ihrer Feinde befriedigen, langſam zu Tode, und ſuchen an Erfindung neuer Grauſamkeiten, die ſie an gefangenen Prieſtern und Mönchen ausüben, ſich gegenſeitig zu übertreffen. Um die morgenländiſche Chriſtenheit gegen dieſe Unholde zu ſchützen, ſieht ſich der Kaiſer, (Baſilius der Macedonier) endlich gezwungen, bei Chryſogeir um Friede zu bitten. Er bietet ihm reiche Geſchenke an Gold und Silber, und eine Menge

kostbarer seidener Gewande an; nur sollte er die Menschheit nicht länger mehr quälen. Zum Glück verwirft der übermüthige Schwärmer das kaiserliche Anerbieten *); und so schlägt nun für Klein-Asiens Christen endlich die Stunde der Erlösung. Mit einem noch zahlreichern Heere dringt Basilius zum zweitenmale in das Gebiet der Paulicianer. Die drohende Gefahr und das Gefühl der bisher erduldeten Schmach hatten das Heer mit neuem Muth entflammt. Basilius kämpft jetzt für seine Krone, und keine Anstrengung wird gescheuet, um den Erfolg der kaiserlichen Waffen zu sichern. Bevor noch der Feldzug begann, begünstigte schon das Glück das Unternehmen des Kaisers; denn der furchtbare Chrysogeir ward, nach einem abermals sehr erfolgreichen Einfall in Kleinasien, auf seinem Rückzug plötzlich überfallen, gefangen genommen, ihm der Kopf abgeschlagen und dem Kaiser überbracht. Aber mit dem Leben Chrysogeirs schwanden nun auch die Stärke und der Ruhm der Paulicianer dahin. Ohne Anführer und durch den Tod ihres bisherigen Feldherrn entmuthiget, wird das Heer der Paulicianer in allen Gefechten geschlagen, das platte Land mit Feuer und Schwert furchtbar verheert, und endlich die, bis jetzt unüberwindlich scheinende Bergfeste Tefreis erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht. Jetzt flehen die Paulicianer selbst um Friede und Erbarmung. Beides ward ihnen gewährt, aber ein großer Theil

*) Chrysogeir forderte von dem Kaiser nichts geringeres, als daß er mit den Provinzen diesseits des Bosphorus sich begnügen, ihm aber den ganzen Orient überlassen sollte. „Wird er," sagte Chrysogeir, „dies nicht thun, so werden die Diener des Herrn — (so nannten sich diese Schwärmer) — ihn vom Thron stürzen".

war schon entweder in die Länder der Sarazenen, oder die ihnen bekannten Schluchten der armenischen Gebirgskette entflohen. Indessen hatte doch der so sehr gefürchtete Raubstaat der Paulicianer nun ein Ende. (873.)

9. Auch in Thracien hatte die Sekte der Manichäer oder Paulicianer tiefe Wurzeln geschlagen. Schon Constantin Copronymus sandte eine zahlreiche Colonie derselben von den Ufern des Euphrats in Armenien nach Thracien und Constantinopel. Die, welche nach der Hauptstadt kamen, verschwanden bald unter der ungeheuern, auf mancherlei Weise gemischten Einwohnermasse. Aber jene, welche in dem Innern des Landes lebten, blüheten im Stillen fort, und vermehrten, besonders durch sogenannte Bekehrung der Bulgaren, die Anzahl ihrer Anhänger. Mit Ausnahme Leo's des Armeniers wurden die Paulicianer von allen bilderstürmerischen Kaisern, wo nicht immer gerade sehr begünstiget, doch wenigstens geschützt. Der gemeinschaftliche fanatische Haß gegen die Reliquien und Bildnisse der Heiligen war das geheime Band, welches beide Theile aneinander knüpfte. Indessen hielten sich die Paulicianer in Thracien stets sehr stille, sorgten reichlich für das Auskommen ihrer Lehrer und Prediger, die sie auch häufig als Missionaire besonders zu den Bulgaren sandten; und brach auch bisweilen gegen sie ein Sturm aus, so trotzten sie ihm theils durch ihre Standhaftigkeit, theils entgingen sie ihm dadurch, daß sie Bekehrung heuchelten, jedoch mit ihren Glaubensbrüdern in Armenien stets in geheimem Verkehr und engem Einverständniß blieben. Den etwaigen Abgang der Sekte ersetzten sie durch eifrige, unter den Bulgaren gemachte Proseliten. Aber in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhun-

derts erhielten sie eine sehr bedeutende Verstärkung aus Asien. Die nach der Zerstörung von Tefreis in die chalybischen Gebirge geflohenen Manichäer, waren diese ganze Zeit über der Christen unversöhnliche Feinde geblieben; sie dienten öfters in den Heeren der Sarazenen gegen die Griechen, und zeichneten sich stets durch ihre Kühnheit und wilde Tapferkeit aus. Der kriegerische Kaiser Johannes Zymisces, der den Sarazenen diese geheimen Bundesgenossen entziehen wollte, jedoch deren Tapferkeit ehrte, verpflanzte sie jetzt an die Donau, in die Thäler des Berges Hämus, wo er sie gegen die Rossy (Russen), die mit ihren Einfällen um diese Zeit das Reich zu beunruhigen anfingen, besser zu gebrauchen hoffte. Hier leisteten sie treffliche Dienste, und berechtigten noch über dies zu der Erwartung, daß der Krieg gegen die scythischen Barbaren sie nach und nach aufreiben, mithin die ganze Sekte endlich verschwinden würde. Aber diese verschwand nicht, und man erstaunte über die Tapferkeit dieser wilden, und wie die Griechen sie nannten, nur nach Krieg und Menschenblut dürstenden Hunde. Die Grenzdistrikte der ganzen Provinz wurden endlich ihrer Obhut anvertraut. Die thracischen Manichäer kamen in den Besitz von Philippopolis und einer langen Reihe von Dörfern und festen Schlössern, den Schlüsseln Thraciens; und während ihre Scharen sich stets in den griechischen Heeren auszeichneten, setzten sie sich auch hier nach und nach in eine Art von Unabhängigkeit von dem byzantinischen Hofe. Das Bewußtseyn ihrer geleisteten Dienste, in Verbindung mit dem Gefühle ihrer erlangten Stärke, machte sie immer trotziger, und ihre eingebildeten Freiheiten und Rechte ver-

theidigend, widersetzten sie sich eben so hartnäckig den Bischöfen, wie den Befehlen und Anordnungen der Regierung in Constantinopel.

10. Im eilften Jahrhundert machte Kaiser Alexius Comenes einen Versuch, die Sekte, die durch Trotz und Tapferkeit sich Achtung zu verschaffen gewußt hatte, wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Was ihn dazu veranlaßte, war ein, ihm höchst widriger Zufall in dem Krieg gegen die Normänner. Eine Schaar von zweitausend fünfhundert Manichäern hatte nämlich, weil mit dem Kaiser unzufrieden, dessen Heer mitten im Feldzuge plötzlich verlassen, und war nach Hause gezogen. Diesen an Rebellion gränzenden Ungehorsam wagte Alexius nicht auf der Stelle zu bestrafen. Als aber nachher eine günstige Gelegenheit sich darbot, lud er alle ihre Oberhäupter zu einer freundlichen Conferenz ein. Als sie erschienen, wurden sie sämmtlich verhaftet; und den Schuldigen wie den Unschuldigen ließ nun der Kaiser die Wahl zwischen Bekehrung oder ewigem Gefängniß. Von jetzt an faßte der Kaiser den Entschluß, die ganze zahlreiche Sekte für die Kirche, wie für den Staat wieder zu gewinnen. Sobald ihm also Normänner und Sarazenen einige Ruhe gönnten, ging er gegen Ende des Sommers nach Philippopolis, und blieb den ganzen Winter allda. Mit den Häuptern und Lehrern der Manichäer hatte er nun täglich stundenlange theologische Conferenzen. Aber seine wirksamsten Bekehrungsmittel waren kostbare Geschenke, große Geldsummen, Würden, Ehrenstellen, glänzende Versprechungen, mitunter auch Kerker und Banden, in welche er die Widerspenstigsten legen ließ. Sein Bekehrungswerk hatte demnach den besten Fortgang; und voll Trostes und Freude über den, auf seinen

apostolischen Arbeiten sichtbar ruhenden Segen, kehrte er nach Constantinopel zurück. Aber leider bestand aller Vortheil für die Kirche wie für den Staat blos darin, daß der Kaiser den so ungemein wichtigen Posten von Philippopolis, wie noch mehrere andere feste Schlösser den Händen der Manichäer sehr geschickt zu entreißen gewußt hatte; denn sobald Alexius todt war, warfen sämmtliche sogenannte Bekehrten die Maske ab, trennten sich auf das neue von der Kirche, und kehrten zu ihrem alten Wahn wieder zurück. Trefflich verstanden es nun die thracischen Manichäer, die unruhigen, theils durch äußere Kriege, theils durch innere Thronrevolutionen hart bewegten Zeiten zu ihrem Vortheil zu benutzen. Sie ertrotzten und erzwangen für sich mancherlei Privilegien und Freiheiten, und wenn in dieselben die Bischöfe, oder auch selbst die Regierung nur im mindesten einzugreifen es wagten, setzten sie sogleich der Gewalt ebenfalls wieder Gewalt entgegen. In Thracien, Macedonien und Epirus hatte die Sekte nun schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, eben so unter den Bulgaren ganz ungemein sich verbreitet, daher auch das gemeinschaftliche Oberhaupt aller in dem morgenländischen Reiche bestehenden manichäischen Gemeinden, in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert gewöhnlich seinen Sitz in der Bulgarei hatte.

11. Indessen hatten Thraciens manichäische oder paulicianische Schwärmer sich ebenfalls in den abendländischen Reichen, besonders in Italien und dem südlichen Frankreich eingeschlichen, und ihren Wahn auch dort zu verbreiten gesucht. Um nach diesen Ländern zu gelangen, standen ihnen drei Wege offen. Erstens waren schon mit den, von dem griechischen Hofe nach Unteritalien, nach Si-

cilien, Neapel ꝛc. gesandten Armeen, ganze Schaaren unter denselben dienender Manichäer nach Italien gekommen. Zufolge der, jedem Irrthum eigenen Tendenz, sich immer mehr zu verbreiten, und wo möglich zu universalisiren, wurden gewöhnlich alle manichäischen Soldaten, welche den griechischen Fahnen nach Italien gefolgt waren, nun eben so viele fanatische Lehrer und Prediger im Kriegsrock *). Da man in dem griechischen Heere ihre Tapferkeit ehrte, sie auch während des Tumults und der Unruhen des Krieges weder sehr genau beobachten, noch auch in ihrem Treiben beschränken konnte oder wollte, so verbreiteten sie in Italien, sogar in Rom und Mailand, ohne Scheu und Störung ihre aberwitzigen Lehren. — Eben so leicht führte auch die, von den Venetianern, längs dem

*) Daß sich unter den, damals nach Italien gesandten griechischen Heeren stets zahlreiche manichäische Schaaren befanden, darüber finden wir unter andern auch in einem Gedichte Wilhelms des Apuliers eine, offenbar die Manichäer, jedoch deren Lehre ganz falsch bezeichnende Beweisstelle. Der Dichter besingt einen, über die Griechen erfochtenen Sieg, und indem er vorher das feindliche Heer beschreibt, sagt er:

Cum Graecis aderant quidam, quos pessimus error
Fecerat amentes, et ab ipso nomen habebant,
Plebs solet ista patrem cum Christo dicere passum,
Et fronti digito signum crucis imprimit uno,
Non aliam Nati personam quam Patris esse,
Hanc etiam sancti Spiraminis esse docebant etc.

Man sieht, daß die Lehre der Manichäer damals in Italien noch nicht recht bekannt, und blos mancherlei Volkssage darüber im Umlaufe war. Wilhelm der Apulier lebte und schrieb ungefähr in der Hälfte des eilften Jahrhunderts. (Muratori Script. Rer. Ital. T. 5. p. 256. Leibnitzens Vorrede zu des Apuliers Gedicht. P. 251.

adriatiſchen Meere errichtete Handelsſtraße in Dalmatien, wovon eine ſehr beträchtliche Küſtenſtrecke der Republick damals ſchon gehörte, ſie nach Venedig, dem großen Marktplatz der Welt, auf dem alle nur gedenkbare Nationen und Religionen, wie in einem gemeinſamen Mittelpunkt zuſammentrafen, und die dort jedem ankommenden Fremden zugeſicherte Freiheit es ihnen geſtattete, überall mit Eingebornen, wie mit Fremden öffentlich und ganz ohne Scheu von ihrer Lehre zu ſprechen, und deren Grundſätze zum Theil ſchon in die Länder jenſeits der Alpen zu verbreiten. — Endlich war es für die Miſſionäre, welche die Sekte nach allen Ländern und Gegenden ſandte, nicht minder bequem, ſich den, von Jeruſalem zurückkehrenden Karavanen fränkiſcher Pilger anzuſchließen, und unter ſorgſamer Verbergung des Namens ihrer Sekte, und deren ketzeriſchen Lehren, ganz gefahrlos nach Italien, Frankreich, Deutſchland, den Niederlanden und ſelbſt England zu gelangen.

12. Bei den chriſtlicher geſinnten, vom Glauben lebendiger durchdrungenen, daher auch allen Neuerungen ungleich abgeneigtern Abendländern, fand der Manichäismus anfänglich wenig oder gar keinen Eingang, ward auch in jedem Lande, wo er ſich anzupflanzen ſuchte, ſelbſt von den Fürſten ſogleich in ſeinem Entſtehen wieder unterdrückt. Als aber der wirkliche oder vorgebliche Reichthum der Kirchen und Geiſtlichkeit bei den Laien aller Klaſſen, deren habſüchtige Gemüther die, für die Menſchheit ſo wohlthätigen und ſegenvollen Wirkungen des erhöheten Beſitzſtandes der Kirchen nicht einſehen wollten, oder auch nicht zu würdigen verſtanden, nichts als Neid und Mißgunſt erzeugte, und man nun vorſätzlich und boshafter Weiſe einen

recht schneidenden Contrast zwischen dem Wohlstand, dem Ansehen und der Macht der damaligen Geistlichkeit, und dann der evangelischen Armuth und Niedrigkeit der Apostel und deren Jünger vor den Augen des Volkes aufstellte; so gewann auch die Lehre der sogenannten Paulicianer nach und nach immer mehr Credit, und zwar um so mehr, da ihre heuchlerischen Prediger von nichts, als der primitiven Einfalt der ersten Christenheit sprachen, die in den Zeiten der Apostel unter den ersten Christen bestandene brüderliche Gleichheit und Eintracht wieder einzuführen vorgaben, und zugleich auch auf die Pracht und das große Ansehen des höhern Clerus, auf den Reichthum der Bischöfe, Aebte und Klöster sich die heftigsten unverschämtesten Ausfälle erlaubten *). Zu jeder Zeit und in jedem Lande

*) Ganz mit Stillschweigen dürfen wir es jedoch hier nicht übergehen, daß wirklich gegen das Ende des 10. und im Anfange des 11. Jahrhunderts ein sehr großer, die manichäische, unter der Larve evangelischer Einfalt sich verbreitende Ketzerei nicht wenig begünstigender Verfall der Kirchenzucht in den abendländischen Kirchen merkbar ward. Man sehe Muratori Antiq. Ital. med. aev. T. 5. Diss. 60. Hier heißt es: „Neque tamen iisdem vel proximis temporibus defuere scandala enormia, quae pusillos ad religionis alioquin immaculatae contemtum adducere possent. Nam saeculo praesertim decimo quot inaudita monstra multas Episcoporum et Abbatum sedes tenuere aut usurpavere! Cernere quoque passim erat perditos Cleri, ipsorumque monachorum mores: et Ecclesiarum rectores non paucos luporum quam pastorum appellatione digniores. — —. Man sehe auch Bossuet, Hist. des Variat. T. 2 l. 3.) —— Der Herrschaft des Unglaubens oder der Verbreitung allerlei Ketzereien, mithin dem äußern Verfall der Kirche geht stets deren innerer Verfall vorher,

Ferrarischen machte die Sekte ungemeine Fortschritte, bis endlich Kaiser Otto IV. das Land davon reinigte, alle Manichäer, unter welcherlei Namen sie auch bezeichnet seyn möchten, in die Reichsacht erklärte, ihre Privat- wie gemeinschaftlichen Versammlungshäuser niederreißen ließ, sie je wieder aufzubauen verbot, und zugleich alle jene, welche sie in ihre Wohnungen aufnehmen, oder den mindesten Vorschub ihnen leisten würden, in dasselbe Verdammungsurtheil mit hineinzog *).

*) Kaisers Otto IV. Urkunde findet man nach ihrem ganzen Inhalt im fünften Band von Muratoris italienischen Alterthümern. Mehrere Benennungen dieser Sekte kommen darin vor. Der Namen, welche die Manichäer theils sich selbst beilegten, theils in den Abendländern erhielten, gab es unendlich viele. Weil unter den Bulgaren die Sekte sich am meisten verbreitete, sie auch dort ihr höchstes Oberhaupt hatte, nannte man ihre Anhänger in Italien und Frankreich anfänglich Bulgari, verstümmelt, Boulgreß; aus welcher Verstümmelung ein noch jetzt in der französischen Sprache vorhandenes, aber nur von dem rohesten Pöbel gebrauchtes Schimpfwort entstand, welches auch nur zu nennen, schon die Sittlichkeit verbietet. In Oberitalien hießen sie Patherini. Ueber die verschiedenen Bedeutungen dieser Benennung findet man bei Muratori, (Antiq. Ital. T. 5.) auf 2½ Folioseiten mehr als hinreichenden Aufschluß. Wie es scheint, war der Name Patherini in frühern Zeiten eine ehrenvolle Benennung, die aber die weiberlustigen Geistlichen in Italien zu einem Schimpfwort machen wollten, indem sie diejenigen, welche gegen die Ehe der Geistlichen oder deren Concubinat eiferten, Patherini nannten, und sie beschuldigten, daß sie die andern Geistlichen (nämlich jene, welchen es nach Weibern gelüstete) unterdrücken, und in den Augen des Volkes verächtlich machen wollten. Da nun die Manichäer ebenfalls die Ehe lästerten, und zugleich auch die Geistlichkeit überhaupt schmäheten, so ward endlich der Name Patherini auf sie übertragen. Sie selbst nannten sich auch Cathari, die Reinen,

13. Aber den günstigsten und ergiebigsten Boden, wo ihre verkehrte Lehre schneller als irgendwo tiefe und vielfach verzweigte Wurzeln schlagen konnte, fand die Sekte endlich in einem Theile des südlichen Frankreichs. Ein manichäisches Weib, das aus Italien dahin kam, war die erste Bötin der neuen Lehre. Sie war jung und schön, und fand in ihrer reitzenden Gestalt ein sicheres Mittel der Verführung. Zwei Canonici, Heribert und Lisoius, ließen sich zuerst von ihr blenden, wurden ihre Anhänger, und verschafften ihr bald noch mehrere. Als das Weib sah, daß es hier für den Aberwitz ihrer Lehre sehr empfängliche Gemüther gäbe, mithin die Sekte sich eine reiche Erndte versprechen dürfte, ließ sie es ihren Glaubensgenossen wissen. Schaarenweise kamen diese nun über die Alpen, fanden aber anfänglich gar nicht die erwartete Aufnahme. In Orleans, Lyon und noch an andern Orten, wo man Anhänger der Sekte entdeckte, wurden sie ohne weiters lebendig verbrannt. Dies benahm jedoch den Uebrigen nicht den Muth. Eingehüllt in Lug und Trug, sich im Aeußern den Katholiken gleichstellend, und evangelische Sitten-

---

hieraus entstand nun in Italien der Name Guzari. Auch Cathariſten, die Reiniger, wurden sie häufig genannt, weil sie, ihrem Vorgeben nach, aus den Kräutern und andern Früchten — denn das Essen des Fleisches, als einer Schöpfung des Teufels verdammten sie — den mit der bösen Substanz vermischten Theil der göttlichen Substanz ausschieden, mithin die letztere reinigten. An einigen Orten in Italien hießen sie auch Paſſagini, Joſephini, in Frankreich auch Les pauvres de Lyon, und Albigenser von der Stadt Albi am Tarne. Doch einstweilen genug hievon.

einfalt heuchelnd, schlichen sie sich im Lande umher, beschwätzten vorzüglich die niedern Klassen unwissender Landleute und Handwerker, und machten endlich die Landschaft Languedock zum Mittelpunkt der Sekte. Hier machte sie ungemeine Fortschritte, so daß im 13. Jahrhundert die ganze Landschaft, vom Grafen bis zum letzten Landmann, bethört und verführt war. Ein neuer manichäischer Staat erhob sich nun in dem südlichen Frankreich, und alle früher in Armenien aufgeführten Scenen wurden jetzt hier auf das neue wieder gespielt. Toulouse ward ein zweites Tefreis; die Edeln im Lande übernahmen die Rollen eines Corbeas und Chrysogeirs, und um den neuen manichäischen Staat an der Rhone zu zerstören, kostete es in den bekannten Kreuzzügen gegen die Albigenser eben so viel Blut, als die Zerstörung des armenischen Tefreis in den chalybischen Gebirgen nur immer gekostet haben mochte.

14. Durch Feuer und Schwert war nun der Manichäismus in den Abendländern zerstört, jedoch das Uebel nichts weniger als in seiner Wurzel getilget. Zwar gab es keine, förmlich constituirten manichäischen Gemeinden und Versammlungen mehr, auch waren viele Anhänger der Sekte umgekommen, und eben so viele wahrhaft bekehrt worden; aber eine nicht minder bedeutende Zahl hatte durch Flucht sich gerettet, und nach und nach über die ganze Oberfläche von Europa verbreitet; und während einige schwache Ueberreste im Verborgenen in Italien und Frankreich zurückblieben, durchzogen die Uebrigen ganz Deutschland, England, die Schweiz und die Niederlande. In alle Länder brachten sie ihre verkehrte Lehre mit, suchten überall in geheim derselben Anhänger zu gewinnen; und fand auch ihr theils gotteslästerlicher, theils aberwitziger Lehrbegriff in

seinem ganzen Zusammenhang nirgends mehr Eingang *], so wurden doch, je nachdem schon eine gewisse, durch andere Umstände herbeigeführte Disposition dazu in dem einen oder andern Volke lag, einzelne Grundsätze der Sekte mit Beifall aufgenommen **), selbst Geistliche und Klöster nicht selten davon angesteckt; und auf diese Weise künftigen Häresiarchen, z. B. einem Wicklef, Huß, wie auch spätern Reformatoren kräftig in die Hände gearbeitet. Da jedoch der von den Manichäern ausgestreute verderbliche Same nur langsam und allmählig aufging, und ziemlich lange in dem Boden, der ihn erwärmend aufgenommen, ruhete; so hatte man auch, als das schreckliche Unkraut endlich in den meisten Ländern Europens plötzlich in üppiger Fülle hervorsproßte, längst schon den Säemann, der es einst ausstreuete, wieder vergessen; aber unstreitig ist

*) Sowie noch keine Ketzerei sich jemals gleich blieb, entdeckte man auch zu verschiedenen Zeiten eine Verschiedenheit des manichäischen Lehrbegriffes. Sie verwarfen z. B. ehemals die Taufe, und doch entdeckte man nachher eine Art von Taufe bei ihnen, nämlich eine Feuertaufe mit angezündeten Fakkeln und unter mancherlei Ceremonien ertheilt. Wieder später fand es sich, daß eine Handauflegung, die sie die Tröstung nannten, ihnen für die beiden Sacramente der Taufe und Buße galten. (Boss. Hist. d. Var. T. 1. L. 11.

**) Z. B. In der Bibelforschung sich nicht an die Auslegung der Kirche zu halten, sondern blos seiner eigenen Einsicht zu folgen; demnach auch ganz nach Gutdünken die Nichtanerkennung mehrerer von der Kirche in den Canons aufgenommenen heiligen Schriften; ferner die Leugnung der wirklichen Gegenwart in dem heiligen Abendmahl; der Haß gegen die Verehrung der Heiligen und deren Reliquien; der Widerwille gegen alle kirchliche Hierarchie und besonders gegen das Oberhaupt der Kirche ꝛc.

es gerade diese, in dem zehnten Jahrhundert aus Asien nach Europa ausgewanderte, verderbenschwangere manichäische Sekte, welche der abendländischen Kirche und Christenheit die tiefsten, schmerzhaftesten, noch immer blutenden und vielleicht nie mehr heilenden Wunden geschlagen hat *).

*) Der Manichäismus ward auch in Italien die erste Veranlassung zur Einführung der Inquisitionen oder sogenannten Ketzergerichte. Da nämlich die manichäischen Sektirer nicht leicht von den Rechtgläubigen zu unterscheiden waren, auch dadurch, daß sie sich stets hinter Allegorien und Zweideutigkeiten versteckten, nicht wohl von den gewöhnlichen, der Theologie unkundigen, und daher leichter zu täuschenden weltlichen Beamten befragt und in Untersuchung gezogen werden konnten; so ward hiezu in dem päbstlichen Staat eine eigene, mit sehr ausgedehnter Gewalt versehene geistliche richterliche Behörde geschaffen. Man nannte dieses Institut die Inquisition oder das Ketzergericht, und es ward nun sehr frühe auch in Frankreich und andern Ländern eingeführt. (Murat. ant. It. p. 90.) Mit welcher Schonung und Behutsamkeit aber diese geistlichen Gerichte zu Werke gingen, beweisen unter andern die, von Limborg im Jahre 1692 zu Amsterdam herausgegebenen Protocolle der Inquisition von Toulouse, die unter zahllosen Angeklagten, deren Namen allein neunzehn Folioseiten füllen, nur fünfzehn schuldig fand, und da sie keine Hoffnung zu ihrer Bekehrung gaben, dem Arm weltlicher Gerechtigkeit überlieferte. Wenn übrigens die Kirche solche, an der Kirche wie am Staate gleich große Verbrecher den weltlichen Behörden übergab; so verlangte sie deßwegen doch nicht den Tod derselben; sie wollte nur, daß die zeitliche Regierung dergleichen höchst gefährliche Menschen unschädlich mache, es nicht länger gestatte, daß sie ihr, die Seelen tödtendes Gift noch ferner verbreiten. — — Wenn von zwei ganz gleich gestimmten Saiten, die eine ununterbrochen eine gewisse Zeit lang berührt wird, tönt endlich die andere von selbst. Etwas Aehnliches

geschah auch, als der manichäische Wahn in den europäischen Ländern überall im Finstern herumschlich. Mehrere, allen frühern Jahrhunderten völlig unbekannte Ketzereien sproßten, ohne daß man ihren eigentlichen Ursprung entdecken konnte, gleichsam von selbst aus der Erde hervor. Wir wollen hier nur der sogenannten Wilhelminischen Sekte, weil noch sehr wenig bekannt, in Kurzem erwähnen. Am Ende des eilften oder im Anfange des zwölften Jahrhunderts kam aus Böhmen ein mit großer körperlicher Wohlgestalt ausgestattetes Weib (virgo valde decora, pariterque facunda) nach Italien. Sie gab sich für den Fleisch gewordenen heiligen Geist aus, und ihre Mutter sey der Böhmen Königin Constantia, welche der Erzengel Gabriel, wie einst der Mutter Jesu, ihr die Empfängniß und Geburt des heiligen Geistes verkündigend, erschienen sey. Der Sohn Gottes habe die männliche Bildung; Sie aber, der heilige Geist, die weibliche gewählt. Die Gotteslästerin taufte im Namen des Vaters, des Sohnes und in ihrem eigenen Namen. Dieser unbegreifliche, mit offenbarem Wahnsinn vermischte Aberwitz fand in Mailand nicht nur einige, sondern viele Anhänger, sogar unter den Mönchen. Das Weib verkündete ihren Schülern, daß die vier Evangelien jetzt außer Kraft kommen, dafür aber vier andere, auf ihre Eingebung und ihren Befehl geschriebene Evangelien die Welt in Zukunft erleuchten würden. Das römische Pabstthum müßte aufhören, und an die Stelle des Pabstes sollte eine von ihr eingesetzte Päbstin treten. Gleich Christus würde sie ebenfalls nach ihrem Tode aus dem Grabe erstehen, obwohl erst kurz vor der allgemeinen Auferstehung, und dann im Angesicht aller ihrer Gläubigen und Anhänger gegen Himmel fahren; jedoch ebenfalls, wie der Sohn Gottes, vorher den Vornehmsten und Frömmsten unter ihren Anhängern erscheinen. — War das Weib nicht von einem bösen Geiste besessen, so würde ihr ununterbrochenes doch stets mit richtiger Gedankenfolge verbundenes Deliriren für den empyrischen Psychologen ein würdiger Gegenstand der Untersuchung seyn. Selbst nach dem Tode der schändlichen Betrügerin dauerte die Sekte noch eine kurze Zeit fort, bis sie endlich von der

XII.

1. **Abermaliger Triumph der Ikonoklasten im Orient.** — Durch welche verruchte Künste Kaiser Leo der Armenier ein blindes Werkzeug in den Händen der zahlreichen bilderstürmischen Sekte in Constantinopel ward, ist dem Leser schon aus einem der frühern Abschnitte dieses Bandes bekannt. Im Jahre 815, kurz vor Pfingsten brach endlich über der Kirche das von ihren Feinden herbeigeführte Ungewitter aus *). Indessen wurden für jetzt von dem Kaiser noch keine entscheidenden Maßregeln ergriffen, zu diesen schritt Leo erst im folgenden Jahre nach der Entfernung des Patriarchen Nycephorus aus Constantinopel. Auf Befehl des Kaisers mußten dem, uns schon bekannten mit ausgedehnter Vollmacht versehenen Johannes Grammaticus, der auch den Beinamen Lecanomantes

---

geistlichen oder weltlichen Obrigkeit entdeckt, die Leiche der Verführerin, der ihre Anhänger noch immer in Geheim göttliche Ehre erzeigten, ausgegraben, verbrannt oder nach Andern in den Fluß geworfen, und die ganze Sekte in ihrer Wurzel zerstört ward. (Murat. Antiq. Ital. med. aev. T. 6 p. 91—93.) — Unstreitig sind solche abnorme Erscheinungen schreckende Beispiele, in welches Irrsal der Mensch, wenn sich selbst überlassen, am Ende gerathen kann.

*) Nämlich gleich an dem folgenden Tage, nachdem der Kaiser von dem lügenhaften, prophetischen Geistes sich rühmenden Einsiedler so schändlich war mystificirt worden. Man sehe Abschn. V. §. 11. Ueberhaupt möchte es nicht nutzlos seyn, diesen Abschnitt noch einmal zu durchgehen, besonders da Manches von dem, was dort schon gesagt worden, jetzt noch einmal zu wiederholen, höchst überflüssig seyn würde.

führte *), die Bibliotheken sämmtlicher Kirchen und Klöster geöffnet werden. Alle Bücher, welche zu laut sprechende Beweise für die, von jeher in der Kirche eingeführte Verehrung heiliger Bilder und Reliquien enthielten, wurden verbrannt, dafür aber die Schriften der Ikonoklasten desto sorgfältiger hervorgesucht, und alle von ihnen, unter Constantin Copronymus, verfälschten Stellen aus den heiligen Schriften, wie auch aus jenen der Kirchenväter gesammelt und zusammengestellt. Theils auf den Ruf des Kaisers und dessen unseligen Rathgebers, des Lecanomontas, theils auch aus eigenem Antriebe hatten sich indessen viele Bischöfe nach Constantinopel begeben. Die Mehrsten, um die Gunst des Kaisers, dessen Gesinnungen sie schon kannten, durch Verläugnung der wahren Lehre, zu gewinnen; viele Andere jedoch auch, um eben diese Lehre, selbst mit Gefahr ihres Lebens standhaft zu vertheidigen.

2. Um so viel wie möglich mit Anstand zu Werke zu gehen, machte Leo nun auch einen Versuch, den Patriarchen Nycephorus auf seine Seite zu ziehen. Er ließ ihn rufen, reichte ihm die Hand, umarmte ihn wie gewöhnlich, und bat ihn, sich niederzulassen. „Ich bin zwar" nahm hierauf der Kaiser das Wort, „kein Theolog; aber ich bin Kaiser und „Regent, und in dieser letzten Eigenschaft ist es „meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß Ruhe und „Eintracht unter allen Klassen meines Volkes erhalten werden. Nun aber nehmen sehr viele, ja „wohl die meisten meiner Unterthanen ungemeinen

*) Er erhielt diesen Beinamen, weil er seit einiger Zeit mittelst eines Siebes, auch Wahrsagerkünste zu treiben angefangen hatte.

„Anstoß und große Aergerniß an den, in unsern „Kirchen aufgestellten Bildern und deren Vereh„rung. Ja, sie hegen selbst das Vorurtheil, daß „die Verehrung der Heiligen in deren Bildnissen, „was sie sogar eine Abgötterei nennen, die einzige „Ursache der vielen, bisher von Sarazenen und „Bulgaren über das Reich erfochtenen Siege „wären. Um also diese ängstlichen Gemüther voll„kommen zu beruhigen, und jedem Ausbruche, der „die Ruhe des Staates stören könnte, bei Zeiten „zuvorzukommen, wäre es meine Meinung, daß „man ganz füglich von einem Gebrauch ablassen „könnte, von welchem in der heiligen Schrift „keine Erwähnung geschieht, und der auch übrigens „gar nicht zum Wesentlichen unserer Religion ge„hört.“ — Der Patriarch gab sich nun alle Mühe, den Monarchen eines bessern zu belehren. Er erklärte ihm, daß die heiligen Schriften nicht alles enthielten, und die ununterbrochen in allen Kirchen erhaltenen heiligen, mündlichen Ueberlieferungen eine eben so reine Quelle göttlicher Wahrheiten, wie jene wären. Mit der größten Klarheit entwickelte jetzt Nycephorus dem Kaiser die wahre Lehre der Kirche in Beziehung auf die Verehrung der Heiligen in deren Bildnissen und deren Reliquien, führte ihm mehrere der sprechendsten Beweisstellen aus den Schriften der Väter an, und berief sich dann auch vorzüglich auf die Entscheidungen des zweiten nicänischen, ökumenischen Conciliums. Ruhig hörte der Kaiser alles an, äußerte aber am Ende den Wunsch, daß der Patriarch mit Johannes Lecanomantes, und den übrigen Bischöfen, welche entgegen gesetzter Meinung wären, und unwiderlegbare Beweise vorzubringen hätten, sich darüber besprechen möchte.

3. Tief gebeugt, und den nahenden Sturm schon ahnend, verließ Nycephorus den Palast. Von den vielen indessen angekommenen Bischöfen hatte der Hof zwar mehrere, von deren Standhaftigkeit er schon zum voraus überzeugt war, unter mancherlei Vorwand verhaften lassen. Indessen konnte dies, ohne das größte Aufsehen zu veranlassen, doch nicht mit allen geschehen, und es blieben demnach noch viele übrig, die, fest entschlossen, ihr Gewissen dem Hofe nicht zu verkaufen, dem Patriarchen von Constantinopel sich anschlossen. Diese, so viele er ihrer in der Eile zusammenbringen konnte, sammt mehrern Aebten, unter welchen der heilige Theodor Studita sich vorzüglich auszeichnete, versammelte Nycephorus jetzt unverzüglich in der Patriarchalkirche, belehrte sie über den, ihnen bevorstehenden Kampf, und durchwachte mit ihnen die Nacht in gemeinschaftlichem Gebete, daß Gott die Kirche seines Sohnes schützen, das Herz des Kaisers lenken, oder ihnen Kraft und ausdauernden Muth verleihen möge, trotz den sie umgebenden Gefahren, dennoch laut und ungeschreckt, für die Wahrheit zu zeugen. Bei dieser Gelegenheit sprach auch Nycephorus über den Antonius von Syle den Bannfluch der Kirche aus.

4. Durch Lecanomantes zahlreiche Späher ward der Kaiser sogleich von der, vom Patriarchen in der Hauptkirche gehaltenen Versammlung unterrichtet. Heftig ergrimmte Leo darüber; aber vorzüglich war es die, über den Bischof Antonius ausgesprochene Excommunication, welche seinen Zorn noch mehr entflammte; und Nycephorus hatte am Morgen des folgenden Tages mit den übrigen Bischöfen die Kirche noch nicht verlassen, als schon ein Bote des Kaisers mit dem Befehl an den Pa-

triarchen ankam, unverzüglich mit allen seinen Bischöfen und Aebten sich nach dem Palaste zu verfügen. Willig folgten der Patriarch und die Bischöfe dem Rufe des Kaisers, nachdem sie sich noch einmal gegenseitig gestärkt und das Wort gegeben hatten, mit ihren Gegnern sich durchaus in keine neue Untersuchung einer, von der Kirche schon entschiedenen Frage wieder einzulassen. — In der kaiserlichen Burg angelangt, ward zuerst der Patriarch ganz allein in das kaiserliche Gemach geführt. Aber diesmal reichte ihm Leo weder die Hand, noch umarmte er ihn wie gewöhnlich. Im Gegentheil fuhr er ihn hart an. „Wie es scheint," sagte er, „wollt Ihr euch das Ansehen eines Partheichefs geben. Aber wisset, diejenigen, die eine andere, der eurigen ganz entgegen gesetzte Meinung haben, sind zahlreich. Es sind Männer von bekannten Einsichten und hoher Würde, die gewiß nun auch einige Rücksicht verdienen. Meine Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß die Wahrheit allgemein anerkannt werde, und Friede und Eintracht in meinen Staaten herrschen. Mein Wille ist es also, daß Ihr euch unverzüglich mit euern Gegnern in ein Gespräch einlasset." — Der gebieterische Ton des zürnenden Monarchen brachte jedoch den Patriarchen gar nicht außer Fassung. Er antwortete ihm mit der größten Bescheidenheit, erklärte ihm auf das Neue die Lehre der Kirche, versicherte ihn, daß, wenn sein eigener Glaube wanke, er und die übrigen rechtgläubigen Bischöfe, wie die Pflicht es ihnen gebiete, bereit seyen, ihn wieder zu befestigen; nur möge er alten, längst schon von der Kirche verdammten Ketzereien seinen kaiserlichen Schutz nicht leihen, und eben so wenig von ihnen fordern, mit Leuten, denen die Kirche das Anathema gesprochen, sich abermals in eine Discussion

über eine, von einem allgemeinen Concilium schon entschiedene Frage auf das Neue wieder einzulassen.

5. Der Kaiser ließ jetzt die übrigen Bischöfe, welche den Patriarchen nach dem Palaste begleitet hatten, eintreten. Aber auf einen Wink desselben öffneten sich nun auch die Thüren auf der entgegengesetzten Seite des Saals; und alle ikonoklastischen Bischöfe traten ebenfalls herein; mit ihnen zugleich auch alle, ihrem Wahne anhangenden Hof- und Staatsbeamten, Patricier, Senatoren, Großwürdenträger ꝛc. und endlich auch eine halbe Cohorte von der Leibwache, mit blänkenden Waffen und gezückten Schwertern. Dieser kriegerische Apparat sollte die rechtgläubigen Bischöfe schrecken. Aber keinem entsank der Muth. Alle sprachen jetzt mit der ihrer Würde geziemenden Festigkeit. Der Patriarch unterbrach zuerst das, auf einige Augenblicke eingetretene ernste Schweigen. Mit ruhigem Blicke wandte er sich an die, den Kaiser umgebenden Großen, und sagte: "Sprechet, antwortet mir "jetzt. Kann das zerfallen, was nie vorhanden "gewesen ist"? — Stumm und erstaunt schauete das hohe und niedere Hofgesinde einander an; keiner wußte die Frage des Patriarchen zu deuten. — "Sind" fragte Nycephorus auf das Neue "unter der Regierung Leo des Isauriers und dessen Sohnes Constantinus Copronymus, die Bilder in allen Kirchen, wie auf den öffentlichen Plätzen zusammengestürzt und verschwunden? — "Allerdings" riefen jetzt alle wie mit einer Stimme. "Nun," fuhr der Patriarch fort, "so waren sie also vorher "vorhanden, und zwar überall in allen Kirchen "des christlichen Erdkreises; und zu ihrer Hinweg"nahme und Vertilgung haben weder die drei Pa"triarchenstühle von Alexandrien, Antiochien und

„Jeruſalem und noch viel weniger der römiſche „Stuhl ihre Zuſtimmung gegeben.“ Hier unterbrach der Kaiſer den Patriarchen. Er ſey, ſagte er ihm, ganz ſeiner Meinung; da aber ſo viele andere ganz entgegengeſetzte Anſichten hätten, ſo verlange er blos, um alle Gemüther in eine Uebereinſtimmung zu bringen, daß die Frage jetzt gründlich unterſucht werde. Aemilianus von Cyzikum nahm nun das Wort. Er bemerkte dem Kaiſer, daß dies eine rein kirchliche Angelegenheit ſey, mithin, wenn ſie auf das neue verhandelt werden ſollte, nicht der kaiſerliche Palaſt, ſondern eine Kirche der hierzu geeignete Ort wäre. — „Aber ich bin“ fiel der Kaiſer dem Biſchof in die Rede, „ja auch ein Sohn der Kirche; und will blos als ein partheiloſer Schiedsrichter die Gründe eines jeden anhören.“ — „Wenn, gnädigſter Kaiſer!“ erwiederte Michael von Synnada mit edler Freimüthigkeit, „dem wirklich ſo iſt, wie Ihr ſagt; warum widerſpricht denn euer ganzes Benehmen dieſer Zuſicherung? Unſere Gegner werden in euern Palaſt „aufgenommen, ihnen die bequemſten Wohnungen „darin angewieſen, und ſie mit allen Arten von Gnadenbezeugungen von Euch überhäuft. Um dieſe beneiden wir ſie auch wahrhaftig nicht; nur ſchmerzt „es uns, daß ſie gerade dadurch nur noch mehr „aufgemuntert werden, ihren heilloſen Irrthum zu „verbreiten. Zudem werden alle Bibliotheken ihnen „geöffnet, alle Bücher ſtehen ihnen zu Gebote; „während uns alle dieſe Hülfsmittel entzogen werden, blos um uns außer Stande zu ſetzen, die „Wahrheit durch die darin enthaltenen Beweis„ſtellen den Augen der Welt vorzulegen.“ — „Aber warum,“ fiel der Kaiſer wieder ein, „weigert Ihr euch auch zu ſprechen*); iſt dies nicht ein offenba-

*) Der Kaiſer wollte damit ſagen, daß, weil die An-

res Zeichen; daß es euch an Beweisen und euern Behauptungen an hinreichenden Gründen mangelt?" — "Nein! gnädigster Herr," rief jetzt Theophylaktus von Nicomedien, "an Beweisen fehlt es uns nicht, wohl aber an Zuhörern, welche ihre Ohren der Wahrheit öffnen wollen. Und wie könnt Ihr, gnädigster Kaiser! verlangen, daß wir uns mit Gegnern, die Ihr so mächtig schützet, in einen Kampf einlassen sollen? Sogar die Manichäer würden uns besiegen, wenn Ihr euer kaiserliches Ansehen ihrem Wahne leihen wolltet." — Aber am kühnsten äußerte sich zuletzt Euthymius von Sardes. Unter der Kaiserin Irene, sagte er, hat ein ökumenisches Concilium zu Nicäa die Sache entschieden, und Anathema demjenigen, der gegen diese Entscheidung sich zu erheben, und das einmal Entschiedene auf das neue wieder in Frage zu stellen sich erkühnt. Nach den Bischöfen nahm endlich auch der heilige Theodorus Studita das Wort. "Waget es nicht, rief er dem Kaiser zu, die von Gott "in seiner Kirche eingeführte, hierarchische Ordnung "umzustürzen. Der h. Apostel Paulus sagt, Christus "habe in seiner Kirche Apostel, Propheten und "Lehrer geordnet; aber von Kaisern und Königen "sprechen weder Christus noch der Apostel. Ein "ganz anderer und zwar sehr ausgedehnter und "glänzender Wirkungskreis ist Euch angewiesen. "Ihr habt für das Wohl zahlloser Unterthanen zu "sorgen, für die Erhaltung des Reiches, für Ver"waltung und Gerechtigkeitspflege, und befehliget "das Heer, und führet es siegreich gegen die Bar-

dern bereit wären, ihre Gründe vorzulegen; sie aber sich weigerten, darauf zu antworten, dies auch die Ursache sey, warum er gegen die Erstern sich gnädiger und wohlwollender, als gegen sie, erzeige.

„baren, um eure Völker zu schützen, und die Grenzen eures Reiches zu sichern. Dies ist euer erhabener Beruf; begnüget Euch damit, und überlasset die Kirche denen, die Gott zu Wächtern und „Dienern seiner Kirche geordnet hat.“ — Jetzt entflammte der Kaiser in Zorn, warf grimmige Blicke auf die umherstehenden rechtgläubigen Bischöfe, nannte sie eigensinnige Leute, die hartnäckig jeder bessern Belehrung sich entziehen wollten, befahl ihnen sogleich den Palast zu verlassen, und ohne besondern Ruf nicht vor seinen Augen zu erscheinen. — Sobald die Bischöfe sich entfernt hatten, schickte er den Präfekt der Stadt ihnen nach, und ließ ihnen befehlen, sich stille in ihren Wohnungen zu halten, zu keinen Conferenzen sich zu versammeln, und überhaupt sich weder unter einander selbst, noch mit irgend jemand anderem in ein auf die Bilder der Heiligen und deren Reliquien sich beziehendes Gespräch einzulassen. Der Patriarch und sämmtliche Bischöfe versprachen, dem kaiserlichen Befehl zu gehorchen. Einige gaben ihr Versprechen sogar schriftlich von sich. Aber dagegen erhob der heilige Theodor Studita seine Stimme, rügte des Patriarchen und der Bischöfe Versprechen, und sagte, in Angelegenheiten der Kirche müßte man mehr Gott, als den Menschen gehorchen, und die Wahrheit, wenn von ihren Feinden angegriffen und verdüstert, selbst von den Dächern den Leuten verkündigen.

6. Indessen blieb Alles noch eine kurze Zeit auf sich beruhen, und Leo that in seinen bilderstürmerischen Maßregeln für jetzt keinen weitern Schritt. Im Gegentheil ließ er wenige Tage darauf den Patriarchen wieder zu sich rufen, empfing ihn sehr freundlich, und als dieser, den günstigen Augen-

blick benutzend, ihm abermals die Lehre der Kirche auseinander setzte, versicherte ihn Leo, daß er von der Wahrheit derselben vollkommen überzeugt sey; blos um die ängstlichen Gemüther einiger strengen Orthodoxen zu beruhigen, die immer noch befürchteten, die den Heiligen und deren Bildern erzeugte Ehre könnte eine Art Götzendienstes seyn, sey er auf den Gedanken gerathen, die Sache auf das Neue recht gründlich untersuchen zu lassen. Uebrigens sey er völlig mit ihm einverstanden, zog auch, um seinen Worten noch mehr Kraft zu geben, ein Reliquiarium aus seinem Busen, und küßte es mit großer Ehrerbietung in Gegenwart des Patriarchen. — Die Ursache dieser scheinbaren Gesinnesänderung des Kaisers war jedoch blos das herannahende Fest der Geburt unsers göttlichen Erlösers*).

*) An hohen Festtagen, besonders am Weihnachtsfest pflegten die byzantinischen Kaiser in dem Nebengebäude der Kirche, in einem auf das prachtvollste dazu bereiteten Saale mit ihrem ganzen Hofstaate und allen hohen Beamten ihres Reiches zu speisen, und nach aufgehobener Tafel in einem, mit 6, von Würdeträgern geführten, weißen Pferden bespanntem Wagen, mit der Krone auf dem Haupt, den Reichszepter in der Hand, und dem ganzen Schimmer orientalischer Pracht umgeben, mit zahllosem Gefolge, unter dem frohen Zurufe einer herbeiströmenden, ungeheuern Volksmenge, durch die Hauptstraßen von Constantinopel zu ziehen. Seiner Eitelkeit wollte Leo eine, ihm so willkommene Gelegenheit, die Majestät seiner Kaiserwürde in ihrem ganzen Glanze vor den Augen seiner Unterthanen zu entfalten, nicht gern entwischen lassen. Da er aber befürchtete, der Patriarch möchte, wenn er sich jetzt schon durch einen entscheidenden Schritt als Gegner einer Lehre der Kirche erklärte, ihn mit dem Banne belegen, vielleicht gar am Tage des Festes ihm den Eingang in

Wirklich ward auch dies hehre und heilige Fest mit der größten Feierlichkeit begangen, Leo selbst, sobald er mit seinem ganzen Hofe in die Kirche getreten war, näherte sich mit großer Ehrfurcht dem Altar, ließ sich auf ein Knie nieder, und küßte das Altartuch, auf welchem die Geburt unseres Herrn bildlich vorgestellt war, mit der größten Andacht und zur höchsten Freude und Erbauung des Patriarchen, wie dessen ganzer Geistlichkeit. Nichts störte also die hohe Feier des Festes. Die bisher immer näher drohende Gefahr glaubte man nun glücklich vorüber, und den Kaiser noch mehr als vorher in der wahren Lehre der Kirche befestiget.

7. Aber Leo, den alle Geschichtschreiber wegen der Wandelbarkeit seiner Gesinnungen, und der großen Leichtigkeit, mit welcher er jeden Charakter anzunehmen, und in jede Form sich zu schmiegen wußte, mit einem Chamäleon vergleichen, änderte schon, am Tage der Erscheinung des Herrn im Tempel, wieder sein ganzes Betragen. Als er in die Kirche kam, warf er nur zürnende oder verächtliche Blicke auf die umher hangenden Bilder, zeigte dem Patriarchen eine ernste, vielmehr finstere Stirne, und erließ gleich am folgenden Tag ein Edikt, Kraft dessen im ganzen Reiche unter der Strafe der Verbannung und der härtesten körperlichen Züchtigungen verboten ward, bildlichen Vorstellungen eine blos der Gottheit gebührende

---

die Kirche verweigern, wodurch dann natürlicher Weise der glänzende Triumphzug, wo nicht völlig gestört, doch wenigstens ungemein getrübt und freudenleer gemacht worden seyn würde, so suchte er den Patriarchen noch einige Tage hinzuhalten und zu täuschen, welches ihm bei seiner, ihm eigenen meisterhaften Verstellungskunst auch vollkommen gelang.

Ehre zu erweisen. Offenbar war ein Verbot, welches blos auf der falschen Voraussetzung beruhete, daß man die Heiligen und deren Reliquien anbete, eben so albern als überflüssig; auch waren zu keiner Zeit noch die Katholiken je in diese Art abgöttischen Wahns verfallen, eines Irrthums, der ohnehin bei der, über die Verehrung der Heiligen, von der Kirche so klar, so deutlich und so handgreiflich dargestellten und auseinander gesetzten Lehre durchaus unmöglich ist. Indessen täuschte sich niemand über die wahren Gesinnungen des Kaisers, und jedermann betrachtete das Edikt, dessen Absicht und Tendenz kein Geheimniß waren, blos als ein neues feindliches Manifest gegen eine kirchliche Lehre, und den darauf beruhenden seit so vielen Jahrhunderten in allen Kirchen bestehenden Gebrauch. — Die Maske hatte also Leo abgelegt; der entscheidende Schritt war gethan, und um so kühner und thätiger ward nun auch die ganze zahlreiche Schaar der Ikonoklasten. Um desto schneller zum Ziel zu gelangen, faßten diese jetzt gar den teuflischen Vorsatz, den Patriarchen, dessen Standhaftigkeit und großen Anhang unter dem Volke sie gleich stark fürchteten, heimlich ermorden zu lassen. Das gottlose Vorhaben ward jedoch durch einen Geistlichen der Hauptkirche entdeckt; und so scheiterte nun auch an den, von der Geistlichkeit, zur Sicherheit ihres Patriarchen, sogleich getroffenen Maßregeln der ganze bübische Mordanschlag der Ketzer.

8. Als vor ein paar Wochen die rechtgläubigen Bischöfe, mit dem Patriarchen in der Kirche versammelt, sich gegenseitig das Versprechen machten, standhaft und von Drohungen ungeschreckt, die Lehre der Kirche zu vertheidigen, zählte man ihrer ungefähr zweihundert und sechzig. Aber

kaum war jetzt das kaiserliche Edikt erschienen; als die Zahl dieser vermeintlichen Glaubenshelden zusehends dahin schwand; der größte Theil verließ den Patriarchen, und trat zu den, dem Hofe ergebenen, ikonoklastischen Bischöfen über. — Der Kaiser, der jetzt eine große Majorität der Bischöfe auf seiner Seite hatte, und sich seines Patriarchen bald möglichst zu entledigen wünschte, beschloß nun, ihn durch ein förmliches Concilium absetzen zu lassen; und die Bischöfe, mit der Schande nun einmal innigst vertraut, schämten sich auch wirklich nicht, den Patriarchen vor ihre Schranken fordern zu lassen. Durch Einige, die sie aus ihrer Mitte an ihn abordneten, ließen sie ihm sagen: es seyen schwere Klagen gegen ihn bei dem Concilium eingereicht worden; man würde jedoch sich darüber hinwegsetzen, und ihn in dem ruhigen und ungestörten Besitze seines Patriarchenstuhles lassen, sobald er nur in Ansehung der Bilder etwas mehr nachgeben, und den Wünschen des Kaisers und der übrigen Bischöfe sich fügen wollte. — Die Abgeordneten, wie deren Committenten behandelte Nycephorus mit der, ihnen gebührenden Verachtung. „Wer sind diejenigen", fuhr er sie an, „die sich erkühnen, mich richten „zu wollen? Ist es allenfalls das höchste Ober„haupt der Kirche, oder wenigstens ein Prälat von „irgend einem Patriarchensitze? Wie könnt Ihr „glauben, daß ich der Kirchengesetze so völlig un„kundig sey? Schon in euerm Antrage liegt eure „Schalkheit klar am Tage; denn wäre ich wirklich „strafwürdig; so könnte auch meine Ergebenheit in „den Willen des Kaisers mich wahrhaftig nicht so„gleich wieder rechtfertigen." Nycephorus erklärte hierauf die Abgeordneten für excommunicirt, befahl ihnen, die geheiligten Hallen eines bischöflichen Palastes unverzüglich zu verlassen, und rief ihnen

zuletzt noch nach: „Gehet und saget Dem, dessen „Ungnade Ihr mehr als den Zorn Gottes fürchtet, „daß ich nie von einer Entscheidung der Kirche ab„weichen werde, um mich dem Gutachten eines „Johannes Lecanomantes zu unterwerfen.

9. Nach dieser Erklärung des Patriarchen, glaubte Leo, gegen denselben ohne alle weitere Schonung verfahren zu müssen. Die Wirkungen seines Zorns hemmte jedoch eine höchst gefährliche Krankheit des Nycephorus. Das Uebel machte so schnelle Fortschritte, daß man gleich in den ersten Tagen an dem Aufkommen des Kranken zweifelte, ihn endlich für völlig verloren hielt, und Leo nun schon mit Zuversicht hoffte, in einigen Tagen über den Patriarchenstuhl von Constantinopel nach Willkühr verfügen zu können. Aber es dauerte nicht lange, so sah der Kaiser sich in seiner Hoffnung getäuscht. Die Gefahr verschwand; der Patriarch ward zusehends besser, und Leo, voll Verdruß darüber, gab nun einem seiner vertrautern Officiere Befehl, den Patriarchen bei nächtlicher Weile, ganz stille und in geheim aus seiner bischöflichen Wohnung zu entführen. Dieser Befehl ward jedoch entweder falsch verstanden, oder schlecht ausgeführt. Unter Waffengeräusch, Tumult und tobenden Schmähungen gegen den Patriarchen, wurden die Thore des bischöflichen Palastes von einer halb besoffenen Schaar von Soldaten des Nachts gewaltsam erbrochen. Aber durch den schrecklichen Lärm erwachten nun auch die in der Nähe wohnenden Katholiken aus dem Schlafe, eilten zur Hülfe ihres Patriarchen herbei, und da sich zu ihnen sogleich auch noch andere Volkshaufen rotteten, so standen Soldaten und Volk schon im Begriffe, in blutiges Handgemenge zu gerathen; als glücklicher Weise der

Feldherr Thomas, einer von Leos ehemaligen Waffengefährten herbei kam. Durch die Versicherung, der Kaiser habe nichts dergleichen befohlen, suchte Thomas das Volk zu beruhigen, trieb die, in den erzbischöflichen Palast schon eingedrungenen Soldaten aus demselben wieder heraus, verschloß die Thore desselben, und gab dem Officier Befehl, seine Schaar unverzüglich in ihr Quartier zurückzuführen; worauf nun auch das Volk wieder ruhig auseinander ging, und sich zerstreute. Als Thomas am Morgen des folgenden Tages dem Kaiser über den nächtlichen Vorfall die nöthige Meldung machte, versicherte Leo, keinen Befehl dieser Art gegeben zu haben. Da aber Thomas das kaiserliche Camäleon schon kannte, sagte er ihm gerade zu, daß, wenn er sich seines Patriarchen zu entledigen wünschte, hiezu weder Soldaten noch andere gewaltsame Maßregeln nothwendig wären. Er dürfte demselben nur einen Befehl, sich zu entfernen, einhändigen lassen, und zugleich einige Leute schicken, um den noch schwachen, durch seine letzte tödtliche Krankheit völlig entkräfteten Patriarchen im Gehen zu unterstützen. Der Rath des alten Waffenbruders ward von dem Kaiser befolgt, und Nycephorus gleich in der folgenden Nacht von einigen Soldaten ganz in der Stille aus seiner erzbischöflichen Wohnung hinweggeführt, auf dem Bosphorus eingeschifft, zuerst nach dem Kloster Agathos, und bald darauf nach dem noch weiter entfernten, und von ihm ebenfalls erbauten Kloster des h. Theodors gebracht *).

*) Als das Schiff, welches den heiligen Patriarchen Nycephorus an den Ort seiner Verbannung führte, auf der Höhe des Meeres in gleiche Richtung mit dem, obgleich mehrere Meilen entfernten, in der Gegend

10. Alle diese Scandale hatten in der österlichen Zeit statt. Um aber das Fest der Auferstehung des Erlösers noch mehr zu entweihen, ward am ersten Tage desselben (1. April 815.) Theodotus Cassiteras, Stallmeister des Kaisers und bisheriger Commandant einer Cohorte der Leibwache auf den, nicht erledigten, sondern nur seines wahren

---

von Sinagria liegenden Kloster des Abtes Theophanes kam, sagte dieser seinen Mönchen, daß es die Pflicht erfordere, einem, bei ihrem Kloster vorüber reisenden, sehr ehrwürdigen und hoch angesehenen Manne die, ihm gebührenden Ehrenbezeugungen zu erweisen. Mit seinen Mönchen, mit brennenden Kerzen und Rauchfässern ging also jetzt Theophanes sogleich eine Strecke auf das Feld, legte sich sammt seinen Mönchen mit einem Knie auf die Erde, und blieb einige Zeit in der Stellung Eines, der einen Höhern um dessen Segen bittet, und ihn auch von ihm erhält. In demselben Augenblicke erhebt auch der heilige Nycephorus sich in dem Schiffe, sagt seinen Begleitern, daß er die von dem Abte Theophanes ihm erwiesene Ehrenbezeugung jetzt erwiedern müsse, steigt auf das Verdeck des Schiffes, und ertheilt in der Richtung nach dem erwähnten Kloster, nun wirklich dem Theophanes und dessen Mönchen seinen Segen. Beide hatten jedoch, weil, wie gesagt, mehrere Meilen von einander entfernt, sich nicht gesehen, auch keiner von dem andern das mindeste gewußt. Nycephorus versicherte hierauf die Umstehenden, daß der fromme Abt nun bald, gleich ihm, mit der nämlichen Krone gekrönt werden würde. (Cedren. Comp. T. 2. p. 489.) — — Wer gewürdiget wird, irgend Etwas in dem Lichte Gottes zu schauen, vor dem verschwinden Raum und Zeit, die nur in der sinnlichen nicht in der geistigen Welt herrschen. Obschon also beide heilige Männer mit ihren leiblichen Augen sich nicht sahen, konnten sie doch im Geiste mit der nämlichen, wo nicht noch, größern Klarheit einander sehen, sich begrüßen, trösten und segnen.

Patriarchen auf die ungerechteste Weise beraubten Stuhl von Constantinopel erhoben. — Sobald die Tage der österlichen Feier vorüber waren, berief der Kaiser, unter dem Vorsitze des neuen Patriarchen ein sogenanntes Concilium zusammen. Zum Versammlungsort ward die Sophienkirche gewählt. Eine Menge von Bischöfen fand sich dabei ein, auch der Sohn des Kaisers; aber Leo selbst erschien nicht, weil er dennoch einiges Bedenken trug, — O, des gewissenhaften Monarchen! — eine neue Glaubensformel zu unterschreiben, welche mit jener, die er bei seinem Regierungsantritt unterzeichnete, in offenbarem Widerspruch wäre. Zu dem saubern Concilium waren auch alle Aebte der Klöster von Constantinopel und der umliegenden Gegend eingeladen; aber keiner derselben erschien, und im Namen sämmtlicher Klöster und deren Vorsteher sandte der heilige Theodor Studita an das Afterconcilium ein Schreiben, in welchem sie erklärten, „daß zufolge der heiligen Canons sie an keinem Akt in irgend einer kirchlichen Angelegenheit, besonders wenn dieselbe eine Glaubenslehre beträfe, anders Antheil nehmen dürften, als blos mit Zustimmung und unter der Leitung ihres heiligen Patriarchen. Zudem hätten sie auch vernommen, daß der Zweck der Versammlung wäre, das zweite nicänische allgemeine Concilium über den Haufen zu werfen; eine Gottlosigkeit, an welcher sie keinen Antheil nehmen könnten, indem sie sich zu der, auf schriftlicher und mündlicher heiligen Ueberlieferung, wie auch auf den Entscheidungen des siebenten ökumenischen Conciliums beruhenden, und von allen Kirchen des christlichen Erdkreises angenommenen Lehre bekenneten, und nie davon abweichen würden, auch wenn selbst, was jedoch unmöglich wäre, die beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus, oder auch

ein Engel vom Himmel kommen, und das Gegentheil predigen sollten. Uebrigens seyen sie bereit, lieber alles zu dulden, als ihren Glauben zu verläugnen.“ Die, welche dieses Schreiben überbrachten, waren zwei Mönche, die, nachdem jeder zum Lohn seiner Bemühung hundert Hiebe mit einem Ochsenzähmer erhalten, derb durchgeprügelt in ihre Klöster wieder zurückgeschickt wurden.

11. Das Afterconcilium hielt drei Sitzungen. In der ersten ward die Glaubensdefinition des unter Constantin Copronymus gehaltenen Conciliums, das die Ikonoklasten das siebente ökumenische Concilium nannten, vorgelesen, auf das Neue bestätiget, und dem wahren zu Nicäa gehaltenen siebenten ökumenischen Concilium, wie auch den beiden rechtgläubigen Patriarchen von Constantinopel*) das Anathema gesprochen. In der zweiten Sitzung wurden einige der rechtgläubigen Bischöfe vorgeführt. Durch Mißhandlungen, Drohungen und Verheißungen hoffte man sie für die Sache der Bilderstürmer zu gewinnen. Als sie in die Kirche traten, fielen sogleich einige Cleriker über sie her, und zerrissen ihnen ihre bischöflichen Kleider**). Man ließ sie hierauf, gleich Angeklagten und Verurtheilten einige Zeit dicht an der Kirchenthüre stehen. Auf Befehl des präsidirenden Patriarchen, traten sie endlich in die Mitte der Versammlung. Man ließ ihnen die Wahl, entweder den, gestern gegebenen Entscheidungen des Conciliums beizustimmen, oder ihre bischöflichen Stühle zu verlieren.

*) Nämlich dem Tarasius und Nycephorus.

**) Das Zerreißen der bischöflichen Kleidung war eigentlich das Zeichen der Entsetzung eines Bischofes ohne Hoffnung, auf seinem bischöflichen Stuhle je wieder hergestellt werden zu können.

Als sie das Letztere wählten, riß man sie auf die Erde, trat ihnen mit einem Fuß auf die Gurgel, und sprach ihnen das Urtheil der Entsetzung und ewiger Verbannung. Man erlaubte ihnen endlich wieder aufzustehen; aber nun mußten sie rückwärts zur Kirche hinausgehen, und während dieses schmähligen und langsamen Rückschreitens, ihr Gesicht den bübischen Mißhandlungen, dem Speichel und den Faustschlägen der wüthenden Ikonoklasten preisgeben. Vor der Kirchenthüre harrte ihrer schon eine Rotte Soldaten, die sie in die verschiedenen, ihnen einstweilen bestimmten Gefängnisse abführte. — Nach dieser, eines solchen Conciliums und solcher Bischöfe würdigen Scene, ward die neue Glaubensdefinition aufgesetzt, jedoch erst in der dritten, auf den folgenden Tag festgesetzten Sitzung von dem Sohne des Kaisers, dem Patriarchen und den übrigen Bischöfen unterzeichnet.

12. Sobald die Entscheidungen des Aftercons ciliums und dessen Glaubensdefinition bekannt gemacht waren, schien ein, bisher unbekannter Dämon der Zerstörung in die ganze Sekte gefahren zu seyn. In dem buchstäblichen Sinne des Worts ward jetzt in dem ganzen Reiche gegen alle heilige Abbildungen wahrhaft Sturm gelaufen. Ueberall wurden die Bilder unter den gräßlichsten Blasphemien herabgerissen, zerstückt und deren Trümmer umher geworfen; die auf den Wänden der Kirchen gemalten Bilder, wie auch alle Vorstellungen heiliger, aus dem alten oder neuen Bunde entnommener Ereignisse wurden dicht mit Kalk überführt, alle heiligen Gefäße zerschlagen, alle Altartücher zerrissen, die Reliquien der Heiligen überall entweiht, alle Kerker und Gefängnisse im ganzen Reiche endlich mit rechtgläubigen Priestern, Mön-

chen und Laien gefüllt; und an Tollheit, Raserei und Grausamkeit gegen die Rechtgläubigen suchten nun, um die Gunst des Kaisers zu gewinnen, die ikonoklastischen Bischöfe, wie die Statthalter in den Provinzen, immer Einer den Andern, wo möglichst, noch zu übertreffen. Unter den Bischöfen, die vor Andern durch viele Leiden und stilles Dulden sich auszeichneten, nennt die Geschichte vorzüglich den Theophylaktus von Nicomedien, Michael von Synada, beide Zöglinge des Patriarchen Tarasius, ferner Amiliqnus von Cycicum, Gregorius von Mythilene, und den, wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen stehenden Euthymius von Sardes. Alle fünf errangen die Palme heiliger Bekenner, und wurden von der Kirche den Heiligen beigezählt. Unter den Aebten, welche ihres Glaubens wegen harte Verfolgung und jede Art von Schmach erduldeten, verdienen nachstehende vorzüglich bemerkt zu werden. 1. Der heilige Nicetas, Vorsteher der Mönche von Medicion *). 2. Der heilige Macarius von Pelicite, dem die vielen, während seines Lebens, schon durch die Kraft Gottes gewirkten Wunder den Namen eines Wunderthäters zugezogen hatten **). 3. Der heilige Johannes von

*) Er war ein naher Verwandte der Kaiserin Irene; bekleidete ehemals hohe Ehrenstellen, sah sich im Besitze fürstlicher Reichthümer; entsagte aber allem diesem, und ging in ein Kloster, wo er fand, was die Welt und ihre glänzendsten Schemen ihm nicht bieten konnten, und am Ende sogar Schmach und Verfolgung des Namens Jesu wegen.

**) Unter andern hatte er kurz vor dem Ausbruch der Verfolgung einen sehr angesehenen Patricier, Namens Paulus, und dessen Gemahlin von einem, allen Künsten der Aerzte trotzenden, und daher allgemein für unheilbar gehaltenen Uebel befreiet.

Catharos, der, begnadiget mit der Gabe der Weissagung, schon lange vorher, bevor noch der Armenier den Thron bestiegen, die nahende Verfolgung und die Zeit, wann sie beginnen würde, vorhergesagt hatte. 4. Der heilige Theodorus Studita, und endlich 5. der, von der griechischen Kirche ebenfalls den Heiligen beigezählte Geschichtschreiber und Abt Theophanes. Mehr gequält und härter verfolgt, als alle übrigen rechtgläubigen Mönche wurden die 5 hier genannten heiligen Aebte blos deßwegen, weil der Kaiser, des großen Ansehens wegen, in welchem sie bei dem Volke standen, sie durchaus, es koste, was es wolle, zu seinem ketzerischen Wahn hinüber ziehen wollte. Für jeden seiner vereitelten Versuche ließ Leo die heiligen Bekenner stets härter und grausamer behandeln. Der Abt Theophanes z. B. ward mehrmals nach Constantinopel geschleppt. Dem größten Mangel an allem ausgesetzt, kaum noch mit einigen schmutzigen Lumpen bedeckt, und Hunger, Durst und Kälte ruhig ertragend, mußte er hier gewöhnlich von einem Gefängniß in einen immer noch qualvollern Kerker wandern. Als man ihn, da er schon sehr schwer krank war, zum letztenmale nach Constantinopel brachte, übergab ihn der Kaiser dem Johannes Lecanomantes, den man unter den Ikonoklasten für den größten Dialektiker hielt, zur Bekehrung. Natürlicher Weise scheiterten an dem eben so gelehrten, als frommen Theophanes des Lecanomantes dialektische Künste; und nun ward der kranke, an den heftigsten Steinschmerzen darnieder liegende Greis in einen engen unterirdischen Kerker geworfen. Nachdem er länger als ein ganzes Jahr in diesem teuflischen Loch geschmachtet hatte, ward er auf die Insel Samothrace verbannt, wo er, jeder ärztlichen Hülfe beraubt, drei Wochen nachher, und einige

Monate vor der Ermordung des Kaisers Leo, starb.

13. Aber am thätigsten unter allen heiligen Bekennern blieb selbst mitten in der heftigsten Verfolgung der heilige Abt Theodorus Studita. Keine Art von Mißhandlung, wie grausam sie auch seyn mochte, konnte seinen Eifer erkalten, oder seine Thätigkeit lähmen. Aus seinem Kerker und aus den entferntesten Orten seiner Verbannung schrieb er an alle verfolgten Bischöfe, Aebte, ausgezeichnete Laien und rechtgläubige, unter dem Druck der Ketzer seufzende Gemeinden. In allen seinen Briefen entwickelte und bewies er mit den einleuchtendsten Gründen die wahre Lehre der Kirche. Die Einen suchte er zu unterrichten und zu warnen, die Andern zu trösten und zu stärken, aber alle zur Beharrlichkeit im Glauben und ausdauernden Standhaftigkeit im Leiden zu ermuntern Theodor schrieb auch an den heiligen Vater nach Rom, wie auch an die, unter dem Joch der Muselmänner lebenden Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, entwarf in seinen Briefen ein schauerliches Gemälde der jetzt in der morgenländischen Kirche wüthenden Verfolgung, und forderte den heiligen Vater, wie auch die drei Patriarchen auf, nunmehr laut und ungescheut für die wahre Lehre zu zeugen. Theodors Absicht dabei war nicht, den Lauf der Verfolgung zu hemmen, oder wenigstens dieselbe zu mildern; sondern blos stets noch mehrere Zeugnisse für die Wahrheit zu sammeln, und deren verstockte Gegner gleichsam unter der Last der gehäuften Beweise zu ersticken. Dieser thätige und weit verbreitete Briefwechsel konnte dem Kaiser nicht lange unbekannt bleiben. Er gab also einem gewissen Nicetas den Befehl, den Theodor noch tiefer

in das Herz von Kleinasien an einen unbekannten Ort, Namens Bonita, führen und dort so strenge bewachen zu lassen, daß er niemand sehen, und noch weniger mit irgend jemand sprechen könnte. Der Heilige ließ sich dies sehr gerne gefallen. Jeder Ort, sagte er, sey ihm gleich erwünscht; aber nichts würde seine Zunge fesseln können, und Gott ihm schon die Mittel verschaffen, auch in den entferntesten Gegenden der Wahrheit lautes, nie verstummendes Organ zu bleiben. Als bald darauf der Kaiser auch diese Aeußerung des Theodors erfuhr, erzürnte er noch heftiger gegen denselben, und gab dem nämlichen Nicetas den Auftrag, unverzüglich nach Bonita zu eilen, und den unbeugsamen Abt mit Geiselhieben bis auf das Gebein zerfleischen zu lassen. In Bonita angekommen, machte Nicetas den erhaltenen Befehl sogleich dem Theodor kund, und dieser, statt zu erschrecken, bezeugte im Gegentheil seine größte Freude darüber; längst schon, sagte er, habe er dieses erwartet, längstens schon sehnlichst gewünscht; warf hierauf sein Oberkleid ab, und bot seinen entblößten Rücken den Streichen dar. Als aber jetzt Nicetas den, durch anhaltendes Fasten, durch Abtödtungen und Bußübungen jeder Art, ganz zum Gerippe gewordenen Körper des Heiligen erblickte, ward er bis zu Thränen gerührt. Unter dem Vorwand, daß er, um des Kaisers strengem Befehl desto mehr Genüge zu leisten, die Execution mit eigenen Händen vollziehen wolle, gebot er den Gerichtsdienern sich zu entfernen, warf hierauf ein starkes Thierfell über die Schultern des Heiligen, und schlug dann so kräftig darauf zu, daß man jeden Streich vor der Thüre hören konnte. Als er endlich glaubte, daß des getriebenen Spieles genug wäre, schürzte er den Aermel seines Oberkleides auf, machte sich an dem Arm eine ziemlich

starke Wunde, ließ das Blut auf die Geisel herabfließen, und verließ dann halb außer Athem das Gefängniß, indem er im Vorübergehen den draußen Stehenden, das noch von dem Blute des Gezüchtigten triefende Werkzeug der Bestrafung desselben zeigte. — O, des edeln Nicetas, der, obgleich verdammt, der Knecht eines erbarmungslosen Despoten zu seyn, dennoch dessen Grausamkeit, nicht ohne eigene Gefahr, so gewaltig zu täuschen sich erkühnt hatte *)! — So lange Kaiser Leo lebte, dauerte die Verfolgung mit gleicher Heftigkeit fort. Nach Leos Tod hörte sie in den ersten Regierungsjahren Michaels des Stammlers auf; begann aber, obgleich mit weniger Heftigkeit bald wieder auf das neue, und wüthete dann auch unter Michaels Nach-

*) Theodor mußte in der Folge noch vieles dulden und leiden; denn von jenen, welche der Kaiser nachher, um ihn zu quälen, absandte, glich keiner dem edeln Nicetas. Theodor erhielt einmal so viele Streiche, daß man ihn für todt auf der Erde liegen ließ. Es dauerte mehrere Monate, bis er seine Gesundheit wieder erhielt. Ganze Stücke faulen Fleisches hatte man ihm aus dem Rücken schneiden müssen. Am härtesten verfuhr mit ihm der ikonoklastische Bischof von Smyrna, der es bei dem Kaiser schon dahin gebracht hatte, daß dem Theodor die Zunge aus dem Halse sollte geschnitten werden; und nur Leos gewaltsamer und unvermutheter Tod schützte den Heiligen gegen diese grausame Verstümmelung. Von Michael erhielt mit den übrigen Bekennern auch Theodor seine Freiheit wieder, lebte noch einige Jahre und starb im Jahre 826. Von der Kirche ward Theodor den Heiligen beigezählt, und sein Körper, 18 Jahre nach seinem Tode, als eine heilige Reliquie, unter der Regierung der Kaiserin Theodora nach Constantinopel gebracht.

folger, dem phantastischen Theophilus fort, nur bald mehr bald weniger heftig, so wie die wechselnden Launen des Despoten es geboten, bis endlich nach dessen Tod eine weise und gottesfürchtige Fürstin abermals der Kirche den Frieden gab, und hierauf, nach beinahe dreißigjähriger Herrschaft der Ketzerei, das Licht der wahren Lehre auf allen Leuchtern der morgenländischen Kirchen wieder in seiner ersten und ungetrübten Reinheit flammte.

XIII.

1. Zustand der orientalischen Kirchen in den Ländern des Kaliphats. — Umsonst würde man jetzt in diesem Theile des Orients jene hehren Leuchten suchen, die hier einst die Kirche Gottes verherrlichten, und durch ihren weit verbreiteten Glanz selbst die Nacht der entferntesten Länder erhellten. Mohamedanisches Götzenthum, und christlicher, oder vielmehr unchristlicher Sektengeist hüllten sie längst schon in jenen dichten und düstern Nebel, den ihr, ohnehin jetzt allmählig erlöschendes Licht am Ende kaum mehr zu durchdämmern vermochte. Neben den, in den grauesten Zeiten des Christenthums von Aposteln und Evangelisten gegründeten Stühlen erheben sich nun eben so viele, von Häretikern gegründete, nicht minder mächtige, ja wohl größtentheils vorherrschende Stühle; und in Alexandria, wie in Antiochien, und hier wie selbst in Jerusalem finden wir jetzt neben dem Patriarchen der Melchi-

ten *), ſtets auch einen Patriarchen der Jacobiten **).

*) Von Melek oder Maleck, in den ſemitiſchen Sprachen Fürſt, König. Da die wahren, von der Kirche nicht getrennten Katholiken ſich zu dem Glauben des Patriarchen von Conſtantinopel, mithin auch zu jenem des griechiſchen Kaiſers bekannten; ſo wurden ſie von den andern, wie auch von den Sarazenen Melchiten, d. i. Königlich- oder Kaiſerlichgeſinnte genannt.

**) Von Jacob Baradäus, Biſchof von Edeſſa, welcher in der Hälfte des 6. Jahrhunderts das Oberhaupt der, damals beinahe völlig vertilgten Sekte der Monophyſiten ward. Die Jacobiten wußten ſich des Umſtands, daß die Melchiten gleichen Glaubens mit den Kaiſern in Conſtantinopel waren, trefflich zu bedienen, um ſie bei den, der chriſtlichen Kirchenverfaſſung völlig unkundigen Kaliphen und deren Statthaltern, als eifrige Anhänger der Kaiſer und heimliche Feinde der Herrſchaft der Sarazenen immer mehr und mehr zu verdächtigen. — — Auch gegenwärtig gibt es in dem Orient noch Melchiten und Jacobiten. Die Erſtern, obgleich ſie, um ſich von den Jacobiten und Neſtorianern zu unterſcheiden, ſich ſelbſt die Katholiſchen und Apoſtoliſchen nennen, gehören jetzt nicht mehr zu den Rechtgläubigen, ſondern zu den nicht unirten Griechen; da ſie jedoch, gleich dieſen, die beiden Concilien von Epheſus und Chalcedon annehmen, und auch in allen Dogmen, bis auf den römiſchen Primat und den Ausgang des heiligen Geiſtes von dem Sohne, mit der katholiſchen Kirche übereinſtimmen; ſo werden ſie auch blos als Schismätiker, die Jacobiten aber, welche die ſo eben erwähnten beiden Concilien verwerfen, als Häretiker betrachtet. Außer dieſen gibt es jetzt vorzüglich in Meſopotamien und Perſien, auch noch Neſtorianer, die in Oſtindien Thomaschriſten heißen. Aber die zahlreichſte und am weiteſten verbreitete Sekte iſt noch immer jene der Jacobiten. Sie theilt ſich in folgende 4 Hauptzweige, nämlich a)

2. Obgleich der Muſelmänner Druck ſchon ſchwer auf den Katholiken laſtete; ſo waren doch die geheimen Verfolgungen, welche ſie von den monophyſitiſchen Sekten erdulden mußten, für ſie oft noch ungleich läſtiger und verderblicher. Uebrigens war auch die Behandlung, welche ſie von den Muſelmännern erfuhren, nichts weniger, als ſehr milde, und die Einſchränkungen, welche die Politik der Kaliphen, oder deren Frömmelei ihnen auflegten, waren eben ſo hart, als erniedrigend und entwürdigend *). Indeſſen gab es für ſie doch auch wieder

die ſyriſche Kirche. b) Die Aethiopiſche oder Abyſſiniſche. c) Die Koptiſche und endlich d) Die Armeniſche. Unter Pabſt Pius VI. hat ſich jedoch die ſyriſche Kirche gröſtentheils mit Rom förmlich ausgeſöhnt und vereiniget. (Caes. Brancadoro Coll. allocut. hom. ac epist. Pii VI.) Auch die Armenier haben im vorigen Jahrhundert, vorzüglich in dem türkiſchen Armenien, ſich mit den Katholiken vereiniget. — Was die gegenwärtig noch in Meſopotamien und Perſien verbreitete, und unter zwei Patriarchen ſtehende neſtorianiſche Sekte betrifft; ſo ſoll, nach Huths Verſuch einer Kirchengeſchichte des 18. Jahrhunderts, im Anfange der zweiten Hälfte deſſelben der, zu Moſul reſidirende neſtorianiſche Patriarch mit 80,000 Seelen ſeines Sprengels die katholiſche Glaubenslehre angenommen haben, und dieſem Beiſpiele einige Jahre nachher (1770) auch der neſtorianiſche Patriarch zu Kurdiſtan gefolgt ſeyn, und gleichfalls die neſtorianiſche Irrlehre abgeſchworen haben. Ob aber auch nachher die, dieſem Patriarchat untergeordneten ſieben Suffraganbezirke das Nämliche gethan haben, davon hat man bis jetzt noch nichts erfahren.

*) Die Chriſten mußten ſich durch niedrigere Kleidung, beſonders durch Turban und Gürtel von weniger geſchätzten Farben, von den Muſelmännern unterſcheiden; durften weder auf Pferden nach Maulthieren,

glücklichere Zwischenzeiten, wo die Gesetze sie gegen Privatbeleidigungen schützten, ihre Kirchen und deren Eigenthum sicherten, und wo es ihnen sogar bisweilen gestattet ward, hie und da dem Erlöser eine neue Kirche zu erbauen. Aber dem launigen Wechsel von Gnade oder Ungnade eines Despoten, oder dessen Statthalter preisgegeben, blieb ihr Zustand doch immer nur höchst precär, ein Umstand, der natürlicher Weise die Zahl der Rechtgläubigen nicht mehrte, im Gegentheil sie oft zusehends verminderte *).

3. Zudem vermehrten die Muselmänner auch

sondern blos auf Eseln, und zwar nach Weiberart reiten; vor dem geringsten Muselmann aus dem gemeinsten Volke mußten sie, wenn sie ihm begegneten, sich tief verbeugen, vor den Vornehmern sogar niederknieen; dem Einen wie dem Andern in den Bädern und an allen öffentlichen Orten sogleich Platz machen. Ihre öffentlichen wie Privatgebäude mußten niedriger und von einem kleinern Umfange seyn; hierzu war ihnen ein bestimmtes, ziemlich beschränktes Maß gesetzt. In ihren Kirchen durften bei dem Gottesdienst weder lauter Gesang noch Glockengeläute erschallen. Mit einem Muselmann vom Christenthum zu sprechen, war unter schweren Strafen verpönt, und die Erscheinung eines Christen in einer Moschee ward als ein, an dem großen Propheten begangenes sacrilegisches Verbrechen mit dem Tode bestraft. (Eutych. Annal. T. 2 p. 640; und Roland Dissertat: T. 3. p. 1620.)

*) Uebrigens waren leider auch die Lockungen zum Abfall nur gar zu verführend. Ein Christ, der heute noch der ärmste Bettler war, konnte morgen, wenn er das Islam annahm und sich beschneiden ließ, ein wohlhabender Mann seyn, und der größte Verbrecher, der unter dem Galgen heute seinen Glauben abschwur, schon am folgenden Tage ein einträgliches Amt erhalten.

nicht selten die Zahl heiliger Märtyrer, zwar nicht aus den, in ihren Ländern wohnenden und unter ihrer Herrschaft lebenden Rechtgläubigen, wohl aber aus den, während der anhaltenden Kriege mit den griechischen Kaisern, in sarazenische Gefangenschaft gerathenen Christen. Nach dem mohamedanischen Kriegsrecht hatte jeder, mit den Waffen in der Hand gefangene Christ das Leben verwirkt. Nur Abfall von dem Christenthum, und das Bekenntniß, daß Mohamed Gottes großer Prophet sey, konnten ihm Leben und Freiheit sichern, aus einem Sclaven ihn zum Herrn, aus einem Bettler zum reichen Mann machen. Aber bei allem dem waren die Beispiele eines Abfalls in die Gefangenschaft gerathener Christen nur äußerst selten. Als z. B. nach der Eroberung und Zerstörung Armoriums durch die Sarazenen, ein Theil der Besatzung in die Gefangenschaft der Sieger gerathen war, fand sich auch nicht ein Einziger darunter, welcher nicht den Tod einer Verleugnung des Namens Jesu vorgezogen hätte. Obgleich im Lager erzogen, und unter dem wilden Geräusch der Waffen aufgewachsen, zeigten doch die gefangenen Soldaten aus Armorium sämmtlich den Muth heiliger Bekenner. Weder Drohungen vermochten sie zu schrecken, noch Versprechungen zu verführen; und als der Kaliph ihnen sagen ließ, daß er, um sie für den Verlust ihrer Güter in ihrem Vaterlande zu entschädigen, ihnen sämmtliche Einkünfte Aegyptens für ein ganzes Jahr überlassen wolle, wodurch sie wahrhaft mit Reichthümern gleichsam vollgepropft worden wären, riefen sie doch alle wie mit einer Stimme: Fluch dem Mohamed, und Allen, die, von ihm verführt, ihn als einen Propheten Gottes verehren! Ihr Todesurtheil hatten sie sich jetzt selbst gesprochen. Alle wurden enthauptet; und

das Blut der zwei und vierzig Märtyrer von Armorium heiligte bei Samarra die Ufer des Tygris.

3. Ungleich mehr geschützt und von den Mohamedanern begünstiget, waren die von der Kirche getrennten Sekten. Nestorianer, Monophysiten, Jacobiten, Barnasuphiten ꝛc. Die Erstern hatten sich jedoch größtentheils in das Innere von Persien zurückgezogen, und Palästina, Syrien und Aegypten der Sekte der Monophysiten überlassen. Unter den verschiedenen Zweigen, in welche die letzten sich getheilt hatten, war jener der Jacobiten bei weitem der zahlreichste und vorherrschende. Da diese aus den oben angeführten Gründen, ungleich mehr als die Melchiten, das Zutrauen der Muselmänner besaßen, so bedienten diese sich derselben gar gerne zu öffentlichen Schreibern, ertheilten ihnen, ihrer Geschicklichkeit wegen, auch vorzüglich die Einnehmersstellen öffentlicher Gelder; so daß die Christen nun Gelegenheit hatten, sich auf Kosten selbst der Muselmänner zu bereichern; und ein Kaliph soll sogar einmal, da gerade von Persiens Verwaltung die Rede war, sich dahin geäußert haben, daß hierzu die Christen vor allen die tauglichsten seyen, „denn die Muselmänner“ sagte der Kaliph, „mißbrauchen jetzt gewöhnlich ihr gegenwärtiges Glück; die Magier können noch immer nicht aus dem Traume ihrer ehemaligen Größe erwachen, und die Juden hoffen mit jedem Tage auf ihre Erlößung.“

4. Nicht selten mißbrauchten indessen die Monophysiten ihre, dem Scheine nach glücklichere Lage, und das größere Ansehen, in welchem sie bei den Sarazenen standen, um ihre, von ihnen getrennten Glaubensbrüder, die Melchiten zu unterdrücken, bei den Kaliphen sie immer mehr zu verdächtigen, und

ihrer Kirchen sich überall zu bemächtigen. In Alexandrien war es schon so weit gekommen, daß die Melchiten unter ihrem Patriarchen Politianus, obgleich noch sehr zahlreich, auf eine einzige Kirche beschränkt waren. Ein Ereigniß, welches, wenn es so ganz isolirt vor unsern Augen steht, wir gewöhnlich einen Zufall nennen, machte plötzlich und unvermuthet diesem Unfug ein Ende. Der Patriarch Politianus nämlich hatte mancherlei Kenntnisse in der Kräuter- und Heilkunde, und nun geschah es, daß die Favoritin des Kaliphen Haroun Al-Raschid, ein ägyptisches Mädchen, plötzlich von einem Uebel befallen ward, das bald in eine hartnäckige chronische Krankheit überging, welche die arabischen Aerzte durchaus nicht zu behandeln wußten. Zusehends schwanden mit jedem Tage die Kräfte des Mädchens, und der Kaliph, der sie zärtlich liebte, beweinte schon im voraus den, ihm nahe bevorstehenden Verlust. Indessen ließ er noch immer im ganzen Reiche nach geschickten Aerzten forschen, und nun ward ihm von Einem aus seiner Umgebung der Melchiten Patriarch in Alexandrien, als ein, wegen seiner tiefen Kenntnisse in der Arzneikunde sehr berühmter Mann bezeichnet. Sogleich mußte Politianus jetzt an dem Hofe von Bagdad erscheinen. Bald entdeckte er den wahren Grund des Uebels bei dem Mädchen, hatte das Glück, es in wenigen Wochen wieder vollkommen herzustellen, und Gunstbezeugungen jeder Art strömten nun auf den glücklichen Arzt. Des Kaliphen reiche Geschenke konnte und durfte der Patriarch nicht verschmähen, verwandte jedoch den größten Theil zum Besten seiner Kirche und der zahlreichen Armen seines Kirchsprengels, bat es sich aber von dem Kaliphen als eine besondere Gnade aus, daß den Melchiten alle, von den Jacobiten ihnen unrechtmäßiger

Weise entzogenen Kirchen wieder zurückgegeben würden. Dies Gesuch ward auf der Stelle bewilliget, und dem Politianus, der nun wieder von Bagdad abreißte, ging ein Eilbote nach Alexandrien an den Statthalter von Aegypten mit des Kaliphen Befehle voran, alle darin bezeichnete Kirchen unverzüglich den Melchiten wieder zurückzugeben. — Politianus stand der Kirche von Alexandrien vier und dreißig Jahre vor, und ward bei dem zweiten nicänischen, unter der Kaiserin Irene gehaltenen allgemeinen Concilium, durch Thomas, einen Mönch aus dem Kloster von Jerusalem vertreten *).

5. Kurz bevor Nycephorus den Patriarchenstuhl in Constantinopel bestieg, kam großes Drangsal über die orientalische, unter den Sarazenen lebende Christenheit. Haroun-Al-Raschid hatte, wie der Leser sich erinnern wird, das Reich unter seinen drei Söhnen, dem Amyra, Mamun und Molassem getheilt. Kaum war aber der Kaliph im Jahre 808 gestorben, als auch, was vorauszusehen war, und der größte Theil der Nation wirklich vorausgesehen hatte, ein blutiger, mehrere Jahre dauernder Bürgerkrieg unter den drei Brüdern ausbrach. In Zeiten der Ruhe und Ordnung genossen die Christen des Schutzes der Gesetze; und waren sie auch oft von der Habsucht oder der Frömmelei der Statthalter hart gedrückt; so saß ein jeder doch ruhig unter dem Schatten seines Feigen- und Olivenbaumes, und einem Muselmann war es so wenig erlaubt, eine christliche Kirche durch seine Gegenwart zu entweihen, als es einem Christen gegönnt war, ohne sein Leben zu verwirken, eine arabische Moschee

*) Man sehe den Band 11. Abschn. 19. §. 5.

zu betreten. Aber jetzt, wo nach Haruns Tod das ganze Reich, von einer Grenze bis zur andern, ein wilder, blutiger Schauplatz der Verheerung war, wo zahllose Partheien mit der, jedem Bürgerkrieg eigenen Erbitterung sich herumschlugen und unter dem Geräusch der Waffen alle Gesetze verstummten, waren auch die Christen der Willkühr, dem Muthwillen und der Wuth jedes fanatischen Partheiführers preisgegeben. In Jerusalem wurden alle Kirchen entweihet und zerstört, aus den großen Lauren des heiligen Chariton und Sabas, wie auch aus den Klöstern des heiligen Euthymius und Theodosius wurden die Mönche und Einsiedler verjagt, viele Christen aus bloser Mordlust der Sarazenen erwürgt, und die Kirche zählt mehrere heilige Märtyrer, welche in dieser gesetzlosen Zeit auch ihres Glaubens wegen erwürgt wurden. Eben so schrecklich war auch das Loos der syrischen Christen. Ueberall nichts als Raub, Mord, Brand, Entweihung und Zerstörung der Kirchen; Schändung christlicher Frauen und Jungfrauen, Verfolgung und Grausamkeiten jeder Art. Häufig verließen nun die Christen in Palästina und Syrien ihr, allen Greueln der Verwüstung preisgegebenes Vaterland. Lange hülflos in fremden Landen herumwandernd, flohen sehr viele derselben endlich nach Cypern, fanden aber natürlicher Weise auch hier nicht, was sie in ihrem Vaterlande hatten verlassen müssen. Vom Elend abgezehrt, und gleich wandelnden Schatten kamen nun die Mehrsten davon nach Constantinopel. Bei dem Patriarchen Nycephorus, der die vertriebenen, vaterlandslosen Christen auf das liebreichste aufnahm, fanden sie Trost und Unterstützung. Er wieß ihnen ein geräumiges Kloster an, und auf seine Vermittelung sorgte der Kaiser Michael für ihren fernern Unterhalt. Als einen milden Beitrag

ſchickte Nycephorus noch überdieß ein ganzes Talent Goldes jenen, welche in Cypern zurückgeblieben waren. — So war in dieſer Periode die Lage der Chriſten und chriſtlichen Kirchen in den, von den Sarazenen beherrſchten Ländern des Orients.

XIV.

1. Tod Pabſtes Leo des Dritten. — Das lange, nicht ſelten gefahrvolle, aber ſtets höchſt ruhmwürdige Pontificat Leo's nahte ſich jetzt ſeinem Ende. Dieſer weiſe und heilige Pabſt hatte das Unglück, ſeinen treuen Freund und mächtigen Beſchützer zu überleben. Carl war im Anfange des Jahres 814 geſtorben. Kaum war dieſer große, jeder Geſetzloſigkeit furchtbare Monarch todt, als auch ſogleich die in Rom gegen den Pabſt feindlich geſinnte Parthei wieder ihr Haupt erhob, und ſchon im folgenden Jahre eine, gegen das Leben des Pabſtes gerichtete Verſchwörung ſich unter mehreren der angeſehenſten Römer entſpann. Zum Glück ward das verruchte, mit grauenvollen Nebenumſtänden verknüpfte Vorhaben noch zu rechter Zeit entdeckt. Die Verſchwornen wurden verhaftet und den Tribunalen übergeben. Dieſe verurtheilten ſie ſämmtlich zum Tode, und trotz der ihm angebornen Milde fand Leo dießmal nicht für rathſam, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen*).

*) Anaſtaſius, in dem Leben Pabſtes Leo III. geht zwar mit Stillſchweigen über dieſes Ereigniß hinweg; aber die fränkiſchen Geſchichtſchreiber: Eginhard, Aſtronomus, und noch mehrere andere Chroniker erzählen ſämmtlich daſſelbe auf gleiche Weiſe.

2. Die Hinrichtung so vieler vornehmen Römer erregte großes Aufsehen, zwar weniger in Rom, aber desto mehr in dem übrigen Italien, wie in dem gesammten römischen Reiche. Selbst der schlechtesten Sache läßt sich eine gute, sowie der besten eine schlimme Seite abgewinnen, sobald nur der menschlichen Verkehrtheit und Bosheit ein gewisses Maß von Verstandeskräften zu Gebote steht. Leo's zahlreichen Gegnern gelang es demnach jetzt ebenfalls, der öffentlichen Meinung auf einige Zeit eine ganz falsche Richtung zu geben, und den sanften, stets zum Verzeihen so sehr geneigten Pabst einer, seine hohe oberpriesterliche Würde verletzenden Härte und Grausamkeit zu beschuldigen. Auch der, durch übel verstandene Frömmigkeit nicht selten mißleitete Kaiser Ludwig, der seinem Vater in der Regierung gefolgt war, nahm großen Anstoß an einem Ereigniß, das er vernünftiger Weise blos als einen Akt zwar strenger, aber durchaus nothwendiger Gerechtigkeit hätte betrachten müssen. Dem König Bernhard von Italien gab er also den Auftrag, sich nach Rom zu verfügen, um an Ort und Stelle alles genau zu erforschen, und dann den ganzen Hergang mit allen Nebenumständen ihm zu berichten. König Bernhard machte sich unverzüglich auf den Weg, ward aber gleich bei seiner Ankunft in Rom von einem heftigen Fieber befallen, und überließ nun das ganze Geschäft dem Grafen Gerold. Ob dieser Graf bei seinen Nachforschungen sich nur an rechtliche, wahrheitliebende Männer wandte, ob er im Stande war, die Charaktere der Zeugen, wie deren Zeugnisse gehörig zu würdigen und zu prüfen, oder ob er jede, ihm zu Ohren gekommene Klatscherei mit in seinen Bericht aufnahm: über alles dieß, ohnehin an sich nichts weniger, als sehr interessant, wissen wir nichts. Auch bekümmerte sich,

wie es sich eint, der Pabst wenig um den Grafen und dessen Bericht, sondern ordnete eine eigene, aus dem Bischof von Silva candida, dem Nomenclator Theodor und dem Herzog Sergius bestehende Gesandtschaft an den Kaiser nach Aachen. Die päbstlichen Gesandten brachten die Akten des peinlichen Processes der hingerichteten Verbrecher mit, und legten sie dem Kaiser vor. Leicht war es ihnen, alle Fragen des Monarchen mit Bestimmtheit zu beantworten, alle Zweifel des ängstlichen kaiserlichen Gewissens befriedigend zu lösen, und demnach Ludwigs Gemüth gänzlich zu beruhigen *) Der fromme Kaiser erklärte nun selbst und zwar laut und wiederholt, daß er mit dem Verfahren des Pabstes durchaus zufrieden sey; und so hatte nun die Vorsehung in ihrer unendlichen Weisheit es wieder gefüget, daß gerade durch des Kaisers anfängliche Aengstlichkeit und seine nachher öffentlich kund gegebene Zufriedenheit, das Verfahren des Pabstes, trotz der dagegen ausgestreuten Verläumdungen in den Augen aller christlichen Völker vollkommen gerechtfertiget ward.

3. Die entdeckte und bestrafte Verschwörung überlebte Leo nicht lange. Gleich in dem folgenden Jahre fiel er in eine tödtliche Krankheit. Schon nach einigen Tagen verzweifelten die Aerzte an der Wiedergenesung des hohen Kranken, und da die Erklärung der Aerzte bald ruchbar ward, so betrachtete ganz Rom den päbstlichen Stuhl jetzt schon als einen erledigten Sitz. Der Zwischenraum von dem Tode eines Pabstes bis zur Wahl dessen Nachfolgers war damals für die Römer gewöhnlich eine

*) In iis, quae Domino suo objiciebantur, per omnia Imperatori satisfecerunt. (Astronomus in vita Ludovici Pii).

Zeit innerer Unruhe. Aber diesmal warteten die Unzufriedenen unter dem römischen Adel den Tod des Pabstes nicht ab. Sie rotteten sich tumultuarisch zusammen, fielen über die, von Leo außer der Stadt errichteten Vorwerke und Landgüter her und plünderten und zerstörten die meisten derselben. Unter den Aufrührern befanden sich natürlich auch die Verwandten und Angehörigen der, im vorigen Jahre hingerichteten Verbrecher, und ohne an richterliche Aussprüche, an Gesetze und gesetzliche Formen sich zu binden, bemächtigten sie sich mit gewaffneter Hand der, durch rechtskräftige Urtheile der Tribunäle, confiscirten Güter. Der Aufruhr drohete für die ganze Stadt verderblich zu werden. Aber durch einen von Rom abgesandten Eilboten rief die päbstliche Regierung den König Bernard zu Hülfe, und dieser ordnete unverzüglich den Herzog von Spoleto mit einer, durch ihre Anzahl imponirenden Schaar von Soldaten nach Rom, die nun ohne viele Mühe allen fernern Unordnungen und Gewaltthätigkeiten ein Ende machten.

4. Leo III. starb am 11. Junius des Jahres 816, nachdem er den Stuhl des heiligen Petrus [illegible] Jahre, 5 Monate und 17 Tage mit Weisheit und Würde behauptet hatte. Anastasius spricht wenig von den Thaten dieses Pabstes; aber gerade dieses Stillschweigen möchte eine nicht unbedeutende Lobrede auf Leo seyn, wenn anders ein Pabst, dessen Namen in dem römischen Martyrologium steht, und dessen Andenken die ganze katholische Kirche als eines Heiligen ehrt, noch irgend eines Lobspruches bedürfte. — Ein besonderes Vergnügen fand dieser heilige Pabst darin, daß er alle Kirchen, nicht nur in und um Rom, sondern auch noch in manchen andern Städten des Exarchats, wie z. B. in Ra-

venna, auf das prachtvollste schmückte. Carls des Großen, Königs Pipins und so vieler andern, nach Rom wallenden erlauchten Pilger reiche Geschenke setzten Leo in Stand, hierin alle seine Vorfahren zu übertreffen, denen freilich ungleich weniger günstige, ja wohl oft höchst drückende Zeitumstände nicht erlaubt hatten, ihre nicht minder große Ehrfurcht gegen die, dem lebendigen Gott errichteten Tempel auf gleiche Art wie Leo zu erweisen, dessen hierin — wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen dürfte — beinahe verschwenderische Freigebigkeit alle Begriffe übersteigt. So z. B. ließ er das Grab des heiligen Petrus in der, dem Apostelfürsten geweiheten Kirche mit massiv goldenen Platten, 453 Pfund an Gewicht, belegen, und vor dem Eingange ein fünfzehn hundert drei und siebenzig Pfund schweres Gegitter vom feinsten Silber setzen. Ueberdieß gab er der nämlichen Kirche noch ein goldenes Rauchfaß, siebenzehn Pfund schwer, eine Menge silberner Säulen von mehreren hundert Pfunden an Gewicht, prächtige seidene Vorhänge, kostbare Bilder, und einen doppelten noch kostbärern Altarschmuck. — Der, der Mutter unsers göttlichen Erlösers unter dem Namen Maria Maggiore geweihten Kirche schenkte Leo eine, den Tabernackel überschattende, sechshundert und zehn Pfund schwere silberne Decke, drei silberne Kronen, wovon die geringste ein Gewicht von 14 Pfund hatte, eine Menge seidener Vorhänge und einen ausnehmend prächtigen Altarschmuck, auf welchem die Geburt des Erlösers, und nebst den übrigen dazu gehörigen Figuren, auch der heilige Greis Simeon abgebildet waren. Auch alle übrigen Kirchen in und außer Rom, deren Anzahl bekanntlich nicht klein war, beschenkte Leo ebenfalls mit einer Menge kostbarer, obgleich etwas minder reicher Tempelgaben, die

aber alle zusammen genommen, einen ungeheuren Aufwand an Gold und Silber erfoderten*).

*) Kirchen und Altäre zu schmücken, war von jeher die Lust und die Freude jeder wahrhaft frommen Seele, wie hoch auch immer die Vorsehung sie gestellt haben mochte. Und wie könnte dieß auch anders seyn! Jedem gläubigen Katholiken ist seine Kirche ein neues Sion, ein Ort der Ruhe und jenes Friedens, den die Welt nicht zu geben vermag; ein Ort der Wonne, der stillen Freude, und nicht selten der höchsten Beseligung. Wohin er seine Blicke richtet, flüstern ihm gleichsam nur tröstende, sein Herz erhebende Stimmen entgegen. Hier die Beichtstühle, aus denen auch der schwerste, wenn nur reumüthige Verbrecher stets getröstet, gestärkt, und den Himmel auf das Neue wieder im Busen, hervortritt. Dort die Altäre, die täglich die ganze Fülle der Herrlichkeit Gottes überschattet, und unter deren Stufen ein nie versiegender Strom des lebendigen Wassers und aller Gnadenschätze der unendlichen Erbarmungen Gottes hervorquillt. Auf einer andern Seite wieder jener Ort, wo er, wie einst die Jünger im Coenaculum zu Jerusalem, mit Jesu am Tische liegt, und aus dem Munde seines huldvollen Erlösers jene Leben erwekkenden, und Unsterblichkeit verheißenden Worte auf das Neue wieder in seiner, in Anbetung versunkenen Seele vernimmt. Endlich auch noch der Predigtstuhl wo er, wenn es ihn wirklich und in Wahrheit nach dem Worte Gottes hungert und dürstet, ganz gewiß auch von jedem Priester, wie nur immer dessen, ohnehin hier höchst unnöthiges Rednertalent beschaffen seyn mag, für seinen gottseligen Hunger stets stärkende Speise, für seinen Durst labenden Trank erhalten wird. Kurz überall wehet und waltet an diesen heiligen Stätten — denn jede katholische Kirche ist eben so heilig, als der Ort, den Moises, bevor er seine Schuhe abgelegt hatte, nicht betreten durfte — der Geist einer höhern Welt, ein Geist der Anbetung, ein Geist der Freude, des Friedens, der Versöhnung und Liebe; und wer, ohne von Ehrfurcht ergriffen zu werden, in dieselben ein-

5. Wallafried Strabo, ein Schriftsteller, der

tritt, um den steht es wahrhaftig schon ziemlich schlecht. Aber gar ganz vernachlässigte, oft mit Ruß und Schmutz bedeckte Kirchen, in welchen Kargheit, Armuth und Mangel aus allen Ecken und Winkeln hervorschauen, sind offenbar sprechende Beweise eines überhand genommenen Unglaubens, oder, was vielleicht noch ärger ist, eines blos historischen Glaubens, das heißt, eines Glaubens ohne Wurzel, mithin auch unvermögend, je nur die mindeste genießbare Frucht zu erzeugen. — Es ist eine eben so ekelhafte, als ärgerliche Sophisterei, wenn man uns sagt, es sey besser, der Armuth und leidenden Menschheit zu Hülfe zu kommen, als Kirchen und Altäre zu schmücken und zu bereichern; Gott sey ein Geist und wolle, daß man ihm im Geist und in der Wahrheit diene ꝛc. O, der Moral dieser Heuchler! Daß es Arme gibt, dieß liegt in der Weltanordnung Gottes; daher hat es zu jeder Zeit Arme gegeben, und wird auch in die Zukunft zu jeder Zeit ihrer noch geben. Als aber die mächtigsten Monarchen und deren Großen einen Theil ihrer Schätze in den Kirchen niederlegten, sie schmückten und mit äußerer Pracht umgaben, und ihrem Beispiel folgend, das gesammte gläubige Christenvolk mit frommem Herzen verhältnißmäßig dazu beitrug, gab es offenbar ungleich weniger Arme, als jetzt, wo man weder den Kirchen Etwas schenkt, noch auch der Armuth zu Hülfe kommt; wo beinahe jedes Jahr zahllose Schaaren aus Mangel ihr Vaterland verlassen, um nach einem fernen, ihnen unbekannten Himmelsstrich auszuwandern, wo in den meisten großen Städten Selbstmorde, von Elend und Verzweiflung herbeigeführt, an der Tages Ordnung sind, und wo endlich die, durch zunehmenden Unglauben, und allgemein herrschende Verwirrung der Begriffe und Verwilderung der Gemüther, erzeugten Laster stets neue Quellen der Armuth und des Elendes, und diese dann wieder eben so viele Quellen neuer Laster und Verwirrungen werden. — Daß Gott ein Geist sey, dem man im Geist und der Wahrheit dienen müsse,

ungefähr um dieselbe Zeit blühete, versichert, von

ist ganz richtig, schließt aber das Andere nicht aus, und das Einzige, was daraus gefolgert werden kann, und gefolgert werden muß, ist blos, daß nur reine, unbefleckte Hände Kirchen und Altäre schmücken, und am Fuß derselben ihre Opfer niederlegen dürfen. — Weit hehrer, erhabener und heiliger sind unsere Kirchen, als einst Salomons Tempel, und dennoch war dieser der Stolz und die Freude jedes frommen Israeliten; ferne von ihm verstummten Gesang und Saitenspiel; und selbst die Römer in ihrer größten Herrlichkeit staunten ob der Pracht, der Größe und Kühnheit des zweiten Tempelbaues. Aber nicht blos das Volk des alten Bundes; selbst das Heidenthum kann uns hierüber belehren, und zugleich auch beschämen. Wegen einer Beraubung des Tempels zu Delphos, griff ganz Griechenland zu den Waffen; und wenn bei Griechen und Römern ein, allenfalls Einsturz drohender Tempel mußte niedergerissen werden, blieb der Platz der alten Gottheit geweihet, ward mit Palmbäumen bepflanzt, und durch eine Mauer, oder kunst- und geschmackvolle Umzäunung gegen jeden profanen Gebrauch geschützt. Wie beschämend ist dies nicht für uns Christen, die wir Zeiten erlebten, wo sacrilegischer Kirchenraub — unsern Vorfahren das Schrecklichste und Greulichste — nur als eine sehr wohl combinirte Finanzoperation, und das Niederreißen der Kirchen, die man nicht in Magazine oder gar Ställe verwandeln konnte, als eine höchst heilsame Polizeimaßregel betrachtet wurden. O, der herrlichen Früchte der, in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts plötzlich hervorgebrochenen, und über die Welt ein neues Licht verbreitenden Aufklärung! Gebe nur der allbarmherzige Gott, daß wir in eben dieser, blos den Verstand und alle sinnlichen Triebe, ausbildenden und verfeinernden Aufklärung nicht immer noch weiter schreiten, und endlich gar auf den Punkt kommen, den auch das, mit Blindheit geschlagene, Israel erreicht hatte, als die Säulen seines in Flammen auflodernden Tempels furchtbar über ihm zusammenstürzten.

glaubhaften Männern aus Rom vernommen zu haben, daß Pabst Leo III. an hohen Festtagen oft sieben, bisweilen sogar neunmal Messe las. Von diesem Gebrauch wußten die ältesten Zeiten des Christenthums nichts. In dem ersten Jahrhundert beschränkte man sich in der orientalischen Kirche blos auf den Sonntag; im zweiten Jahrhundert kamen auch noch der Mittwoch und Freitag hinzu. Indessen waren jedoch weder im ersten noch im zweiten Jahrhundert die übrigen Tage ausgeschlossen; auch an diesen durfte Messe gelesen werden, aber an den erwähnten Tagen war die Geistlichkeit durch das Gebot der Kirche dazu verpflichtet. Sehr verschieden war jedoch hierüber die Disciplin in den abendländischen Kirchen. An einigen Orten, wie z. B. in den meisten Kirchen von Africa und Spanien ward täglich, an andern Orten nur am Samstag und Sonntag, und wieder an andern blos am Sonntag Messe gelesen. Der fromme Gebrauch, jeden Tag Messe zu lesen, ward jedoch nach und nach allgemein. Man bestimmte sogar, wie der Ordo Gelasianus und Gregorianus es ausweisen, für jeden Tag eine besondere Messe, und ernannte eine gewisse Anzahl Priester, die wöchentlich in dem täglichen Gottesdienste abwechselten und Hebdomadarii genannt wurden. Zu den Zeiten des Pabstes Leo kam endlich in den abendländischen Kirchen der, von eben diesem Pabste gut geheißene, ja selbst angerathene Gebrauch auf, daß derselbe Priester an einem Tage mehrere Messen las. Offenbar war es blos die äußerste Noth, die diesen Gebrauch einführte und billigen konnte; denn da an manchen Orten nur eine Kirche und diese noch überdieß so klein war, daß ihr innerer Raum die Gemeinde sämmtlicher Gläubigen nicht fassen konnte, so fand man für rathsamer, das heilige Opfer lieber wiederholen zu lassen, als ein

Drittel oder gar die Hälfte der Gemeinde davon auszuschließen. Aber dieser Gebrauch, den anfänglich nur die Noth gebar, ward nach und nach aus einer, vielleicht wahren, vielleicht auch übel verstandenen Frömmigkeit immer häufiger und allgemeiner, und an allen hohen Festtagen lasen beinahe in allen Kirchen dieselben Priester mehrere Messen an einem Tage. Indessen, wie es scheint, ward diese ganz besondere Andachtsübung von der Kirche doch nie gebilligt, höchstens nur und zwar nicht gerne von ihr geduldet; denn Gregor von Tours, der ebenfalls bisweilen sieben Messen an einem Tage las, gesteht doch selbst ganz unumwunden, daß er hierin nicht nach den kirchlichen Vorschriften gehandelt habe. Aber sowie Alles, was aus einer, nicht ganz reinen und gesunden Wurzel entsprossen, nicht auf die Dauer gute und genießbare Früchte erzeugen kann, so ward nun auch das, was anfänglich blos die äußerste Noth erfunden, und übel verstandene Frömmigkeit allgemein gemacht hatte, endlich gar zu einer Quelle niedrigen Erwerbs herabgewürdiget. Statt aus allzugroßer Frömmigkeit, lasen nun aus Mangel an Frömmigkeit manche Priester nicht nur an Festtagen, sondern auch an gewöhnlichen Wochentagen, und zwar blos des Gewinns wegen, so viele Messen, als sie nur immer wollten. Diesem schrecklichen Unfuge mußte natürlicher Weise endlich gesteuert werden. Mehrere Concilien beschränkten also die Anzahl der an einem Tage zu lesenden Messen auf drei *), und dieses

*) Das Concilium Salingustadiense vom Jahr 1022 sagt in seinem 55. Canon: Item decretum est, ut unusquisque Presbyter in die non amplius, quam tres Missas celebrare audeat. (Manst Coll. Conc. T. 19i p. 597.)

auch nur bei gewissen, genau angegebenen Vorfällen, z. B. wenn zwei Feste auf einen Tag fielen, oder auch wenn ein hoher Reisender ankam, der noch keine Messe gehört, und doch, obgleich zu spät angekommen, dem heiligen Opfer noch beiwohnen wollte. Aber auch diese Beschränkung stand immer noch mit der, in den frühesten Zeiten in den Kirchen eingeführten Ordnung im Widerspruch. Von mehrern Seiten erhoben sich also mächtige Stimmen dagegen; so daß Alexander II. und Honorius III., wovon der erstere von dem Jahre 1061 bis 1072 und der andere von 1216 bis 1227 die Kirche regierten, durch päbstliche Decrete, die allererste Disciplin wieder einzuführen suchten *); jedoch so, daß ein Priester, zwar der Regel nach, an einem und demselben Tag nur eine Messe lesen soll, aber dennoch wichtiger Ursachen wegen, und nachdem er vorher durch eine specielle Erlaubniß seines Bischofes dazu ermächtiget worden, auch zweimal das hochheilige Opfer darbringen darf **). Wie es scheint, waren die spanischen und portugiesischen Bischöfe mit Ertheilung dieser Erlaubniß nur gar zu freigebig; denn es war in diesen Ländern, besonders in Spanien noch lange Zeit eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß ein Priester oft mehrere Tage, ja wohl Monate nach einander, an jedem Tage zwei

*) Pabst Alexander II. sagt in seinem Decret: Sufficit sacerdoti Missam unam in die celebrare, quia Christus semel passus est, et totum mundum redemit. Non modica res est, unam Missam facere et valde felix est, qui unam digne, celebrare potest. (Mansi T. 19. p. 979).

**) Die Ermächtigung, den Priestern diese Erlaubniß zu ertheilen, erhalten die Bischöfe vom Pabste in den sogenannten Quinquenalien.

Messen las *). Indessen ward dieser, dem Sinne der Kirche zuwider laufende Gebrauch, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch in Spanien wieder aufgehoben **).

XV.

1. Concilien während des Pontificats Leo III. — Viel häufiger, als unter seinen

*) Damit dieses nicht aus Gewinnsucht geschehe, verbot Pabst Urban VIII. mehr als ein Stipendium zu nehmen. Ein Verbot, das von Benedikt XIV. erneuert ward.

**) Wer über diesen Gegenstand eine noch umständlichere Alles erschöpfende Belehrung wünscht, findet dieselbe in Binterims vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christlich-katholischen Kirche, B. 3, 4. Abth. — — Dieses treffliche, sechszehn Bände mit einer stets sich gleich bleibenden Gründlichkeit füllende Werk, ein wahrhaft seltenes Produkt tiefer Erudition, ungeheurer Belesenheit und des gründlichsten kritischen Quellenstudiums, ist nur gar zu oft für den kirchlichen Geschichtschreiber und zwar gerade auf noch unebenen, wenig gebahnten Wegen ein eben so sicherer, als treuer Führer. Unstreitig hat durch diese, nichts weniger, als sehr leichte, und doch durchaus trefflich gelungene Arbeit, der würdige, eben so gelehrte, als fromme und anspruchlose Verfasser sich um die kirchliche Literatur kein kleines Verdienst erworben; und zwar um so mehr, da jetzt auf dem weiten literarischen Jahrmarkt größtentheils nur liebliches Naschwerk, selten aber kräftige, Geist und Herz stärkende Nahrung feil geboten wird. — Möge dem Edeln, für seine vielen, zum Besten der Religion, der Kirche und der Wissenschaft, durchwachten Nächte, außer seinem eigenen stillen Bewußtseyn, der laute Dank aller wahren, mit Liebe und Treue an ihrer Kirche hängenden Katholiken lohnen!

Vorfahren traten unter Leo's Regierung die Bischöfe in den verschiedenen Ländern, besonders dem fränkischen Reiche in Concilien zusammen. Wir werden hier nur von den merkwürdigsten einige Erwähnung machen, nämlich von den Concilien in Aachen, Arles, Mainz, Rheims, Tours und Chalons. Von dem, im Jahre 809 zu Aachen gehaltenen Concilium, welches sich vorzüglich mit der Frage wegen des Ausganges des heiligen Geistes und mit dem, im Symbolum gemachten Zusatz filioque beschäftigte, war weiter oben schon die Rede gewesen. Der auf diesem Concilium gepflogenen Verhandlungen wird also der Leser sich noch erinnern, wie auch der schönen Belehrung, welche der Pabst den Abgeordneten der darauf versammelten Bischöfe ertheilte. Die fünf andern Concilien wurden sämmtlich in dem Jahre 813, dem letzten der Regierung Kaiser Carls, auf dessen ausdrückliches Verlangen zusammenberufen. Die Veranlassung dazu war blos dieses großen Kaisers zarte, wahrhaft väterliche Fürsorge für die Erhebung der Kirche und die höhere Bildung und Veredlung des Clerus, verbunden mit einem warmen Verlangen, in den Herzen aller seiner Völker eine wahrhaft christliche, das heißt, dem Geiste des Christenthums vollkommen entsprechende Gesinnung und Gesittung zu erzeugen.

3. Schon zwei Jahre vorher, nämlich in dem Jahre 811 hatte Carl, unter dem Titel Capitularia interrogatoria *), zwei Denkschriften bekannt machen lassen, worin er an die Bischöfe, wie an alle Großen seines Reiches mehrere, größtentheils die Kirche, mitunter auch den Staat betreffende Fragepunkte aufstellte. Die beiden Capitularien, unstreitig

*) Longueval, Hist. d. l'egl. gall. T, V. p. 165.

an sich schon höchst schätzbare Urkunden; gewähren ein doppeltes historisches Interesse. Erstens sind es sprechende Beweise, daß Carls des Großen Religiosität nichts weniger, als eine, blos an dem äußern Gewand der Religion klebende Frömmelei war; sondern daß er, innigst vertraut mit dem wahren Geiste der Religion Jesu, es für seine vornehmste und heiligste Pflicht hielt, eben so sehr für das ewige Heil seiner Unterthanen, wie für deren zeitliches Wohl zu sorgen, mithin auch alle, seinem Scepter unterworfenen Völker Demjenigen, der ihn zum Beherrscher derselben erwählt, mit evangelischer Treue und Liebe wieder entgegen zu führen; und endlich daß dieser wahrhaft große Monarch, ergriffen von dem tiefen Sinn der Worte Jesu, daß nämlich die Apostel und deren Nachfolger das Salz der Erde seyen, nun auch eben so sehr für die innere Heiligung der Kirche, als deren äußern Glanz, mit einer, seinem großen, wahrhaft frommen Herzen Ehre machenden Aengstlichkeit besorgt war. Aber auf der andern Seite führen eben diese Capitularien, besonders das zweite, zu manchen, nichts weniger als sehr erheiternden Betrachtungen; denn beide sind höchst traurige, und dabei gar nicht stumme Monumente einer, damals in hohem Grade verfallenen Kirchenzucht, und einer nicht minder bejammernswerthen, unter der Geistlichkeit, besonders dem höhern Clerus eingerissenen Zucht- und Sittenlosigkeit. — Wir werden aus beiden Urkunden nur das Merkwürdigste hier ausheben.

3. Gleich im Eingange sagt der Kaiser: „Ich will jetzt die Bischöfe, Aebte und Grafen von einander trennen, und mit jedem in das besondere sprechen. Vor allem werde ich sie fragen, warum sie, sowohl in ihren Residenzen, wie bei dem Heere,

zum gemeinsamen Besten des Staats, sich nie gegenseitig unterstützen. Woher rühren die vielen Klagen über Eingriffe der Geistlichkeit in den Wirkungskreis weltlicher Beamten, und die Einmischungen Letzterer in geistliche Angelegenheiten? — In wie weit ist es den Bischöfen und Aebten erlaubt, auch an Welthändeln einigen Antheil zu nehmen? — Welches ist der wahre Sinn der Worte des Apostels, wenn er sagt, wer sich dem Dienste Gottes geweihet, soll sich mit zeitlichen Dingen nicht mehr beschäftigen? — Wem entsagt jeder Christ bei der heiligen Taufe, und woher kommt es, daß diese Entsagung gewöhnlich nur in eine leere und nutzlose Ceremonie ausartet? Wie muß das Leben der Domherren, wie jenes der Mönche beschaffen seyn? — Im Eingange des zweiten Capitulare begehrt der Kaiser von den Pflichten der Geistlichen auf das genaueste unterrichtet zu werden, damit er nur das von ihnen fordere, was ihnen zu leisten erlaubt ist; ihnen aber auch alsdann nur das gewähre, was sie von ihm zu erbitten berechtiget sind. Wir fordern sie daher vor Allem auf, uns zu erklären, was das heißen will: die Welt verlassen, und woran man diejenigen erkennen kann, welche die Welt verlassen, so wie auch jene, welche darin leben. Ob allenfalls der ganze Unterschied blos darin bestehe, daß die Erstern keine Degen tragen, und auch nicht öffentlich verheirathet sind? Ob also derjenige die Welt verlassen habe, der dennoch Tag und Nacht nur darauf sinnt, seine Güter zu vermehren, und Reichthümer auf Reichthümer zu häufen; der daher schwachen und einfältigen Gemüthern den Himmel verspricht, oder ihnen mit der Hölle droht, blos um sie zu bewegen, ihre Güter ihm zu schenken, mithin die rechtmäßigen Erben darum zu betrügen, die dann gewöhnlich, weil des ihnen zu-

fallenden Vermögens ungerechter Weise beraubt, nun ebenfalls Rauben und Stehlen für keine Sünde mehr halten? — Ob endlich auch der die Welt verlassen hat, welcher sogar falsche Zeugen erkauft und gewissenlose Richter besticht, um ungestraft fremden Gutes sich bemächtigen zu können? — Carl fragt ferner, was von denjenigen zu halten sey, die unter dem Vorwand glühender Liebe zu Gott und dem Scheine größerer Andacht, Reliquien von einem Ort zum andern tragen, allda neue Kirchen bauen, und dann durch allerlei Künste fromme Seelen zu bereden und zu beschwätzen suchen, sich selbst gleichsam auszuziehen, und ihre Güter den neuerbauten Kirchen zu schenken. — — Obgleich, fährt der Kaiser fort, es jedes Christen Pflicht ist, stets dessen eingedenk zu seyn, was er bei der Taufe versprochen; so geziemt dies doch vorzüglich der Geistlichkeit. Man muß demnach sich genau prüfen, ob man wirklich jenes Versprechen mit Treue erfülle, oder es nur zu oft verletze. Mit allem Ernste muß man darüber nachdenken, was denn eigentlich der Satan und dessen Werke seyen, denen man in der heiligen Taufe entsagt, damit man nicht, ohne es vielleicht zu wissen, noch immer Werke des Satans ausübe. — Gibt es wohl einen Canon, welcher es erlaubt, oder gar verordnet, Leute gegen ihren Willen zu nöthigen, in den geistlichen Stand zu treten, oder in Klöster zu gehen? und welchen Nutzen kann es der Kirche bringen, wenn der Obere eines Klosters blos darauf bedacht ist, recht viele, seiner Leitung untergebene Mönche zu haben; wenn er nur dafür sorgt, daß sie schön singen und gut lesen, um deren übrigen christlichen oder unchristlichen Wandel aber sich wenig bekümmert? Schön singen und gut lesen, sind immerhin lobenswerthe Eigenschaften; aber noch ungleich wünschenswerther

und nothwendiger sind ein reines, lauteres Herz, und ein tadelloser erbaulicher Wandel. Es ist sehr gut, daß man wohl gebaute und schön geschmückte Kirchen hat; aber der größte Schmuck einer Kirche ist die Heiligkeit ihrer Diener. Die äußere Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes, gebot das Gesetz des alten Bundes; aber das neue Gesetz, das Jesus Christus gab, dringt auf innere evangelische Vollkommenheit. „Wenn Jesus Christus," schließt endlich der Kaiser, „und dessen Apostel die Muster sind, denen wir nachahmen sollen; so glaube ich, daß an der jetzigen Kirchenzucht sehr große Abänderungen und Verbesserungen müssen vorgenommen werden." Mit diesen beiden Capitularien erließ Carl zugleich auch an alle Metropolitanbischöfe seines Reiches ein Rundschreiben, in welchem er sie ersucht, ihm wissen zu lassen, welchen Unterricht sie und ihre Suffragan-Bischöfe den Priestern und dem Volke über das Sacrament der Taufe ertheilen, und ihnen hierauf noch mehrere Fragen über die innere Bedeutung der bei der Taufe zu beobachtenden Ceremonien zur Beantwortung vorlegt *).

4. Nachdem die Bischöfe beinahe zwei Jahre Zeit gehabt hatten, über die, in den Capitularien

*) Eines solchen Unterrichts bedurfte Karl der Große nicht; denn an theologischen Kenntnissen stand er vielleicht nur äußerst wenigen Bischöfen seines Reiches nach. Aber, wie auch der damalige Bischof Theodulf von Orleans sagte, Carl richtete nur deßwegen bisweilen dergleichen Fragen an die Bischöfe, um ihnen dadurch eine Veranlassung zu geben, selbst über solche Materien schärfer nachzudenken, und die heilige Schrift, so wie die Schriften der Kirchenväter darüber zu befragen.

ihnen vorgelegten Fragen, nämlich über die Mittel einer durchgreifenden Reformation der Kirchenzucht, wie über die Sitten der Laien reiflich nachzudenken, befahl endlich Carl, in den ersten Tagen des Jahres 813 auf dem Reichstage zu Aachen, daß in diesem Jahre in den von ihm bezeichneten Metropolitansitzen fünf Concilien sollten gehalten werden, nämlich in Mainz, Rheims, Tours, Arles und Chalons an der Saone. — Alle fünf Concilien kamen demnach im Sommer dieses Jahres zusammen, und die Gegenstände ihrer Berathungen waren den in Carls Capitularien aufgestellten Fragen vollkommen entsprechend. — Das Concilium von Arles kam zuerst, und zwar schon am 10. Mai zusammen. Der Erzbischof Johann von Arles und Nebridius von Narbonne führten dabei den Vorsitz. Dieser gebührte ihnen wegen ihrer hohen kirchlichen Würden; aber jetzt erschienen sie auf diesem Concilium, auch als bevollmächtigte Commissäre des Kaisers. Von den zu Arles versammelten Vätern wurden 26 Canons abgefaßt. Der erste enthielt ein zusammengedrängtes, die kirchliche Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der Menschwerdung des Sohnes Gottes ausdrückendes Glaubensbekenntniß. Der zweite verordnete Messen, Litaneien und andere Gebete für den Kaiser und dessen Kinder, und die übrigen 24 enthielten folgende, hier in der Kürze zusammengezogene Verordnungen. — Die Erzbischöfe sollen ihre Suffraganbischöfe fleißig ermahnen, die ihnen untergeordneten Priester, wie auch das Volk, über die heilige Taufe und alle übrigen Geheimnisse der Religion gehörig zu belehren und darin zu unterrichten. Die Bischöfe sollen ohne Unterlaß in den heiligen Schriften forschen, auch mit den Canons der Kirche sich genauer bekannt machen, indem das Lehr- und Predigeramt ihre Hauptbeschäftigung seyn muß.

Sie sollen auch keine Priester ordiniren, die sie nicht vorher über alle ihre Berufsgeschäfte gehörig unterrichtet, überhaupt keinen untauglichen Subjekten die heiligen Weihen ertheilen. Auch wird den Laien, welche ein Patronatrecht haben, strenge verboten, von demjenigen, welchen sie für eine Kirche vorschlagen, Geschenke anzunehmen, oder auch Einen, den der Bischof auf ihren Vorschlag für eine Kirche geordnet hat, willkührlich von derselben wieder zu entfernen. Dies kann nur zu Folge einer, vom Bischofe gegebenen richterlichen Entscheidung geschehen; indem die Priester über alles, was sie thun, blos dem Bischofe Rechenschaft zu geben verbunden sind. Jeder Bischof soll alle Jahre seinen Kirchsprengel visitiren, und die von den Reichern und Mächtigern unterdrückten Armen und Niedrigern in seinen Schutz nehmen. Auch soll es den Grafen, Vicarien und Centenarien nicht mehr erlaubt seyn, die Güter der Armen in Geheim an sich zu kaufen; sondern wenn solche Käufe oder Verkäufe geschehen müssen, so sollen sie öffentlich vor dem competenten Richter, und in Gegenwart Einiger der angesehensten Männer aus der Stadt oder Gegend geschehen. Nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande soll dem Volke von den Priestern geprediget werden. Diese Letztern sollen stets das heilige Chrisma wohl versiegelt aufbewahren, und Niemand Etwas unter irgend einem Vorwand davon mittheilen, indem es ein Heiligthum ist, das blos dem Priester zu berühren gestattet werden kann*). Die Bischöfe sollen

*) Dieser Canon war hauptsachlich gegen einen, damals unter den niedern Volksklassen herrschenden groben Aberglauben gerichtet. Diebe, Straßenräuber und

darauf sehen, daß die Domherren und Mönche überall nach ihren Regeln und Satzungen leben. In den Klöstern der Domherren, wie der Mönche und Nonnen, sollen nur so viele aufgenommen werden, als die Umstände es erfordern, und das Klostervermögen erlaubt. In die Nonnenklöster, zu Verrichtung der darin nothwendigen Arbeiten, soll nur Männern von anerkanntem tadellosen Wandel, und die überdies auch in Jahren schon etwas vorgerückt sind, der Zutritt gestattet werden. Priester aber, welche darin Messe lesen, sollen gleich nach vollbrachtem heiligen Opfer sich wieder daraus entfernen. Die Bischöfe sollen darüber wachen, daß Zehnten und Kirchengüter nicht zersplittert, sondern in ihrer vollen Integrität erhalten werden; und wenn ein Laie von einer Pfründe die Nutznießung hat, so soll er zum Unterhalt der Gebäude beizutragen gehalten seyn. An Sonntagen sollen keine Märkte vor den Kirchenthüren gehalten werden, damit nicht Getümmel, oder gar zänkisches Geschrei den Gottesdienst stören. Auch sollen weltliche Placate, oder richterliche Urtheile weder in der Kirche selbst, noch in den Vorhallen derselben bekannt gemacht und angeschlagen werden; weil, wie das Concilium hinzufügte, der Herr gesagt hat: Domus mea domus orationis vocabitur. Die-

---

Mörder nämlich standen in dem Wahn, daß, wenn sie nur einige Tropfen von dem heiligen Chrisma, unter eine andere flüssige Materie gemischt, bei sich trügen, sie trotz allen ihren Schandthaten nie in Henkers Hände fallen könnten. Wieder Andere glaubten, — welches ihnen weit weniger zu verübeln war, daß einige Tropfen des heiligen Chrisma, in Wasser oder Wein, als Medicin genommen, auch für den Körper in jeder Krankheit ein heilbringendes Mittel wäre.

jenigen, welche ein notorisch lasterhaftes Leben geführt haben, sollen nach den alten Vorschriften der Kirche, zu öffentlicher Kirchenbuße angehalten werden. Endlich soll das ganze Volk, Grafen und Richter die Stimme des Bischofes hören, um mit vereinten Kräften Friede und Gerechtigkeit im Lande zu erhalten; und wer die Ermahnungen des Bischofes verächtlich zurückweißt, soll dem Monarchen angezeigt werden. Am Ende beschlossen die versammelten Väter, sämmtliche von dem Concilium hier gemachten Verordnungen dem Kaiser mit der Bitte vorzulegen, das allenfalls daran noch Mangelnde in seiner Weisheit zu ergänzen, ihnen dann die nöthige gesetzliche Kraft zu ertheilen und sie bekannt machen zu lassen *).

*) Dies geschah jedoch von den Bischöfen nicht, weil ein mit der weltlichen Souveränität verbundenes Recht ihnen dieses zum Gesetze machte; sondern blos aus wohlgegründetem Vertrauen in Carls Weisheit, Gottesfurcht und ächt christlicher Gesinnung. — Eben so ist das Ertheilen gesetzlicher Kraft nur so zu verstehen, daß den Verordnungen der Bischöfe dadurch auch das Ansehen und die Wirkungen bürgerlicher Gesetze ertheilt wird, so daß der Uebertreter nun ebenfalls zeitliche Strafen auf sich ziehen würde. Ohne alle weltliche Bestätigung haben die Beschlüsse eines Conciliums an und für sich selbst schon für jeden Sohn der Kirche gesetzliche Kraft; und wer sie nicht befolgt, wird in den Augen Gottes und der Kirche ein Verbrecher. Daher sind auch päbstliche Decrete, oder Beschlüsse von Concilien, wie die Verordnungen einzelner Bischöfe, wenn auch weltliche Regierungen sie in ihren Ländern nicht bekannt machen sollten, dennoch für jeden Katholicken, der auf irgend einem andern Wege davon in Kenntniß gesetzt würde, und von deren Aechtheit überzeugt wäre, vollkommen verbindlich. Eine Nichtbefolgung oder Uebertretung der-

5. Die vier übrigen Concilien beschäftigten sich ebenfalls mit den nämlichen Gegenständen, machten auch diesfalls größtentheils ähnliche Verordnungen, wie jenes in Arles; und wir werden daher bei jedem nur das ihm Eigenthümliche hier ausheben. Auch das Concilium von Mainz versammelte sich schon in der ersten Hälfte des Monates Mai. Es bestand aus 30 Bischöfen, 25 Aebten, und mehrern Laien, theils Grafen, theils Vicegrafen und königlichen Richtern. Der Erzbischof Hildebrand von Cöln, und die Erzbischöfe von Mainz, Salzburg und Worms, führten sowohl ihrer Würden wegen, wie auch als kaiserliche Abgeordneten den Vorsitz. Sämmtliche versammelte Väter theilten sich in drei Senate. Der Erste bestand blos aus Bischöfen und einigen Notarien; ihre Aufgabe war es, die verfallene Kirchenzucht wieder herzustellen, und auf Mittel zu denken, die Geistlichkeit, und besonders den Priesterstand von den, ihnen jetzt anklebenden Schlacken zu reinigen. Ihren Arbeiten legten sie daher das Evangelium, die Briefe der Apostel, die Canons, verschiedene Werke der Kirchenväter, und vorzüglich das Pastoralschreiben des heiligen Pabstes Gregors des Großen zum Grunde.

---

selben würde durch das Nichtbekanntmachen von Seiten der zeitlichen Regierung nicht gerechtfertiget werden; und wenn dem Ungehorsamen alsdann auch kein weltliches Gesetz Strafe drohet; so wird er doch vor dem, oft noch furchtbarern, innern Forum seines Gewissens als ein Verbrecher befunden werden. In klaren und einfachen Worten sagt Christus; „Wer die Kirche nicht hört, soll wie ein Heide und Publikan betrachtet werden.“ — Von einem, hierzu nöthigen Placet der weltlichen Regierung steht im ganzen Evangelium auch nicht eine Sylbe.

Den zweiten Senat bildeten sämmtliche Aebte, nebst einigen, durch klösterliche Tugend ausgezeichneten Mönchen. Diese waren beauftragt, zur Reformirung der Klöster und des klösterlichen Lebens, sowohl in ihrem innern Wesen, wie in ihren äußern Verhältnissen, auf die zweckmäßigsten Mittel zu denken; daher sie auch die Regel des heiligen Benedicts zur Richtschnur ihrer Berathungen machten. Der dritte endlich bestand aus Laien, Grafen, Vicegrafen, Centenarien und Richtern, welche die Mängel und Gebrechen der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege untersuchen, und zu deren Verbesserung wohl geprüfte Vorschläge machen sollten. — Das Concilium verfaßte fünf und fünfzig Canons, und scheint den Sinn der, vom Kaiser vorgelegten Fragen am richtigsten aufgefaßt zu haben. — In Ansehung der heiligen Taufe ward verordnet, daß sie überall nach dem römischen Ritus und zwar, zufolge der Decrete des heiligen Pabstes Leo, nur an Ostern und Pfingsten ertheilt werden soll. — Den Priestern ward anbefohlen, unablässig das Volk zu ermahnen, wenigstens das Symbolum und das Gebet unsers Herrn auswendig zu lernen, und Fasten oder andere Bußen denjenigen aufzulegen, welche sich hierin nachlässig erweisen. Daher auch die Priester dafür sorgen müssen, daß die Aeltern ihre Kinder in die Schule schicken, um in der christlichen Lehre unterrichtet zu werden, und dann zu Hause auch ihre kleinern Geschwister darin unterrichten zu können. Gleiche Sorgfalt soll auch den Pathen in Beziehung auf die, von ihnen über der Taufe gehaltenen Kinder zur Pflicht gemacht werden *).

*) Die Pathen hießen in den alten Zeiten sponsores (Bürgen) weil sie für des Täuflings künftige Treue

An jedem Sonn- und Feiertage soll in den Kirchen geprediget, und wenn der Bischof abwesend ist, die Predigt einem Priester übertragen werden, dessen Rede jedoch stets den Begriffen seiner Zuhörer angemessen seyn muß. — Niemand soll in Zukunft, vor der gesetzlich bestimmten Zeit, die Clerical-Tonsur ertheilt werden, und noch viel weniger gegen dessen Willen, oder, wenn es ein Leibeigner ist, ohne die Erlaubniß seines Herrn. Die in fremden Diöcesen herumstreifenden Cleriker sollen überall angehalten, und an ihren geeigneten Bischof zurückge-

---

und Anhänglichkeit an den katholischen Glauben, und für die Erfüllung seiner bei dem Taufbunde gemachten Versprechungen Bürgschaft leisten. Daher schloß die Kirche, und schließt auch jetzt noch von dem Amte eines Pathen alle jene aus, welche selbst noch nicht getauft sind — (ein Fall, der freilich jetzt nur äußerst selten vorkommen kann) — die nicht Gefirmten, die Anhänger einer, von der Kirche getrennten Religionsparthei, die öffentlichen Büßer — (um so mehr also auch die notorisch bekannten, öffentlichen Sünder; und wenn jetzt von den Erstern, den öffentlichen Büßern nirgends mehr Rede seyn kann, so möchte leider wohl von den Letztern nur um so mehr die Rede seyn müssen) — endlich alle unwürdigen, in einem übeln Rufe stehenden Personen. (Man sehe Schwärzel, Anleitung zu einer vollständigen Pastoraltheologie. B. 2. S. 248. und vorzüglich Binterims Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche B. 1. Abth. 1. Hieraus ergibt es sich nun auch von selbst, daß es eines Pathen heiligste Pflicht sey, im Falle die Aeltern des Kindes, das er aus der heiligen Taufe gehoben, für dessen religiösen Unterricht nicht gehörig sorgen sollten, mit allem Ernst und Nachdruck einzuschreiten, und, so viel es in seinen Kräften liegt, dem Verderben, welches die gewissenlosen Aeltern über ihr Kind herbeiführen wollen, möglichst vorzubeugen.

schickt werden. Geistliche aber, die weder zu dem kaiserlichen Hofe gehören, noch auch unter einem Bischofe, oder Abt stehen, und gleich Vagabunden das Land durchziehen, sollen in jeder Diöces, wo man sie findet, aufgegriffen und, wenn sie sich den Verordnungen des Diöcesan-Bischofes nicht fügen, so lange eingesperrt werden, bis ein Concilium über sie das Weitere entschieden haben wird. — Durch den sechzehnten Canon beantwortete das Concilium des Kaisers Frage, was es nämlich heiße: die Welt verlassen. Nach dem Ausspruch des heiligen Gregorius, sagten die versammelten Väter, heiße die Welt verlassen, so viel als allen Lüsten und Vergnügungen der Welt entsagen, und leben, wie der heilige Paulus es vorschreibt, nämlich daß die, welche kaufen, so seyn sollten, als wenn sie nicht kauften, und welche besitzen, als wenn sie nicht besäßen. Das Concilium verbot daher den Geistlichen, in Zukunft andere, als blos geistliche Waffen zu tragen. Die Diener des Altars, wie die Mönche sollen sich in keine Welthändel mehr mischen, nicht vor weltlichen Gerichten erscheinen, noch viel weniger fremde Processe übernehmen, oder als Verwalter und Procuratoren in Dienste eines Laien treten. Aber dafür sollen die Bischöfe und Aebte, zu Besorgung ihrer zeitlichen Geschäfte, Geschäftsführer und Sachwalter anstellen, aber hierzu keine andere, als nur uninteressirte, redliche und gottesfürchtige Leute wählen. Diejenigen, denen durch Unterstellung oder andere Künste der Ueberredung, ein rechtmäßiges Erbe entzogen worden, sollen sich bei den Bischöfen melden, die dann, so weit ihre Macht reicht, ihnen zu ihrem Eigenthum wieder zu verhelfen, oder sie dafür zu entschädigen bedacht seyn werden. Das Jagen mit Hunden oder Vögeln ward allen Geistlichen strenge verboten. Auch das

Spiel, den Trunk und üppige Gastmähler sollen sie meiden; und wer dem Trunke bis zur Berauschung ergeben ist, soll so lange excommunicirt bleiben, bis er wieder die Tugend der Nüchternheit sich angewöhnt hat. — In dem sechsunddreißigsten Canon werden die, jedes Jahr zu feiernden Festtage bestimmt, als: Weihnachten, nebst den darauf folgenden 3 Tagen, das Fest der Erscheinung des Herrn, Mariä Reinigung, Ostern, Himmelfahrt Christi, Pfingsten, Peter und Paul, Johannes der Täufer, die Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau Mariä, das Fest des heiligen Remigius, des heiligen Martins, des heiligen Andreas, der Tage der Einweihung der Kirchen, und dann in jeder Diöcese jene Heiligen, deren Reliquien sie besitzt, die aber in Zukunft ohne besondere Erlaubniß des Kaisers oder eines Conciliums, nicht mehr von einem Ort an einen andern dürfen übertragen werden. — Durch den neunund vierzigsten Canon wird den Geistlichen sogar verboten, Frauen, welche das von der Kirche vorgeschriebene Alter erreicht haben, für die Zukunft in ihren Häusern zu haben. — Der vierundfünfzigste Canon verbietet die Ehen im vierten Grade der Verwandtschaft, und der fünfundfünfzigste untersagt den Eltern, die Taufpathen ihrer Söhne und Töchter zu werden, verbietet auch zugleich unter der Strafe der Excommunication, Ehen einzugehen, sowohl mit jenen, die man aus der Taufe gehoben, als auch mit den Müttern und Vätern derselben. Endlich ward auch noch verordnet, daß jeder Bischof, in Begleitung zweier kaiserlichen Commissaire, die in seiner Diöcese liegenden Klöster visitiren soll *).

*) Wer die Canons aller fünf Concilien, nach ihrem ganzen vollständigen Inhalt (in extenso) lesen will, findet sie bekanntlich in Mansi Coll. Conc. T. 14. woraus wir auch obige Auszüge gemacht haben.

6. Das Concilium in Rheims versammelte sich in demselben Monate unter dem Vorsitz des Erzbischofes Wulfard von Rheims. Es machte vierund vierzig Canons, die ebenfalls sämmtlich auf Verbesserung der Kirchen- und Klosterzucht und gründlichern Volksunterricht sich bezogen. Den Priestern empfiehlt es noch besonders, im Beichtstuhle die ihnen abgelegten Bekenntnisse reiflich zu beurtheilen, um den Beichtenden eine, ihren Sünden angemessene Buße auferlegen zu können. Zum Vortheile derjenigen, welche sich beklagen würden, daß durch Geschenke, welche man der Kirche gemacht, ihr Erbe wäre geschmälert, oder ihnen gänzlich entzogen worden, gab das Concilium ebenfalls noch einen besondern Canon, aus welchem aber, wie aus den übrigen, die diesfalls auf dem andern Concilium gemacht worden, es sich mit so ziemlicher Wahrscheinlichkeit ergibt, daß es dergleichen Fälle nur äußerst wenige gegeben haben mag.

7. Auf dem Concilium von Tours wurden einundfünfzig Canons abgefaßt. Auf die Armen und Unterdrückten nahmen die hier versammelten Bischöfe eine ganz besondere, wahrhaft väterliche Rücksicht. Den Bischöfen ward anempfohlen, die Pflegväter aller Armen und Dürftigen zu seyn, ihren Bedürfnissen mit Liebe entgegen zu kommen, die Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker zu schützen, und jene nöthigen Falls auch vor den Gerichten zu vertreten. Die Bischöfe, sagt das Concilium, sollen sich nicht als Eigenthümer, sondern blos als Verwalter der Einkünfte ihrer Kirchen betrachten, wovon der größte Theil das Eigenthum der Armuth sey. Sie werden sogar ermächtiget, im Nothfall von dem Kirchenschatz, in Gegenwart der Priester und Diacone ihrer Kirchen, Etwas hinwegzunehmen, um

damit der leidenden Menschheit zu Hülfe zu kommen. Die bischöfliche Tafel, heißt es in dem 5ten und 6ten Canon, soll nicht reich besetzt, sondern mit Bescheidenheit eingerichtet, und Fremdlinge und Arme des Bischofes vorzüglichste Gäste seyn. Den Bischöfen, wie dem ganzen übrigen Clerus wird verboten, den Spielen der Pantomimen und Possenreißer beizuwohnen, wie auch Concerte zu besuchen, und überhaupt an der Musik sich zu sehr zu belustigen, indem deren sanfte Melodien und harmonische Töne nur gar zu sehr die Sinne reizten, den Geist entkräfteten, und die Seele in verderblichen Schlummer wiegten. — In dem siebenunddreißigsten Canon gebieten die Väter des Conciliums, daß mit Ausnahme der Sonntage, wo zum Andenken der Auferstehung des Erlösers, die ganze Kirche stehend betet, man an allen übrigen Tagen auf der Erde knieend, seine Hände, betend um Verzeihung der Sünden, zum Himmel erheben soll. Das Concilium führt hier als Richtschnur das Beispiel des Apostels Paulus und des heiligen Märtyrers Stephanus an *). Der fünfzigste Canon befiehlt den Laien,

*) Damals war der schöne, von überfließender, mütterlicher Liebe der Kirche zeugende Gebrauch noch nicht eingeführt, das hochwürdigste Gut an gewissen Tagen mehrere Stunden lang den Gläubigen zur Anbetung auszusetzen. Was würden also jene ehrwürdigen Väter des Conciliums von Tours nicht erst jetzt sagen, wenn sie in unsern Kirchen, selbst bei ausgesetztem, allerheiligsten Altarssacrament, doch oft noch so viele Gesichter sehen müßten, auf denen Geringschätzung, Gleichgültigkeit, ja wohl frecher Unglaube in den leserlichsten Zügen geschrieben stehen; die demnach auch nicht einmal daran denken, sich niederzuknieen, ja wohl gar, ohne von Altersschwäche dazu gezwungen zu seyn, sich niedersetzen, Tabak nehmen, spucken,

wenigstens dreimal im Jahre sich dem Tische des Herrn zu nahen; und in dem einundfünfzigsten und letzten Canon endlich sagen die Bischöfe, daß sie dem Wunsch des Kaisers gemäß, mit allem Fleiße nach jenen geforscht hätten, die allenfalls sagen könnten, daß sie durch unzeitige, der Kirche gemachte Geschenke, des ihnen zukommenden Erbes wären beraubt worden. Aber nach allem Suchen und Forschen hätte sich nicht ein Einziger gefunden, welcher hierüber gegen die Kirche Klage geführt. Ueberhaupt müßten sie bei dieser Gelegenheit bemerken, daß es hier, in diesem Theile Frankreichs nicht leicht Einen gäbe, der von seinem Eigenthum Etwas einer Kirche schenkte, ohne zugleich auch das Doppelte, nicht selten selbst das Dreifache, von dem, was er geschenkt,

---

schneuzen, umher schauen, kurz, einen Unfug treiben, den selbst Einer, der der Lehre und der Geheimnisse unserer Kirche unkundig ist, sich kaum erlauben würde. — An den Festen gewisser heidnischen griechischen Gottheiten, bevor man zu der Feier ihrer sogenannten Mysterien schritt, rief stets ein Herold mit lauter Stimme, daß alle Profanen sich entfernen sollten. Wie ziemlich leer würden nicht oft unsere Kirchen werden, wenn auch heute zu Tage noch allen Profanen, das heißt, allen solchen, die eine schöne Kirchenmusik, die reitzende Stimme einer neuen Sängerin, oder auch vorzüglich das, an solchen Tagen, festlich geschmückte, mit Federn, Flügeln, und Ellen hohen, alle Aussicht auf den Altar versperrenden Hüten gezierte und ausstaffirte Frauenvolk herbeigezogen hatten, die mächtige Stimme eines Herolds gebieten könnte, sich unverzüglich zu entfernen. Nicht selten würden dann freilich unsere Kirchen plötzlich ziemlich leer, aber doch wenigstens auch nicht länger entweihet, keine Aergerniß den Schwachen gegeben, und diese in ihrem Glauben an das höchste und unbegreiflichste Geheimniß der erbarmenden Liebe Gottes nicht schwankend gemacht werden.

sich von der Kirche als Nutznießung wieder geben zu lassen, und dieses sogar seinen Kindern und Kindeskindern noch zuzusichern.

8. Das zahlreichste Concilium war das von Chalons; denn alle Bischöfe und Aebte der großen Landschaft Lionays, wozu auch die Diöcese von Tours gehörte, obgleich der Kaiser diesfalls eine Ausnahme gemacht hatte, waren auf demselben versammelt. Das Concilium machte 66 Canons, die, wie auf den Concilien von Arles, Mainz, Rheims und Tours, das Nämliche bezweckten; nämlich Verbesserung der Kirchenzucht, Reformirung der Sitten der Geistlichkeit, und Einführung wahrhaft christlicher Gesinnung unter allen Klassen des Volkes durch zweckmäßigen Unterricht, und würdigen Gebrauch der Sacramente der Buße, und des heiligen Abendmahls. Die meisten Canons der Väter von Chalons enthalten ebenfalls blos Vorschriften für Bischöfe, Aebte, Priester und Mönche, sowohl in Beziehung auf ihre geistlichen Verrichtungen, als auch auf ihren äußern und innern Wandel. Gleich in seinem dritten Canon verordnet das Concilium die Errichtung mehrerer Priesterschulen, wo solche Geistlichen gebildet würden, zu denen man, wie der Canon sich ausdrückt, sagen könnte: Ihr seyd das Salz der Erde. — In Ansehung der Buße wird den Priestern zur Pflicht gemacht, bei Auferlegung derselben im Beichtstuhle, sich nach den Kirchensatzungen zu richten, durch kein Ansehen der Person sich irre führen zu lassen, keinem Sünder sich günstig zu erzeigen, aber auch keinen mit Härte und Bitterkeit zu behandeln. Es verbietet und verdammt zugleich auch viele der damals in Umlauf gesetzten, sogenannten Bußbücher, deren Verfasser man nicht kenne, die Irrthümer enthielten, und für die schwer-

sten Verbrechen nur ganz leichte Bußen vorschreiben; und da der alte, so heilsame Gebrauch öffentlicher Kirchenbuße sich damals beinahe schon völlig verloren hatte; so machte das Concilium den Antrag, den Kaiser zu bitten, daß jene, welche durch notorisch-lasterhaftes Leben öffentliches Aergerniß gegeben, auch um dieses wieder zu tilgen, zu öffentlicher Kirchenbuße angehalten, und dann nach den Vorschriften der Kirche mit derselben wieder ausgesöhnt werden sollten. — Aber aus dem sechsunddreißigsten Canon ergibt sich ein, beinahe unglaublicher, damals unter den Vornehmen und Reichen herrschender Wahn. Da nämlich die Schrift sagt, daß Allmosengeben die Sünden auslöscht; so gaben viele ganz ungemein reiches Allmosen; aber nur, um desto zügelloser und ungescheuter sich in allen Lastern wälzen zu können. Diesen schrecklichen Irrthum rüget das Concilium, und erklärt, unter welchen Voraussetzungen das Allmosengeben Gott gefällig sey, mithin Sünden auslösche, und den Geber heilige *). — Auch mit

*) In unsern aufgeklärten Zeiten ist natürlicher Weise ein so abgeschmackter Wahn, wie der oben erwähnte, nicht mehr möglich. Man macht sich jetzt die Sache viel leichter. Man gibt keine reichen Allmosen, und thut dabei dennoch ganz ungescheuet, was man will. Aber dafür hat man ein anderes, nicht minder beruhigendes, einschläferndes Mittel erfunden. Man faßelt nämlich recht in die Länge und Breite von Gottes unendlicher Barmherzigkeit, Liebe, Huld, Schonung und Nachsicht, und vergißt dabei gänzlich auch Gottes unendlicher Heiligkeit, und der nothwendig daher rührenden strengen Gerechtigkeit. Das: in regno gloriosus et admirabilis behagt einem Jeden, aber das andere: in judicio justus et terribilis wird leider nur zu oft gar nicht beherziget.

den Wallfahrten ward, wie es sich aus dem fünfundvierzigsten Canon ergibt, damals großer Unfug getrieben. Nachlässig und zerstreut lebende Priester, Diacone und andere Cleriker wallfahrteten zu gewissen Zeiten zum Grabe des heiligen Martins, und glaubten dann, allen Pflichten ihres Berufes Genüge geleistet zu haben. Viele Laien thaten dasselbe, in der Meinung, dadurch auch schon für ihre künftigen Sünden Buße gethan zu haben. Die Großen und Vornehmen bedienten sich nicht selten der Wallfahrten, um unter diesem Vorwand von ihren Unterthanen Schatzungen zu erpressen, mithin die Armuth nur noch mehr dadurch zu drücken, und die Armen selbst endlich wallfahrteten blos deswegen, weil eine Wallfahrt für sie ein Freibrief war, ungescheut zu betteln, überall reichliches Allmosen zu sammeln, und so, statt zu arbeiten, auf anderer Leute Kosten recht bequem und sorgenfrei in den Tag hinein zu leben. Da es, um diesen Unfug, wo nicht gänzlich zu heben, doch wenigstens zu beschränken, der Beihülfe der weltlichen Regierung bedurfte; so überließen die versammelten Väter die diesfalls zu ergreifenden Maßregeln gänzlich der Weisheit des Kaisers. Uebrigens wird das Wallen frommer Pilger an heilige Orte von dem Concilium gar nicht getadelt; nur erklärt es, auf welche Weise dasselbe dem Christen zum Verdienst und zum Heil seiner Seele gereichen könne. —

9. Jedes Concilium schickte seine Decrete an den Kaiser, der auf einem, im September des Jahrs 813 zu Aachen gehaltenen sehr zahlreichen Reichstag sie auf das neue prüfen, und hierauf ein, in 28 Artikeln bestehendes Edikt bekannt machen ließ, welches alle jene Verordnungen der Bischöfe enthielt, deren Vollziehung durchaus des weltlichen Armes be-

durfte. Dem kaiserlichen Edikt waren am Ende noch zwei Artikel beigefügt, wovon keines der fünf Concilien eine Erwähnung gemacht hatte. Carl befahl nämlich genau nachzuforschen, ob das ihm zu Ohren gekommene Gerücht, daß es in Austrasien Priester gäbe, welche für Geld die Diebe entdeckten, die ihnen in der Beicht ihre Diebstäle bekannt hätten, wirklich gegründet sey; und zweitens ob es wahr sey, daß hie und da Leute, zu Folge des Fehderechts *), durch erregten Tumult, die Feier der Sonn- und Festtage störten.

10. Außer diesen fünf, in der Regierungsgeschichte Carls des Großen nicht wenig merkwürdigen Concilien, wurden in dem Zeitraum vom Jahre 796 bis 816 **) noch viele andere Kirchenversammlungen gehalten. Als, noch zwei Concilien in Aachen in den Jahren 799 und 802. Auf dem Erstern ward der Bischof Felix, ein Anhänger der Ketzerei des Elipandus, von der wir schon im vorigen Bande das Nöthige berichteten, nachdem er seine Irrthümer abgeschworen, dennoch seiner vielen frühern Rückfälle wegen, seines Stuhles entsetzt. Das zweite vom Jahre 802 versammelte sich wegen der vielen, gegen die Chorbischöfe erhobenen Klagen. Ferner die Concilien von Regensburg und Salzburg in den Jahren 803 und 807. Auf beiden wurden die Chorbischöfe auf den Rang gewöhnlicher Priester herab-

*) Das Recht nämlich, das nach den fränkischen Gesetzen der Anverwandte eines Ermordeten hatte, den Mord oder Todtschlag an dem Mörder zu rächen.

**) Die Dauer des Pontificats Leo's III., der, wie wir schon bemerkt, am Ende December 795 den päbstlichen Thron bestieg, und im Junius 816 starb.

gesetzt; alle bischöfliche Funktionen ihnen untersagt, und die von ihnen bisher verrichteten für ungültig erklärt. Das Concilium von Salzburg verbot sogar, für die Zukunft Chorbischöfe zu ernennen. Aber das Verbot ward, wie wir noch sehen werden, nicht befolgt, und die Chorbischöfe wurden erst ungefähr hundert Jahre nachher in den Kirchen völlig abgeschafft. — Das Concilium von Altino im Jahre 802, gehalten gegen den Doge Johannes von Venedig, der den Erzbischof Johan von Grado von einem Thurme hatte herabstürzen lassen.

11. Ungleich merkwürdiger und bedeutender für die Geschichte ist das, im Jahre 803, in Gegenwart des Königs Cenulf von Mercia, zu Cliff in England gehaltene Concilium (concilium Cloveshovicnse.) Die Hauptveranlassung dazu muß in einem viele Jahre vorher geschehenen Ereigniß gesucht werden. Cenulfs Vorfahrer nämlich, der mächtige und gefürchtete Offa*), hatte aus Haß gegen den Erzbischof Jaenberchт, von dem er sich beleidigt glaubte, der Metropolitankirche von Canterbury sehr viele, ihr zugehörigen, aber in seinem Reichsantheil, nämlich in dem Königreiche Mercia liegenden Güter entzogen, und darüber zum Vortheil anderer in seinen Staaten liegenden Kirchen und Klöster ganz nach Willkühr verfüget. Doch damit noch nicht zufrieden, wußte König Offa, in dem Jahre 785, auf einem, in Gegenwart zweier päbstlichen Legaten, zu Calcuit oder Calcythe**), ge-

*) History of England by Iohn Lingard; Chap. 3. p. 141 et 142.

**) Ueber die Lage dieser Stadt sind die Meinungen der englischen Geschichtschreiber und Geographen vielfach

haltenen, höchst stürmischen Concilium (concilium calcutense) es durch sein Ansehen dahin zu bringen, daß unter dem Vorwand, der Metropolitansprengel von Canterbury sey viel zu ausgedehnt, es überdies auch höchst unschicklich, daß die Kirchen des mächtigsten der englischen Königreiche einem, in dem kleinen Königreiche Kent liegenden erzbischöflichen Sitze untergeordnet seyn sollten, der Vorschlag gemacht ward, die bischöfliche Kirche von Lichfield zu einer Metropolitankirche zu erheben, und ihrer Gerichtsbarkeit alle Kirchen und Klöster zwischen der Themse und der Humber unterzuordnen, wodurch der Metropolitansprengel von Canterbury blos auf die kleinen Reiche Kent, Sussex und Wessex beschränkt ward. Dieser neuen Einrichtung widersetzte sich natürlicher Weise der Erzbischof Jaenbercht von Canterbury aus allen Kräften; da er aber nichts ausrichten konnte, und die neue Einrichtung ohnehin vor allem erst der päbstlichen Bestätigung bedurfte, so ordnete er einige seiner Geistlichen nach Rom, um bei dem päbstlichen Stuhl gegen die auf dem Concilium in Vorschlag gebrachten Neuerungen Schutz und Abhülfe zu suchen. Jaenberchts Abgeordnete beriefen sich auf einen zweihundertjährigen Besitz, auf eine Menge früherer, die Rechte der Kirche von Canterbury und die Grenzen dieses erzbischöflichen Sprengels bestimmender päbstlicher Decrete, und endlich auch auf das große Unrecht, den Kirchsprengel eines Metropolitanbischofes, gegen den man nicht die mindeste Klage vorzubringen habe, beinahe um die Hälfte zu schmälern. Aber auch

getheilt. Mit Bestimmtheit läßt sich nichts darüber sagen. Lingard vermuthet, es sey das heutige Chelsey, welche Städt bis tief in das fünfzehnte Jahrhundert Chelcete hieß.

Offa hatte gleich nach beendigtem Concilium Gesandte nach Rom geordnet, und diese wußten so gute, oder scheinbare Gründe vorzubringen, daß Pabst Hadrian nach dem Wunsche des Königes entschied, den bischöflichen Stuhl von Lichfield zu einem Metropolitansitz erhob, und dem damaligen Bischofe Adolph sogar das Pallium sandte.

12. So lange Offa lebte, konnte Jaenbercht nur dulden und schweigen; eben so dessen Nachfolger auf dem Stuhl von Canterbury, der Erzbischof Ethelheard. Als aber nach Offa's Tod, Cenulf den Thron bestieg, machte Ethelheard die Rechte seiner Kirche auf das neue wieder geltend, reiste nach Rom, und vertheidigte in eigner Person seine Sache vor dem Pabste Leo III., dem er alle, den uralten Besitzstand der erzbischöflichen Kirche von Canterbury begründenden Urkunden vorlegte. Die gerechten Foderungen des Erzbischofes Ethelheard unterstützten am römischen Hofe nicht wenig ein, vom König Cenulf eigenhändig an den Pabst geschriebener Brief, und noch ein anderes, zu dem nämlichen Zwecke, im Namen der gesammten Geistlichkeit und des ganzen hohen Adels, an den Pabst gerichtetes Schreiben. Indessen wollte Leo sich nicht übereilen. Mit Zuziehung mehrerer Bischöfe untersuchte und prüfte er sehr sorgsam alle ihm vorgelegten Akten und Urkunden, und da es sich ergab, daß die, von seinem Vorfahrer, dem Pabst Hadrian gegebene Entscheidung, weil durch falsche Berichte erschlichen, auf ganz anderen, aber jetzt als ungegründet erkannten Voraussetzungen beruhete, so nahm Leo dieselbe wieder zurück, entschied für den Stuhl von Canterbury, und verordnete die Wiederherstellung des, in der Diöcesan-Eintheilung der englischen Kirche, bevor König Offa sich jene Eingriffe erlaubt

hatte, bestandenen Status quo. Mit dieser päbstlichen Entscheidung eilte Ethelheard nach England zurück, und berief in dem Jahre 803 das Concilium in Cliff, bei welchem zwölf Bischöfe, mehrere Aebte und endlich auch der König Cenulf selbst nebst vielen Großen seines Reiches gegenwärtig waren. Das päbstliche Decret ward vorgelesen, und dessen genaue Befolgung von dem Concilium einstimmig verordnet. Alle dem verstorbenen Jaenbercht entzogenen Kirchen wurden demnach dem Ethelheard wieder zurückgegeben, und der bisherige Erzbischof von Lichfield ward auf den Rang eines Suffraganbischofes der erzbischöflichen Kirche von Canterbury herabgesetzt. Ethelheard sprach hierauf, und zwar, wie er selbst sagte, vom Pabst Leo dazu ermächtiget, den Bannfluch gegen alle aus, welche in Zukunft es wagen sollten, sich ähnliche Eingriffe in die Verfassung der Kirche von England zu erlauben. Das Concilium machte noch verschiedene andere, die Kirchenzucht betreffende, Verordnungen, unter andern verbot es auch den Klöstern, sich noch ferner Laien zu ihren besondern Oberherren zu erwählen *).

*) Cenulf, unter dessen Regierung und Mitwirkung dies in der Geschichte der englischen Kirche so merkwürdige Concilium zusammen kam, war der Sprosse einer, vom Throne sehr entfernten Seitenlinie des Hauses Penda. Aber Offas ganzer Stamm war plötzlich von der Erde verschwunden, und sein Sohn Egferth, welcher ihm in der Regierung folgte, überlebte seinen Vater nur um 3 Monate. Der Untergang dieses Hauses war ein sichtbares Strafgericht Gottes, wegen einer schauerlichen Frevelthat, wozu Offa durch seinen, nie zu stillenden Länderdurst sich hatte hinreißen lassen. Durch ununterbrochenes Waffenglück hatte Offa nicht nur jede der vielen, in den ersten zehn Jahren seiner Regierung, ausgebrochenen Empörungen sogleich unterdrückt, die rebellischen Thans stumm-

lich besiegt, sie theils aus dem Lande gejagt, theils hinrichten lassen, und dadurch seinen Thron vollkommen befestiget, sondern auch noch durch sehr bedeutende, in einer Reihe, mit den Königen von Kent, Wessex, Northumbrien und den alten Britten, stets glücklich geführter Kriege gemachten Eroberungen, die Grenzen seiner Macht ungemein erweitert. Unter Offa war Mercia das bei weitem mächtigste Reich in England. Alle übrigen angelsächsischen Fürsten suchten daher durch Familien-Verbindungen sich des Schutzes und der Freundschaft des mächtigen und gefürchteten Königs von Mercia zu versichern. Offas zwei älteste Töchter, Eadburga und Elfleda, wurden demnach mit den Königen von Wessex und Northumbrien vermählt, und um die Hand der jüngern Prinzessin Etheldrida bewarb sich Ethelbert, der junge König der Ost-Angeln. Nach dem Zeugniß aller englischen Geschichtschreiber war der junge Ethelbert ein, an Geist und Körper vollendeter, mit den schönsten Eigenschaften geschmückter, ungemein liebenswürdiger Prinz. Etheldrida's Hand ward ihm also zugesagt, er selbst auf das freundlichste eingeladen, sich an den Hof seines künftigen Schwiegervaters zu begeben. Ethelbert eilte, der für ihn so freudigen Einladung zu folgen. Mit glänzendem Gefolge erschien er an Offa's Hofe, ward dem Scheine nach mit dem größten Wohlwollen empfangen, und der ganze Tag unter frohen und schimmernden Hoffesten zugebracht. Als aber schon sehr späte in der Nacht Ethelbert sich in sein Gemach zurückgezogen hatte, trat gleich darauf Wimbert, einer von Offa's Palastbeamten, bei ihm ein, mit der Bitte, sich unverzüglich zu dem König zu verfügen, der über eine sehr wichtige Staatsangelegenheit mit ihm ganz allein und in Geheim sich unterhalten wolle. Unbewaffnet folgte der verdachtlose junge Monarch seinem Führer; hatte aber kaum einen ziemlich langen, und nur äußerst schwach beleuchteten Gang betreten, als er plötzlich von versteckten Mördern überfallen, und sogleich auch niedergestoßen ward. So bald Ethelberts Begleiter die schreckliche Nachricht von dem Tode

ihres jungen Herrn erfuhren, schwangen sie sich schnell auf ihre Pferde, und flohen erschrocken davon. — Um die Welt von seiner Unschuld zu überzeugen, schloß sich Offa, unter allen äußern Zeichen der tiefsten Trauer einige Tage in seinen Palast ein; bemächtigte sich aber auf der Stelle sämmtlicher, dem ermordeten König gehöriger Länder. Niemand ward demnach auch getäuscht; und mit Ausnahme des Mönchs von St. Albans, welches Kloster Offa gestiftet hatte, bezeichnen alle englischen Geschichtschreiber den König Offa als den raubgierigen Mörder des jungen, hoffnungsvollen Monarchen. Aber schwer lastete auch von jetzt an auf dem gekrönten Frevler und dessen ganzem Hause die Hand der strafenden Gerechtigkeit Gottes. Alle Prinzen aus seiner Familie starben schnell hintereinander hinweg. Er selbst ward von den Vorwürfen seines Gewissens Tag und Nacht gequält, fing bald darauf an zu kränkeln, und schleppte seinen siechen, von Gewissensbissen gefolterten Körper kaum noch zwei Jahre mühsam und schmerzhaft umher. Um, wie er wähnte, seine Missethat zu sühnen, errichtete er in der Kirche von Heresford über dem Grabe Ethelberts ein prachtvolles Denkmal. Er selbst ward, wie er es auf seinem Sterblager verordnet hatte, nicht ferne von Bedford, in einer Kapelle an den Ufern der Ouse begraben. Aber derjenige, dessen unersättlicher Ländergier beinahe ganz England zu klein war, der seiner unseligen Leidenschaft so viele blutige Menschenopfer brachte, und endlich sogar mit Meuchelmördern in Bund trat: dieser sollte nach seinem Tode nun nicht einmal einige Quadratschuhe festen Bodens finden, worin seine Gebeine ruhen könnten. Die Ouse trat aus ihren Ufern, ihre wilden Fluthen rissen das Grabmal nieder, und schwemmten des Königes dort aufbewahrten Ueberreste in den grenzenlosen Ocean hinweg. Wahrscheinlich wird der Bauch eines Haifisches oder Requins des ländersüchtigen Offa's Grab geworden seyn. — Offa's Mißgeschick, nach der an Ethelbert vollbrachten Mordthat, ereilte nun auch bald sogar seine Töchter. Etheldrida, deren schönste Hoffnungen mit Ethelfreds blutender Leiche waren zu Grabe getragen wor-

den, verließ mit Abscheu den Palast ihres Vaters, um in einem Kloster auf immer das verlorne Glück ihres Lebens zu beweinen. Elfleda ward schon im eilften Monat nach ihrer Vermählung eine trauernde Wittwe, und suchte nun ebenfalls innerhalb der stillen Mauern eines Klosters einige Linderung für ihren Schmerz. Am unglücklichsten, jedoch aus eigener Schuld, ward die, an unbändiger Herrschsucht ihrem Vater ähnliche Eadburga. Ohne es zu wollen, vergiftete sie ihren Gemahl, den König Breitric von Wessex. Das Gift hatte sie für einen jungen Ealderman gemischt, durch dessen, bei ihrem Gemahl dem König, steigenden Ansehen sie eine Verminderung ihres eigenen Einflusses befürchtete. Leider trank der König, der dem jungen Grafen seine ganze Gunst geschenkt hatte, mit seinem Liebling aus dem nämlichen Becher, und beide starben nun noch am Abend desselben Tages. Des Königs und seines Günstlings gleich nach dem Trunk erfolgte schmerzliche Tod verrieth der Königin grauenvolle That. Die Thans von Wessex standen im Begriff, den Tod ihres ermordeten Königs zu rächen, und Eadburga entfloh nun eiligst mit allen ihren Schätzen nach Frankreich. Ungemein wohlwollend empfieng Carl die flüchtige Tochter seines ehemaligen Freundes. Der großmüthige Monarch sorgte königlich für ihren Unterhalt, und gab ihr eine der ansehnlichsten und einträglichsten Abteien in seinem Reiche. Aber bald empörte jetzt die scandalöse Aufführung der neuen fürstlichen Aebtissin nicht nur die frommen, an Sittsamkeit gewöhnten Klosterfrauen, sondern selbst die ganze weit umherliegende Gegend. Mit Schmach mußte endlich Eadburga die Abtei wieder verlassen, ging hierauf nach Italien, und sank zu Pavia nach und nach in so tiefe Armuth, daß sie, die Tochter und Gemahlin eines Königs, nicht selten die Vorüberziehenden um ein kleines Allmosen anzuflehen sich gezwungen sah. —

In Ansehung Offa's Reise nach Rom, deren beinahe in allen Geschichtsbüchern Erwähnung geschieht, müssen wir noch bemerken, daß sie von Lingard nicht nur bezweifelt, sondern als Thatsache völlig verworfen wird, und zwar hauptsächlich deswegen, weil der

dem fabelhaften Mönch von St. Albans (fabulous monk of St. Albans) keiner der frühern englischen Geschichtschreiber ihrer erwähnt. Indessen müssen wir gestehen, daß dieser Grund uns nicht zureichend scheint, indem nach den allgemein anerkannten Regeln historischer Kritik, das bestimmte Zeugniß eines Geschichtschreibers durch das Stillschweigen der Uebrigen nicht entkräftet wird. Auch wäre es wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß Offa unter den vielen Mitteln, die er versuchte, sein empörtes Gewissen wieder zu besänftigen, nun auch zu einer Wallfahrt nach den Gräbern der beiden heiligen Apostel seine Zuflucht hätte nehmen können. Uebrigens ist es zuverlässig, daß Offa, durch eine, den päbstlichen Legaten, in dem Jahre 785 übergebene Urkunde, sich und seine Nachfolger verbindlich machte, jährlich die Summe von 365 Mancus (nach dem jetzigen englischen Geldfuß ungefähr 50 Pfund Sterling) der Peterskirche in Rom zu senden. — — Uebrigens mögen sich die Leser bei dieser Gelegenheit erinnern, was wir in Ansehung der Geschichte der angelsächsischen Heptarchie, im 10. B. unserer Geschichte Abschnitt 4. §. 25. in der Note, besonders am Ende derselben, bemerkt haben.

XVI.

1. Biographische Züge aus dem Leben einiger unter Leo des dritten Pontificat, blühenden, oder gestorbenen merkwürdigen Heiligen. — 1. Der heilige Ludger. — — Obgleich die Verhandlungen der vielen, in dem fränkisch-römischen Reiche, gehaltenen Concilien uns in der That keine sehr hohen Begriffe von der Heiligkeit der abendländischen Geistlichkeit in dieser Periode beibringen können; so gab

es dennoch, vermöge des, der katholischen Kirche stets inwohnenden Charakters der Heiligkeit, auch damals, weil überhaupt keinem Jahrhundert völlig ermangelnd, mehrere ausgezeichnete, höher begnadigte Naturen, die, als wahre Zierden der Religion Jesu, unangezogen von der Welt, und in heiliger Begeisterung erglühend, durch den Glanz ihrer Heiligkeit und ächt evangelische Tugend die Kirche des Sohnes Gottes verherrlichten, und dann mit dem alles belebenden Strahl jenes göttlichen Lichtes, das sie selbst erleuchtete, auch nicht selten die geistige Nacht ihres Jahrhunderts wieder erhellten. Eine der ersten Stellen in dieser glänzenden Schaar gebührt unstreitig dem heiligen Ludger, einem der Apostel Frieslands und Sachsens, und nachherigem Bischof von Münster in Westphalen*). — Entsprossen aus einem alten, edeln, friesischen Geschlecht, kam Ludger, ein Sohn frommer christlicher Aeltern, im Jahre 743 auf die Welt. Schon seine Mutter ward, als ein noch sehr zartes Kind, und nachdem sie kaum das Licht der Welt erblickt hatte, auf wunderbare Weise von der Hand der Vorsehung dem Tode entrissen. Ihre Großmutter nämlich war noch eine Götzendienerin, und zufolge eines, unter den heidnischen Friesen herrschenden, grausamen Aberglaubens war es den Aeltern oder Großältern erlaubt, ein Kind zu tödten, das die Mutter noch nicht an ihre Brust gelegt, mithin noch keine Nah-

*) Man hat mehrere Lebensbeschreibungen des heiligen Ludger, die man theils bei Mabillon, theils bei Surius und Bollandus findet. Sie sind größtentheils von Mönchen verfaßt, und die beste und zuverlässigste ist unstreitig die von Altfrid, dem dritten Bischofe von Münster.

tung empfangen hatte. Im höchsten Grade darüber aufgebracht, daß ihre Schwiegertochter bisher nur Töchter geboren, hatte die heidnische Großmutter, als jene ihrer Entbindung wieder ganz nahe war, einem ihrer Diener den Auftrag gegeben, das neugeborne Kind, im Falle es wieder ein Mädchen wäre, alsogleich, und bevor die Mutter es noch an ihre Brust gelegt hätte, in einem, zu diesem Zwecke schon vor der Thüre des Hauses bereit stehenden Eimer Wasser zu ersäufen. Der, von der heidnischen Großmutter vorhergesehene Fall trat wirklich ein, und der Diener, dem jener grausame Auftrag gegeben worden war, eilte auch sogleich den erhaltenen Befehl zu vollziehen. Das Kind hatte er schon bei den Füßen gefaßt, um es mit dem Kopf in das Wasser zu tauchen. Aber das holde Geschöpf stemmte sich mit seinen Aermchen an dem Rande des Eimers, leistete selbst, ganz unbegreiflicher Weise, einige Zeit Widerstand. Glücklicher Weise ward jetzt eine Frau aus der Nachbarschaft, die diesem rührenden Schauspiel einige Augenblicke zugesehen hatte, plötzlich von Mitleid ergriffen, lief schnell herbei, riß das Kind dem Knecht aus der Hand, eilte damit in ihre Wohnung, und ließ ihm unverzüglich etwas Honig verschlucken. Das Kind war nun gerettet; unbesorgt konnte die gute Frau es der Mutter wieder zurückbringen; denn da es jetzt einige Nahrung zu sich genommen, war es der Heidin nicht mehr erlaubt, dasselbe zu tödten. Das gleichsam durch ein Wunder am Leben erhaltene Kind ward nachher die Mutter zweier heiligen Bischöfe, nämlich des heiligen Ludgers und Hildegrimms, und ihre Töchter wurden die Mütter mehrerer, durch Geistesgaben ausgezeichneter Bischöfe.

2. Schon in seiner frühesten Kindheit äußer-

ten sich bei Ludger die Spuren einer ganz ungewöhnlichen Frömmigkeit. Er selbst hat seine Aeltern, ihn und seine Erziehung einem, durch Gottseligkeit ausgezeichneten Manne Gottes zu übergeben. Den Wünschen des Knaben entsprach sehr gerne der Vater, und übergab seinen Sohn der Leitung des heiligen Gregors, eines Schülers des heiligen Bonifacius, und dessen Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Utrecht. Bald erkannte Gregor in dem jungen Ludger den zukünftigen Heiligen, ließ sich daher dessen Erziehung vorzüglich angelegen seyn, gab ihm frühzeitig die Tonsur, und nahm ihn in sein Kloster auf. Als Ludger zum Jüngling zu reifen begann, schickte ihn Gregor nach England, um unter dem berühmten Alcuin seine Studien zu vollenden. Aeußerst sparsam mit seiner Zeit, und gleichsam mit jeder Minute wuchernd, theilte der junge Ludger alle seine Stunden zwischen Andachtsübungen und den Wissenschaften. Aber nur göttliche Dinge konnten seinem Geiste genügen; an allem Uebrigen nahm er keinen Theil, und sprach man in seiner Gegenwart von weltlichen Ereignissen, so verstummte er, und entzog sich, so bald er es nur mit Anstand thun konnte, einer Unterhaltung, die in seiner jugendlichen, nur zu göttlichen Accorden gestimmten Seele einen, wenn auch nur schnell verhallenden Mislaut erzeugen konnte. Vier und ein halbes Jahr blieb Alcuins frommer und eifriger Schüler in England, ging hierauf wieder nach Friesland, und zog sich in sein ehemaliges Kloster in Utrecht zurück.

3. Still, in sich fest abgeschlossen, und nur mit Gott sich beschäftigend, brachte Ludger hier drei volle Jahre zu. Sein klösterliches Leben war jetzt blos eine vorbereitende Disciplin, die aber sein ganz

ges Denk- und Willens-Vermögen immer mehr und mehr läuterte, gleichsam den Ballast, mit dem die Sinnenwelt die Seele belastet, von ihm hinweg warf, und in dem innern geistigen Leben ihn von Stufe zu Stufe auf immer leichtere Höhen führte. Als die, ihn erziehende unsichtbare Hand der Vorsehung ihn auf diese Weise gehörig vorbereitet hatte, zog sie ihn aus seiner bisherigen Verborgenheit hervor. Gregor starb in dem Jahre 776; und sein Nachfolger auf dem Stuhle von Utrecht, Bischof Alberich, weihete Ludger an demselben Tage, an welchem er selbst die bischöfliche Consecration erhielt, zum Priester bei der Kirche zu Dockem, dem nämlichen Ort, wo der heilige Bonifazius einst die Krone der Märtyrer errungen hatte. — Den, von dem neuen Bischofe getroffenen Verfügungen zufolge mußte Ludger jedoch, obgleich mit noch zwei andern Priestern abwechselnd, sich auch der Leitung des Klosters von Utrecht unterziehen, und überdies den, sehr zahlreich in dem Lande zerstreuten heidnischen Friesen das Evangelium predigen. Groß war der Segen, der auf den apostolischen Arbeiten des Heiligen ruhete. Viele Götzendiener bekehrte er zum Christenthum, eben so viele schlechte Christen zu besserm, wahrhaft christlichem Wandel. Bei der immer wachsenden Zahl der Gläubigen, erbauete er nun auch mehrere Kirchen, und da sein, sich immer weiter verbreitende Ruf ihm mehrere Schüler zuzog; so ward er jetzt schon der Gründer verschiedener Klöster. Dem, von seinem Bischofe erhaltenen Auftrag gemäß, zerstörte Ludger überall die Götzentempel, und zwar nicht selten mit der größten Gefahr für sein eigenes Leben. In einem dieser Tempel fand er einen ungeheuern Schatz, wovon nun Carl der Große zwei Drittel für sich nahm, das Uebrige aber der Kirche von Utrecht schenkte *).

*) Zufolge den, in einigen Capitularien Carls des Gro-

Auch die von den Sachsen völlig zerstörte Kirche zu Deventer ward von ihm wieder aufgebauet, und da er in derselben den Körper des heiligen Libuin, wie Bischof Alberich es verordnet hatte, beisetzen wollte; so suchte er jetzt lange Zeit und mit der größten Sorgfalt den Ort, wo derselbe begraben lag; aber alle seine Nachforschungen blieben fruchtlos, bis endlich in einem nächtlichen Traumbilde der Heilige selbst ihm erschien, und den Ort, wo seine Gebeine ruheten, ihm anzeigte.

4. Sieben Jahre hatte jetzt Ludger mit rastlosem Eifer und dem glücklichsten Erfolge in Friesland gearbeitet, als plötzlich ein abermaliger verheerender, feindlicher Einfall der Sachsen die ganze, in ihrer schönsten Blüthe stehende Aussaat des Heiligen wieder zertrat. Die gegen das Christenthum, weil gegen die Franken, äußerst erbitterten Sachsen zerstörten und verbrannten alle Kirchen und Klöster, erwürgten oder vertrieben Priester und Mönche, und zwangen alle, welche Christen geworden waren, auf das Neue wieder den Götzen zu opfern. Auch der heilige Ludger sah sich jetzt gezwungen, Friesland zu verlassen und ging nun, weil gewaltsam aus seinem bisherigen Wirkungskreise herausgerissen, mit seinem Bruder Hildegrimm, und einem gewissen Gerbert mit dem Beinamen der Keusche, nach Rom, um an der Quelle aller Wahrheit, und aus dem Munde

ßen, enthaltenen Verordnungen, gehörten von jedem, auf den Grund und Boden eines Laien gefundenen Schatz drei Viertheile dem königlichen Fiscus, und nur ein Viertel blieb dem Grundeigenthümer. Mehr begünstiget waren die, den Kirchen gehörigen Ländereien; denn von den, darin gefundenen Schätzen flossen nur zwei Drittheile in die königlichen Kassen.

des Oberhauptes der Kirche selbst zu vernehmen, auf welche Weise er ferner Gott und der Kirche am besten dienen könnte. Auf den Rath des Pabstes Hadrian ging Ludger in das Kloster von Monte Cassino, studirte dort die Regel des heiligen Benedikts, lebte ganz nach der Richtschnur derselben, kleidete sich auch in das Gewand des Ordens, legte aber dennoch, weil in seinem Innern keinen Beruf dazu fühlend, die Klostergelübde nicht ab.

5. Als in dem Jahre 785 Carl die Sachsen völlig unterworfen zu haben glaubte, auch Friesland wieder erobert, und selbst der Sachsen berühmter Anführer Wittkind in Attigin die heilige Taufe erhalten hatte, kehrte auch unser Heilige aus seinem bisherigen Aufenthalt zu Monte-Cassino wieder in sein Vaterland zurück, und Carl der Große, dem Alcuin schon einen sehr hohen Begriff von Ludgers großen Eigenschaften beigebracht hatte, übertrug ihm die Bekehrung der fünf östlichen Cantone von Friesland. Jetzt war Ludger wieder in seinem wahren geistigen Element. Das ganze Land gewann in kurzer Zeit eine andere Gestalt. Schon das Aeußere des Heiligen war ehrfurchterweckend, und seine himmlischen Gesichtszüge voll Ernst und Milde, zogen alle Herzen ihm zu. Die eigene Heiligkeit seines Wandels drückte seiner Lehre das Siegel der Göttlichkeit auf. Wo er hin kam, strömte das Volk ihm entgegen, und nach jeder seiner Predigten drängten sich ganze Schaaren zur Quelle des Heils herbei. Aber bald wurden Frieslands Grenzen dem Seeleneifer des Heiligen zu enge. Er schiffte sich demnach ein, und begab sich, jedoch nicht ohne die Genehmigung Carls des Großen, auf die, zwischen Friesland und Dänemark gelegene Insel Fusita (nun Ameland) die nämliche, auf welche einst

auch ein Sturm den heiligen Willibrod verschlagen hatte *). Alle Einwohner der Insel waren noch Heiden, und opferten dem Götzen Fosit. Was der heilige Willibrod zu seiner Zeit nicht wagen durfte, konnte mit ungleich weniger Gefahr, weil Carl, und kein heidnischer Radbot mehr, über Friesland und die nahe liegenden Inseln herrschte, unser Heilige jetzt thun. Er stürzte also den Götzen Fosit, zertrümmerte dessen Tempel, bekehrte alle Einwohner zum Christenthum, und taufte sie an eben jener, dem ehemaligen heidnischen Aberglauben der Inselbewohner so heiligen Quelle, bei welcher auch nur ein einziges lautes Wort zu sprechen für ein des Todes würdiges Verbrechen gehalten ward. Unter den Neophyten befand sich auch Landerich, einer der Söhne des Fürsten der Insel. Ludger ließ sich den Unterricht desselben ganz vorzüglich angelegen seyn, und da er ganz ungewöhnliche Anlagen in ihm entdeckte, so weihete er ihn zum Priester und ernannte ihn zum Vorstand der neuen, auf der Insel zum Christenthum bekehrten Gemeinde. Landerich entsprach vollkommen den Hoffnungen des Heiligen, ward sowohl durch seinen Eifer und frommen Wandel, als auch durch das Ansehen, das seine Geburt ihm gab, eine kräftige Stütze der Mission von Fusita, und erhielt und stärkte, auch nach Ludgers Abreise, die Neubekehrten in ihrem Glauben an Jesum Christum. Nach seiner Rückkehr nach Friesland erhielt Ludger von Gott die Gabe wunderbarer Heilungen. Als er einst mit Einigen seiner Schüler bei einer vornehmen friesischen Dame bei Tische saß, ward ein Blinder zu ihm geführt, der ihn um Gottes willen bat, daß er ihm sein Gesicht, daß er vor drei Jahren ver-

*) Man sehe der Fortsetzung B. 10. Abschnitt 6. §. 13.

loren, wieder geben möge. Ludger, ohne auf das sonderbare Begehren des Blinden einzugehen, ja selbst dem Scheine nach gar nicht darauf achtend, fragte den Blinden, ob er allenfalls zu ihm gekommen sey, um bei ihm zu beichten. Bernlef, so hieß der Blinde, obgleich auf diese ganz unerwartete Frage nicht gefaßt, beantwortete sie doch mit ja; und Ludger beschied ihn auf den folgenden Tag zu sich. Bernlef fand sich pünktlich um die bestimmte Stunde bei dem Heiligen ein, der aber an diesem Tage sehr frühe sich auf ein Pferd gesetzt, und auswärtiger Geschäfte wegen aus dem Orte sich entfernt, jedoch vorher sehr kenntlich einen Ort bezeichnet hatte, wo man ihn antreffen würde. Unverzüglich bestieg nun auch Bernlef ein Pferd, und ließ sich an den bezeichneten Ort führen, wo er auch wirklich den Heiligen fand; dieser leitete nun selbst das Pferd des Blinden, und ritt mit ihm an einen ganz entlegenen Ort. Hier hörte er Bernlefs Beicht, legte ihm eine Buße auf, und bezeichnete denn die Augen desselben mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Er fragte ihn hierauf, ob er Etwas sehe, und hielt ihm die Hand vor die Augen. Ja! erwiederte Bernlef, ich sehe die Hand meines Wohlthäters, ergriff sie, und drückte sie an seine Lippen. Ludger ritt nun mit dem noch immer nicht vollkommen Sehenden eine Strecke weiters, während er immer von göttlichen Dingen mit ihm redete. Als sie ganz nahe an ein Dorf gekommen waren, fragte Ludger abermals den Bernlef, ob er Etwas sehe. Dieser hob die Augen empor, und außer sich vor Freude rief er aus, daß er jetzt vollkommen sehe; das vor ihnen liegende Dorf sey das Dorf Wertheim; Menschen, Bäume, und alle Gegenstände könne er deutlich und genau von einander unterscheiden. Der auf so wunder-

bare Weise sehend Gewordene wollte jetzt seinem überströmenden Dankgefühle freien Lauf lassen, als der Heilige ihm plötzlich den Mund schloß, ihn in eine nahe stehende Kapelle führte und, nachdem sie beide Gott für die erhaltene Wohlthat gedankt hatten, sich von Bernlef eidlich versprechen ließ, den Namen desjenigen, der ihn geheilet hätte, niemand zu entdecken. Bernlef hielt treulich sein Versprechen, stellte sich selbst, damit ja sein himmlischer Arzt unbekannt bliebe, noch einige Tage blind, und entdeckte erst nach Ludgers Tode das von Gott, durch diesen Heiligen an ihm gewirkte Wunder. Bernlef führte von jetzt einen ausgezeichnet christlichen Wandel, und erreichte ein sehr hohes Alter. Als er endlich dem Tode sich nahe fühlte, und seine, neben seinem Sterbebette stehende Gattin in Thränen zerfließen sah, suchte er sie auf mancherlei Weise zu trösten; und als diese ihn versicherte, daß sie ohne ihn nicht leben könne, sagte er zu ihr: „Sey getröstet; wenn mein Gebet nach meinem Tode etwas bei Gott vermag; so wirst du gewiß mir bald nachfolgen“ und wirklich folgte auch schon am vierzehnten Tage nach seinem Tode ihm seine treue Gattin in die Ewigkeit nach.

6. Als das Christenthum sich zusehends in Sachsen verbreitete, berief Carl der Große den heiligen Ludger in die westlichen Provinzen dieses Landes. Der Heilige folgte diesem Ruf und kam nach Westphalen. Hier hatte er den Trost, schon eine Menge der Gläubigen zu finden, äußerte daher auch den Wunsch, daß Einer aus seinen Schülern zum Bischofe möchte gewählt werden. Gerne entsprach Hildebald, Erzbischof von Cöln, dem Wunsche des Heiligen, wollte jedoch Niemand anderes, als ihn selbst zum Bischofe weihen. Aber die Demuth

des Heiligen erschrack vor einer so schweren und heiligen Bürde. Standhaft weigerte er sich also, die ihm angetragene Würde anzunehmen; und als eines Tages Hildebald abermals mit Bitten in ihn drang, antwortete er ihm mit den Worten des großen Apostels: "Ein Bischof muß ein Mann ohne "Tadel seyn." — "Ach," erwiederte Hildebald seufzend, "man hat an mir, als man mich zum Bi"schofe ernannte, diese Regel nicht beobachtet." — Den vereinten Wünschen und Bitten des Erzbischofes und eines zahlreichen Volkes gab Ludger endlich nach, und ward in dem Jahre 802 von Hildebald zum Bischof von Mimigardefort geweihet. Diese Stadt erhielt nachher den Namen Münster von einem Kloster, welches der heilige Ludger für regulirte Chorherren allda gestiftet hatte. Aber ungemein erweitert ward jetzt der Wirkungskreis des Heiligen; denn die fünf Cantone von Ostfriesland, welche er zum Christenthum bekehrt hatte, wurden nun ebenfalls mit der Diöcese von Mimigardefort vereiniget. — Nie hatte zwar der Heilige jemals Klostergelübde abgelegt, aber demungeachtet in seiner Lebensweise stets die Regel der Mönche beobachtet, auch gleich ihnen sich gekleidet. Sobald er aber auf den bischöflichen Stuhl erhoben war, legte er den Mönchshabit ab, kleidete sich, wie es einem Bischofe geziemt, aß nun auch zu gewissen Zeiten Fleisch, nahm sogar bisweilen Einladungen an, überschritt aber dabei nie die Grenzen der strengsten Mäßigkeit, und wußte mit vieler Gewandtheit, sowohl an der Tafel, wie in jedem andern gesellschaftlichen Kreise, das Gespräch stets blos auf göttliche Dinge zu lenken. Da sein ganzes Leben nur Gott und dem Heil der Menschen geweiht war; so widmete er nun auch jede Stunde diesem erhabenen Zwecke; vollkommen überzeugt, daß die Täge, die

Gott ihm schenke, eben so viele Talente wären, mit welchen er für die Ewigkeit wuchern müsse. Selten gönnte er sich daher das Vergnügen gesellschaftlichen Umganges, und mußte er, durch seine Verhältnisse oder andere Umstände gezwungen, sich in einer Gesellschaft einfinden, so suchte er stets solche Stunden so viel wie möglich zu verkürzen *). Ue-

*) Es versteht sich von selbst, daß von jenen gemischten, eben so zahlreichen als geräuschvollen Gesellschaften, die man Assembleen zu nennen pflegt, nicht die Rede seyn kann. Diese gehören ausschließlich der sogenannten großen Welt an, und ihr überlassen wir es also auch, über deren Werth oder Unwerth zu entscheiden. Aber auch selbst die weit edlern, weit höhere geistige Genüsse gewährenden gesellschaftlichen Vereine mehrerer, theils näherer, theils entfernterer Freunde und Bekannten sind, besonders wenn öfters wiederholt, nichts weniger als ganz gefahrlos, und die Gefahren vielleicht desto größer, je weniger man sie ahnt, und je weniger man sich also auch gegen dieselben zu waffnen sucht. Schon die damit nothwendig verbundene Zerstreuung reißet den Menschen zu sehr aus sich selbst heraus, und die, einige Stunden unter einem bunten Gewühl von Ideen und Illusionen herumschweifende Seele, findet dann nicht immer sogleich wieder die Einkehr in sich selbst; und hat sie diese auch endlich wieder gefunden; so ist es denn doch gewöhnlich nicht zum besten darin aufgeräumt, und Alles sogleich wieder an seinem rechten Ort und seiner gehörigen Stelle. Zudem sucht und findet auch die, nie schlafende, und nur selten schlummernde Eigenliebe, hier größtentheils eine ziemlich ergiebige Ernte; besonders bei jenen, deren Geist vorzüglich gehuldiget wird, deren Verstand und umfassende Kenntnisse man bewundert, und deren lebhafter, in alle Formen und Gestalten sich kleidender Witz als die herrlichste Würze alles gesellschaftlichen Vergnügens gepriesen wird. Aber zu der, auf diese Weise nun einmal geweckten und erwachten Eigen-

brigens war er ungemein freundlich und herablas-

liebe gesellen sich nun auch bald deren ewige Gespielinnen und Gesährtinnen, die Lust zu gefallen, zu blenden, zu glänzen, andere zu überflügeln; wodurch denn nothwendig nun auch bei eben jenen Andern eine Menge kleiner, unlauterer Regungen von Neid, Schelsucht, Mißgunst ꝛc. sich fühlbar machen müssen. Das Endresultat bei diesen wie bei jenen, kann also kein anderes seyn, als Erkaltung der Liebe, aufgeregter Stolz, gereitzte Eigenliebe, und ein, wenn auch nicht gröblich, doch immer befleckes Gewissen; und so geschieht es dann, daß alle zusammen größtentheils um einige Procente schlechter aus der Gesellschaft herausgehen, als sie hinein gegangen sind. — Ganz anderer Natur aber sind jene stillen Vereine blos zweier, höchstens dreier rein mit einander sympathisirender Seelen, deren jeder auch das gerade das Höchste ist, was überhaupt dem Menschen das Ehrwürdigste und Heiligste seyn muß. Zu ihrer eigenen Höhe und Würde zieht dann gewöhnlich die Erhabenheit des Gegenstandes der Unterhaltung auch die Sprechenden empor; kein vorlauter, liebloser Gedanke, keine unlautere Regung vermögen alsdann mehr den Kopf, oder das Herz zu beschleichen. Gleich einer vollkommen harmonisch gestimmten, doppelten oder dreifachen Leyer, lösen sich alle Töne ihrer Seelen in freundliche, ja wohl himmlische Accorde auf; denn an der Gluth des Einen erwärmt sich jetzt auch das Herz des Andern, an seinem Lichte entzündet sich nun ebenfalls die Leuchte des Freundes, und der stille Friede, der in der Seele des Einen ruhet, theilt sich nun auch dem Herzen des Andern mit. Solche Stunden der Unterhaltung sind gewöhnlich wahre Stunden der Begeisterung; auf lange Zeit verscheuchen sie oft alle trüben Nebelgestalten, die den Verstand verdüstern, und den Geist niederdrücken; sie sind tröstend, stärkend und erhebend, und bringen einen Gewinn, der, wenn niedergelegt in einem gefühlvollen Herzen, oder einer entzündbaren, für begeisternde Wahrheiten empfänglichen Phantasie, auch in der Folge noch überschwänkliche Zinsen abwirft;

send, und eben so mild und schonungsvoll gegen andere, als streng gegen sich selbst. Aber bei aller seiner seltenen Sanftmuth und Nachgiebigkeit fehlte es ihm dennoch auch nicht an Entschlossenheit; und sobald Pflicht es ihm gebot, zeigte er einen eben so großen Ernst, und unerbittliche Strenge, besonders gegen jene, die stolz auf ihren Reichthum, oder zeitliches Ansehen, sich Freiheiten erlaubten, welche jedes christliche Gewissen verschmähet und die Kirche verdammt. Eine sehr reiche und vornehme Dame machte hierüber eine sehr bittere Erfahrung. Sie lebte in einer unerlaubten, sträflichen Verbindung, hörte nicht die mahnende Stimme ihres Bischofes, und fuhr fort, der Kirche und der Gemeinde ein Aergerniß zu seyn. Fernere Schonung von Seite des Bischofes wäre endlich ungeziemende Schwäche gewesen, und so schloß sie nun der heilige Ludger von der Gemeinschaft der Gläubigen aus, und ließ das gegen sie gefällte Urtheil an den Thüren aller Kirchen in seiner Diöceſe anheften.

7. Sein eigenes, sehr reiches väterliches Erbe schenkte Ludger einem, von ihm selbst erbauten Kloster; und von den reichen Einkünften seiner Kirche behielt er nur so viel, als gerade zu Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse nothwendig war. Alles Uebrige war das Eigenthum der Armen, die zu jeder Zeit in ihm einen liebreichen, selbst ihren Bitten stets zuvorkommenden Vater fanden. Obgleich glühend von Eifer für das ewige, wie zeitliche Wohl seiner Heerde, und von seiner ungemein ausgedehnten Diöceſe auf die vielseitigste Weise in Anspruch

kurz, sie gewähren, was man in jenen ausgedehntern, blos durch das gemeinschaftliche Verlangen, einen fröhlichen Abend zuzubringen, gebildeten Cirkeln nie finden wird, auch nie wird finden können.

genommen, widmete er doch jeden Tag mehrere Stunden dem Gebete, durchwachte auch nicht selten ganze Nächte in demselben. Aber dann betete er mit immer steigender Inbrunst. Ein himmlischer Aether lag über alle Höhen und Tiefen seiner Seele verbreitet. In dem mächtigen Gefühle der Nähe seines Gottes waren gleichsam alle seine Sinne gebunden; kein äußerer Gegenstand vermochte jetzt mehr, sie zu berühren, und noch viel weniger die ernste und tiefe Stille seiner Seele zu unterbrechen. Gleiche Sammlung und Inbrunst im Gebete forderte er auch von seinen Geistlichen. Als er mit diesen einst abermals eine halbe Nacht betend zubrachte, bemerkte einer von denselben, daß der, durch einen mit Asche bedeckten Feuerbrand verursachte Rauch seinem Bischofe beschwerlich falle; ganz leise näherte er sich also dem Kamin, und ordnete Holz und Feuer so, daß es nicht mehr rauchen konnte. Ludger, statt demselben zu danken, warf ihm einen ernsten strafenden Blick zu, und legte ihm überdies noch am folgenden Morgen eine, mehrere Tage dauernde Buße auf. „Der wahrhaft Betende“ sagte der heillge Bischof bei dieser Gelegenheit, „muß sich den Ewigen vergegenwärtigen, mithin auch Dessen unendliche Majestät das Herz und die ganze Seele so erfüllen, daß den äußern Eindrücken durchaus kein Zutritt mehr offen steht.“

8. Oefters, als in frühern Jahren verherrlichte jetzt Gott seinen treuen Knecht durch manchers lei wunderbare Gnadenerweisungen, besonders an Kranken und Gebrechlichen. Als er eines Tages mit mehrern Geistlichen und einigen Fremden sich gerade zum Mittagsmahl niedergelassen hatte, kam ein Blinder vor die Thüre des Hauses, und rief mit starker Stimme, daß er den Bischof zu sprechen

konnte er von Carl dem Großen nie die Erlaubniß dazu erhalten. Solcher Männer, wie Ludger, sagte der Monarch, bedürfe er selbst in seinem eigenen Reiche, und könne demnach in deren, dazu mit so vielen Gefahren verbundenen Entfernung nicht einwilligen. Als des Kaisers Antwort dem Heiligen hinterbracht ward, betrübte er sich in seinem Herzen und hob trauernd seine Augen zum Himmel empor. Aber seinem prophetischen Blicke entschwand auch jetzt der Schleier, der die Zukunft verhüllt; und er sah und sagte seinen Geistlichen und übrigen Vertrauten das unabsehbare Elend vorher, welches in kurzer Zeit die heidnischen Normänner über das ganze fränkische Reich herbeiführen würden. Zu seiner Schwester Heriberga sagte Ludger, daß nicht er selbst, wohl aber sie die Erfüllung eines Theiles seiner Prophezeihung erleben werde.

10. Da der Heilige die Armen als die kostbarsten Glieder des Leibes Jesu betrachtete; so theilten diese sich auch ausschließlich in seine und seiner Kirchen Einkünfte. Auf die Unterhaltung der Kirchengebäude und deren Schmuck verwandte er gar nichts. Er überließ dies frommen Laien; denn er glaubte, daß diejenigen, welche es empfinden, wie lieblich die Wohnungen des Herrn sind*), und wie selig diejenigen, die in dem Hause des Herrn wohnen**), und daß ein Tag in den Vorhöfen desselben zugebracht besser sey, als tausend Tage anderswo***), auch verpflichtet wären, eben dieses Haus

*) Psalm 21. V. 1.
**) Ebendas. V. 5.
***) Ebendas. V. 11.

und eben diese Wohnungen durch alle nur mögliche irdische Pracht zu verherrlichen. Aber eben daher nahmen auch seine Neider und Feinde eine Veranlassung, ihn bei dem Kaiser zu verläumden. Man möchte sich beinahe wundern, daß ein Bischof, wie Ludger, ein Mann von so tadellosem, heiligem Wandel dennoch Feinde haben konnte. Aber zu welcher Zeit hätten wahrhaft große Männer — und diese finden sich nur in unserer heiligen und heiligmachenden Kirche — nicht ihre Feinde und Verfolger gefunden? Die Welt kennt jene, welche nicht von ihr sind, auch nicht lieben. Der in heilige Naturen einfallende, und auf so mancherlei wunderbare Weise sich brechende göttliche Strahl verletzt schmerzhaft das blöde Auge fleischlich gesinnter Weltleute, und ihre durch Stolz und sinnliches Streben zerrüttete Natur und verfinsterter Verstand müssen nothwendig jede höhere Tugend hassen, die ihrem bethörten Herzen als eine Thorheit erscheint, und von der es sich gar keinen Begriff mehr machen kann *). Der heilige Ludger hatte demnach ebenfalls seine Feinde, die ihn als einen sinnlosen und leichtsinnigen Verschwender der Güter seiner Kirche bei dem Kaiser verläumdeten. Carl ward wirklich gegen den Bi-

*) Es gibt Zeiten, in welchen, um geschmähet, gelästert und zum Theil auch verfolgt zu werden, eine besondere Heiligkeit gar nicht einmal nothwendig ist. Man darf nur Jesum Christum mit Mund, Herz und That bekennen, und sogleich wird man sich auf allen Wegen und Stegen angebellt sehen. Dieses Bellen ist zwar nicht wenig lästig; indessen gewöhnt man sich doch nach und nach daran. Aber viel empfindlicher und schmerzhafter ist es, wenn uns bald da, bald dort, auch noch in Schafspelzen gehüllte Wölfe begegnen, die uns nun ebenfalls ihre giftigen Zähne sehen lassen.

auch ein Sturm den heiligen Willibrod verschlagen hatte *). Alle Einwohner der Insel waren noch Heiden, und opferten dem Götzen Fosit. Was der heilige Willibrod zu seiner Zeit nicht wagen durfte, konnte mit ungleich weniger Gefahr, weil Carl, und kein heidnischer Radbot mehr, über Friesland und die nahe liegenden Inseln herrschte, unser Heilige jetzt thun. Er stürzte also den Götzen Fosit, zertrümmerte dessen Tempel, bekehrte alle Einwohner zum Christenthum, und taufte sie an eben jener, dem ehemaligen heidnischen Aberglauben der Inselbewohner so heiligen Quelle, bei welcher auch nur ein einziges lautes Wort zu sprechen für ein des Todes würdiges Verbrechen gehalten ward. Unter den Neophyten befand sich auch Landerich, einer der Söhne des Fürsten der Insel. Ludger ließ sich den Unterricht desselben ganz vorzüglich angelegen seyn, und da er ganz ungewöhnliche Anlagen in ihm entdeckte, so weihete er ihn zum Priester und ernannte ihn zum Vorstand der neuen, auf der Insel zum Christenthum bekehrten Gemeinde. Landerich entsprach vollkommen den Hoffnungen des Heiligen, ward sowohl durch seinen Eifer und frommen Wandel, als auch durch das Ansehen, das seine Geburt ihm gab, eine kräftige Stütze der Mission von Fusita, und erhielt und stärkte, auch nach Ludgers Abreise, die Neubekehrten in ihrem Glauben an Jesum Christum. Nach seiner Rückkehr nach Friesland erhielt Ludger von Gott die Gabe wunderbarer Heilungen. Als er einst mit Einigen seiner Schüler bei einer vornehmen friesischen Dame bei Tische saß, ward ein Blinder zu ihm geführt, der ihn um Gottes willen bat, daß er ihm sein Gesicht, daß er vor drei Jahren ver-

*) Man sehe der Fortsetzung B. 10. Abschnitt 6. §. 13.

loren, wieder geben möge. Ludger, ohne auf das sonderbare Begehren des Blinden einzugehen, ja selbst dem Scheine nach gar nicht darauf achtend, fragte den Blinden, ob er allenfalls zu ihm gekommen sey, um bei ihm zu beichten. Bernlef, so hieß der Blinde, obgleich auf diese ganz unerwartete Frage nicht gefaßt, beantwortete sie doch mit ja; und Ludger beschied ihn auf den folgenden Tag zu sich. Bernlef fand sich pünktlich um die bestimmte Stunde bei dem Heiligen ein, der aber an diesem Tage sehr frühe sich auf ein Pferd gesetzt, und auswärtiger Geschäfte wegen aus dem Orte sich entfernt, jedoch vorher sehr kenntlich einen Ort bezeichnet hatte, wo man ihn antreffen würde. Unverzüglich bestieg nun auch Bernlef ein Pferd, und ließ sich an den bezeichneten Ort führen, wo er auch wirklich den Heiligen fand; dieser leitete nun selbst das Pferd des Blinden, und ritt mit ihm an einen ganz entlegenen Ort. Hier hörte er Bernlefs Beicht, legte ihm eine Buße auf, und bezeichnete denn die Augen desselben mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Er fragte ihn hierauf, ob er Etwas sehe, und hielt ihm die Hand vor die Augen. Ja! erwiederte Bernlef, ich sehe die Hand meines Wohlthäters, ergriff sie, und drückte sie an seine Lippen. Ludger ritt nun mit dem noch immer nicht vollkommen Sehenden eine Strecke weiters, während er immer von göttlichen Dingen mit ihm redete. Als sie ganz nahe an ein Dorf gekommen waren, fragte Ludger abermals den Bernlef, ob er Etwas sehe. Dieser hob die Augen empor, und außer sich vor Freude rief er aus, daß er jetzt vollkommen sehe; das vor ihnen liegende Dorf sey das Dorf Wertheim; Menschen, Bäume, und alle Gegenstände könne er deutlich und genau von einander unterscheiden. Der auf so wunder-

bare Weise sehend Gewordene wollte jetzt seinem überströmenden Dankgefühle freien Lauf lassen, als der Heilige ihm plötzlich den Mund schloß, ihn in eine nahe stehende Kapelle führte und, nachdem sie beide Gott für die erhaltene Wohlthat gedankt hatten, sich von Bernlef eidlich versprechen ließ, den Namen desjenigen, der ihn geheilet hätte, niemand zu entdecken. Bernlef hielt treulich sein Versprechen, stellte sich selbst, damit ja sein himmlischer Arzt unbekannt bliebe, noch einige Tage blind, und entdeckte erst nach Ludgers Tode das von Gott, durch diesen Heiligen an ihm gewirkte Wunder. Bernlef führte von jetzt einen ausgezeichnet christlichen Wandel, und erreichte ein sehr hohes Alter. Als er endlich dem Tode sich nahe fühlte, und seine, neben seinem Sterbebette stehende Gattin in Thränen zerfließen sah, suchte er sie auf mancherlei Weise zu trösten; und als diese ihn versicherte, daß sie ohne ihn nicht leben könne, sagte er zu ihr: „Sey getröstet; wenn mein Gebet nach meinem Tode etwas bei Gott vermag; so wirst du gewiß mir bald nachfolgen“ und wirklich folgte auch schon am vierzehnten Tage nach seinem Tode ihm seine treue Gattin in die Ewigkeit nach.

6. Als das Christenthum sich zusehends in Sachsen verbreitete, berief Carl der Große den heiligen Ludger in die westlichen Provinzen dieses Landes. Der Heilige folgte diesem Ruf und kam nach Westphalen. Hier hatte er den Trost, schon eine Menge der Gläubigen zu finden, äußerte daher auch den Wunsch, daß Einer aus seinen Schülern zum Bischofe möchte gewählt werden. Gerne entsprach Hildebald, Erzbischof von Cöln, dem Wunsche des Heiligen, wollte jedoch Niemand anderes, als ihn selbst zum Bischofe weihen. Aber die Demuth

des Heiligen erschrack vor einer so schweren und heiligen Bürde. Standhaft weigerte er sich also, die ihm angetragene Würde anzunehmen; und als eines Tages Hildebald abermals mit Bitten in ihn drang, antwortete er ihm mit den Worten des großen Apostels: „Ein Bischof muß ein Mann ohne „Tadel seyn.“ — „Ach,“ erwiederte Hildebald seufzend, „man hat an mir, als man mich zum Bi„schofe ernannte, diese Regel nicht beobachtet.“ — Den vereinten Wünschen und Bitten des Erzbischofes und eines zahlreichen Volkes gab Ludger endlich nach, und ward in dem Jahre 802 von Hildebald zum Bischof von Mimigardefort geweihet. Diese Stadt erhielt nachher den Namen Münster von einem Kloster, welches der heilige Ludger für regulirte Chorherren allda gestiftet hatte. Aber ungemein erweitert ward jetzt der Wirkungskreis des Heiligen; denn die fünf Cantone von Ostfriesland, welche er zum Christenthum bekehrt hatte, wurden nun ebenfalls mit der Diöceſe von Mimigardefort vereiniget. — Nie hatte zwar der Heilige jemals Klostergelübde abgelegt, aber demungeachtet in seiner Lebensweise stets die Regel der Mönche beobachtet, auch gleich ihnen sich gekleidet. Sobald er aber auf den bischöflichen Stuhl erhoben war, legte er den Mönchshabit ab, kleidete sich, wie es einem Bischofe geziemt, aß nun auch zu gewissen Zeiten Fleisch, nahm sogar bisweilen Einladungen an, überschritt aber dabei nie die Grenzen der strengsten Mäßigkeit, und wußte mit vieler Gewandtheit, sowohl an der Tafel, wie in jedem andern gesellschaftlichen Kreise, das Gespräch stets blos auf göttliche Dinge zu lenken. Da sein ganzes Leben nur Gott und dem Heil der Menschen geweiht war; so widmete er nun auch jede Stunde diesem erhabenen Zwecke; vollkommen überzeugt, daß die Täge, die

Gott ihm schenke, eben so viele Talente wären, mit welchen er für die Ewigkeit wuchern müsse. Selten gönnte er sich daher das Vergnügen gesellschaftlichen Umganges, und mußte er, durch seine Verhältnisse oder andere Umstände gezwungen, sich in einer Gesellschaft einfinden, so suchte er stets solche Stunden so viel wie möglich zu verkürzen *). Ue-

*) Es versteht sich von selbst, daß von jenen gemischten, eben so zahlreichen als geräuschvollen Gesellschaften, die man Assembleen zu nennen pflegt, nicht die Rede seyn kann. Diese gehören ausschließlich der sogenannten großen Welt an, und ihr überlassen wir es also auch, über deren Werth oder Unwerth zu entscheiden. Aber auch selbst die weit edlern, weit höhere geistige Genüsse gewährenden gesellschaftlichen Vereine mehrerer, theils näherer, theils entfernterer Freunde und Bekannten sind, besonders wenn öfters wiederholt, nichts weniger als ganz gefahrlos, und die Gefahren vielleicht desto größer, je weniger man sie ahnt, und je weniger man sich also auch gegen dieselben zu waffnen sucht. Schon die damit nothwendig verbundene Zerstreuung reißet den Menschen zu sehr aus sich selbst heraus, und die, einige Stunden unter einem bunten Gewühl von Ideen und Illusionen herumschweifende Seele, findet dann nicht immer sogleich wieder die Einkehr in sich selbst; und hat sie diese auch endlich wieder gefunden; so ist es denn doch gewöhnlich nicht zum besten darin aufgeräumt, und Alles sogleich wieder an seinem rechten Ort und seiner gehörigen Stelle. Zudem sucht und findet auch die, nie schlafende, und nur selten schlummernde Eigenliebe, hier größtentheils eine ziemlich ergiebige Ernte; besonders bei jenen, deren Geist vorzüglich gehuldiget wird, deren Verstand und umfassende Kenntnisse man bewundert, und deren lebhafter, in alle Formen und Gestalten sich kleidender Witz als die herrlichste Würze alles gesellschaftlichen Vergnügens gepriesen wird. Aber zu der, auf diese Weise nun einmal geweckten und erwachten Eigen-

brigens war er ungemein freundlich und herablaß-

liebe gesellen sich nun auch bald deren ewige Gespielinnen und Gesährtinnen, die Lust zu gefallen, zu blenden, zu glänzen, andere zu überflügeln; wodurch denn nothwendig nun auch bei eben jenen Andern eine Menge kleiner, unlauterer Regungen von Neid, Schelsucht, Mißgunst ꝛc. sich fühlbar machen müssen. Das Endresultat bei diesen wie bei jenen, kann also kein anderes seyn, als Erkaltung der Liebe, aufgeregter Stolz, gereitzte Eigenliebe, und ein, wenn auch nicht gröblich, doch immer befleckes Gewissen; und so geschieht es dann, daß alle zusammen größtentheils um einige Procente schlechter aus der Gesellschaft herausgehen, als sie hinein gegangen sind. — Ganz anderer Natur aber sind jene stillen Vereine blos zweier, höchstens dreier rein mit einander sympathisirender Seelen, deren jeder auch das gerade das Höchste ist, was überhaupt dem Menschen das Ehrwürdigste und Heiligste seyn muß. Zu ihrer eigenen Höhe und Würde zieht dann gewöhnlich die Erhabenheit des Gegenstandes der Unterhaltung auch die Sprechenden empor; kein vorlauter, liebloser Gedanke, keine unlautere Regung vermögen alsdann mehr den Kopf, oder das Herz zu beschleichen. Gleich einer vollkommen harmonisch gestimmten, doppelten oder dreifachen Leyer, lösen sich alle Töne ihrer Seelen in freundliche, ja wohl himmlische Accorde auf; denn an der Gluth des Einen erwärmt sich jetzt auch das Herz des Andern, an seinem Lichte entzündet sich nun ebenfalls die Leuchte des Freundes, und der stille Friede, der in der Seele des Einen ruhet, theilt sich nun auch dem Herzen des Andern mit. Solche Stunden der Unterhaltung sind gewöhnlich wahre Stunden der Begeisterung; auf lange Zeit verscheuchen sie oft alle trüben Nebelgestalten, die den Verstand verdüstern, und den Geist niederdrücken; sie sind tröstend, stärkend und erhebend, und bringen einen Gewinn, der, wenn niedergelegt in einem gefühlvollen Herzen, oder einer entzündbaren, für begeisternde Wahrheiten empfänglichen Phantasie, auch in der Folge noch überschwänkliche Zinsen abwirft;

send, und eben so mild und schonungsvoll gegen andere, als streng gegen sich selbst. Aber bei aller seiner seltenen Sanftmuth und Nachgiebigkeit fehlte es ihm dennoch auch nicht an Entschlossenheit; und sobald Pflicht es ihm gebot, zeigte er einen eben so großen Ernst, und unerbittliche Strenge, besonders gegen jene, die stolz auf ihren Reichthum, oder zeitliches Ansehen, sich Freiheiten erlaubten, welche jedes christliche Gewissen verschmähet und die Kirche verdammt. Eine sehr reiche und vornehme Dame machte hierüber eine sehr bittere Erfahrung. Sie lebte in einer unerlaubten, sträflichen Verbindung, hörte nicht die mahnende Stimme ihres Bischofes, und fuhr fort, der Kirche und der Gemeinde ein Aergerniß zu seyn. Fernere Schonung von Seite des Bischofes wäre endlich ungeziemende Schwäche gewesen, und so schloß sie nun der heilige Ludger von der Gemeinschaft der Gläubigen aus, und ließ das gegen sie gefällte Urtheil an den Thüren aller Kirchen in seiner Diöcese anheften.

7. Sein eigenes, sehr reiches väterliches Erbe schenkte Ludger einem, von ihm selbst erbauten Kloster; und von den reichen Einkünften seiner Kirche behielt er nur so viel, als gerade zu Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse nothwendig war. Alles Uebrige war das Eigenthum der Armen, die zu jeder Zeit in ihm einen liebreichen, selbst ihren Bitten stets zuvorkommenden Vater fanden. Obgleich glühend von Eifer für das ewige, wie zeitliche Wohl seiner Heerde, und von seiner ungemein ausgedehnten Diöcese auf die vielseitigste Weise in Anspruch

---

kurz, sie gewähren, was man in jenen ausgedehntern, blos durch das gemeinschaftliche Verlangen, einen fröhlichen Abend zuzubringen, gebildeten Cirkeln nie finden wird, auch nie wird finden können.

genommen, widmete er doch jeden Tag mehrere Stunden dem Gebete, durchwachte auch nicht selten ganze Nächte in demselben. Aber dann betete er mit immer steigender Inbrunst. Ein himmlischer Aether lag über alle Höhen und Tiefen seiner Seele verbreitet. In dem mächtigen Gefühle der Nähe seines Gottes waren gleichsam alle seine Sinne gebunden; kein äußerer Gegenstand vermochte jetzt mehr, sie zu berühren, und noch viel weniger die ernste und tiefe Stille seiner Seele zu unterbrechen. Gleiche Sammlung und Inbrunst im Gebete forderte er auch von seinen Geistlichen. Als er mit diesen einst abermals eine halbe Nacht betend zubrachte, bemerkte einer von denselben, daß der, durch einen mit Asche bedeckten Feuerbrand verursachte Rauch seinem Bischofe beschwerlich falle; ganz leise näherte er sich also dem Kamin, und ordnete Holz und Feuer so, daß es nicht mehr rauchen konnte. Ludger, statt demselben zu danken, warf ihm einen ernsten strafenden Blick zu, und legte ihm überdies noch am folgenden Morgen eine, mehrere Tage dauernde Buße auf. „Der wahrhaft Betende“ sagte der heillge Bischof bei dieser Gelegenheit, „muß sich den Ewigen vergegenwärtigen, mithin auch Dessen unendliche Majestät das Herz und die ganze Seele so erfüllen, daß den äußern Eindrücken durchaus kein Zutritt mehr offen steht.“

8. Oefters, als in frühern Jahren verherrlichte jetzt Gott seinen treuen Knecht durch manchelei wunderbare Gnadenerweisungen, besonders an Kranken und Gebrechlichen. Als er eines Tages mit mehrern Geistlichen und einigen Fremden sich gerade zum Mittagsmahl niedergelassen hatte, kam ein Blinder vor die Thüre des Hauses, und rief mit starker Stimme, daß er den Bischof zu sprechen

konnte er von Carl dem Großen nie die Erlaubniß dazu erhalten. Solcher Männer, wie Ludger, sagte der Monarch, bedürfe er selbst in seinem eigenen Reiche, und könne demnach in deren, dazu mit so vielen Gefahren verbundenen Entfernung nicht einwilligen. Als des Kaisers Antwort dem Heiligen hinterbracht ward, betrübte er sich in seinem Herzen und hob trauernd seine Augen zum Himmel empor. Aber seinem prophetischen Blicke entschwand auch jetzt der Schleier, der die Zukunft verhüllt; und er sah und sagte seinen Geistlichen und übrigen Vertrauten das unabsehbare Elend vorher, welches in kurzer Zeit die heidnischen Normänner über das ganze fränkische Reich herbeiführen würden. Zu seiner Schwester Heriberga sagte Ludger, daß nicht er selbst, wohl aber sie die Erfüllung eines Theiles seiner Prophezeihung erleben werde.

10. Da der Heilige die Armen als die kostbarsten Glieder des Leibes Jesu betrachtete; so theilten diese sich auch ausschließlich in seine und seiner Kirchen Einkünfte. Auf die Unterhaltung der Kirchengebäude und deren Schmuck verwandte er gar nichts. Er überließ dies frommen Laien; denn er glaubte, daß diejenigen, welche es empfinden, wie lieblich die Wohnungen des Herrn sind*), und wie selig diejenigen, die in dem Hause des Herrn wohnen**), und daß ein Tag in den Vorhöfen desselben zugebracht besser sey, als tausend Tage anderswo***), auch verpflichtet wären, eben dieses Haus

*) Psalm 21. V. 1.
**) Ebendas. V. 5.
***) Ebendas. V. 11.

und eben diese Wohnungen durch alle nur mögliche irdische Pracht zu verherrlichen. Aber eben daher nahmen auch seine Neider und Feinde eine Veranlassung, ihn bei dem Kaiser zu verläumden. Man möchte sich beinahe wundern, daß ein Bischof, wie Ludger, ein Mann von so tadellosem, heiligem Wandel dennoch Feinde haben konnte. Aber zu welcher Zeit hätten wahrhaft große Männer — und diese finden sich nur in unserer heiligen und heiligmachenden Kirche — nicht ihre Feinde und Verfolger gefunden? Die Welt kann jene, welche nicht von ihr sind, auch nicht lieben. Der in heilige Naturen einfallende, und auf so mancherlei wunderbare Weise sich brechende göttliche Strahl verletzt schmerzhaft das blöde Auge fleischlich gesinnter Weltleute, und ihre durch Stolz und sinnliches Streben zerrüttete Natur und verfinsterter Verstand müssen nothwendig jede höhere Tugend hassen, die ihrem bethörten Herzen als eine Thorheit erscheint, und von der es sich gar keinen Begriff mehr machen kann *). Der heilige Ludger hatte demnach ebenfalls seine Feinde, die ihn als einen sinnlosen und leichtsinnigen Verschwender der Güter seiner Kirche bei dem Kaiser verläumdeten. Carl ward wirklich gegen den Bi-

*) Es gibt Zeiten, in welchen, um geschmähet, gelästert und zum Theil auch verfolgt zu werden, eine besondere Heiligkeit gar nicht einmal nothwendig ist. Man darf nur Jesum Christum mit Mund, Herz und That bekennen, und sogleich wird man sich auf allen Wegen und Stegen angebellt sehen. Dieses Bellen ist zwar nicht wenig lästig; indessen gewöhnt man sich doch nach und nach daran. Aber viel empfindlicher und schmerzhafter ist es, wenn uns bald da, bald dort, auch noch in Schafspelzen gehüllte Wölfe begegnen, die uns nun ebenfalls ihre giftigen Zähne sehen lassen.

schof aufgebracht, und beschied ihn, um ihm einen scharfen Verweiß zu geben, oder gar nach näher erforschter Lage der Dinge ihn vielleicht auf immer von seiner Kirche zu entfernen, an seinen Hof. Auf den erhaltenen Befehl reiste Ludger sogleich nach Aachen. Gleich am folgenden Morgen nach seiner Ankunft, trat sehr frühe ein Palastbeamter bei ihm ein, ihm verkündigend, daß der Kaiser ihn erwarte. Der Heilige, der jetzt gerade im Gebete begriffen war, machte schweigend nur mit dem Kopf dem Beamten ein Zeichen, daß er kommen werde, fuhr aber hierauf gleich wieder in seinem Gebete fort. Es dauerte nicht lange, so kam ein zweiter Bote mit derselben Weisung, unverzüglich zum Kaiser zu kommen. Ludger, ohne sein Gebet zu unterbrechen, entläßt diesen auf die nämliche Weise, wie den Ersten. Aber nun kommt endlich gar ein dritter Bote, und auch dieser muß allein, und ohne den Heiligen nach dem Palast zurückkehren. Sobald Ludger sein Gebet geendiget hatte, eilte er zu dem Kaiser. Carl, ungeduldig darüber, daß er so lange hatte warten müssen, fuhr ihn sehr hart an. Aber mit edelm Anstande, und ohne durch des Monarchen zürnenden Blick nur im mindesten seine Fassung zu verlieren, sagte der heilige Bischof: „Ich weiß sehr „wohl, was ich meinem Herrn und Kaiser schuldig „bin; aber eben so gut weiß ich auch, daß meinem „Gott zu jeder Zeit der Vorzug gebührt. Uebrigens befolge ich hierin auch blos die Ermahnungen, die Eur. Majestät jedem Bischofe bei der „Wahl desselben geben, nämlich: daß er den Dienst „Gottes jedem andern zeitlichen und irdischen Dienste „vorziehen müsse". — Auf Carls schöne, für jede ernste Wahrheit empfängliche Seele machte diese Antwort einen tiefen Eindruck. In seinem Sinne hielt er jetzt schon den Bischof, wegen aller gegen ihn

erhobenen Beschuldigungen vollkommen gerechtfertiget, unterhielt sich eine geraume Zeit auf das leutseligste mit ihm, und behandelte ihn während der wenigen Tage, die er bei Hofe blieb, mit der größten Auszeichnung. Aber lange Zeit zürnte Carl allen denen, welche den Bischof bei ihm verläumdet hatten. Einige davon entfernte er sogar auf immer von seiner Person *).

*) „Herren-Dienst", sagt man gewöhnlich „geht vor Gottesdienst". — Dieses ziemlich alberne Sprüchwort ist einer Seits durchaus falsch und andern Seits nur halb wahr. Ganz falsch ist es, wenn man von Herrendienst keinen andern Begriff hat, als den man jetzt beinahe überall davon zu haben pflegt. Man dient nämlich einem Herrn, weil derselbe uns bezahlt, uns befördert, zu höhern Ehrenstellen erhebt, und überhaupt uns so Manches gewähren kann, was unserm Stolz und unserer Sinnlichkeit schmeichelt. Im Grunde genommen, dient man also blos seinem eigenen Ich, seinem eigenen Stolz und sinnlichen Interesse; und wer nun einen solchen Herrendienst dem Gottesdienst vorzieht, dessen Feier vernachlässiget, oder ihr, Jahr aus Jahr ein, nur höchstens am Sonntage einige Minuten mit zerstreutem Gemüthe schenkt; dafür aber lieber — weil es seine Lust so ist — unter Papieren und Actenstößen herumwühlt, oder gar in einer, ebenfalls mit manchen Dienstverhältnissen verbundenen, thatenlosen Geschäftigkeit sich müßig herumtreibt, und dann durch jenes abgeschmackte Sprüchwort sich gerechtfertiget glaubt, der ist wahrhaft in keinem kleinen, sondern höchst gefährlichen Irrthum befangen, und wird einst, wenn die selbstgemachte Täuschung schwindet, sich in einer furchtbaren Armuth und Nacktheit erblicken. — Etwas ganz Anderes, aber auch höchst seltenes ist es, wenn man alle seine Dienst- und Abhängigkeitsverhältnisse blos als nothwendige und heilsame Folgen unmittelbarer göttlicher Weltanordnung betrachtet, mithin in seinem zeitlichen Herrn, wie in jedem gesetzlichen Obern,

11. Der heilige Ludger erreichte kein beson-

Gott selbst erblickt, folglich auch, indem man dem, von Gott gesetzten irdischen Machthaber mit unverbrüchlicher Treue dient, eben so sehr dadurch auch Gott selbst zu dienen, die freudige Ueberzeugung fühlt; daher auch all seine Mühen und Arbeiten blos auf Gott bezieht, nur wegen Gott, und nicht vergänglichen zeitlichen Lohnes wegen, allen seinen Standespflichten mit rastlosem Eifer entspricht, und überhaupt Gott zum einzigen und wahren Mittelpunkt seines ganzen thätigen Geschäftslebens macht. Bei einem Solchen sind alle seine Berufsarbeiten ein ununterbrochener Gottesdienst. Er kann also blos bisweilen sich in dem Fall finden, eine Art des Gottesdienstes einer andern Art von Gottesdienst vorziehen zu müssen; und legte ihm auch Gott so viele Berufsarbeiten auf, daß ihm nur wenige, und oft gar keine Zeit zum Verbal-Gebet übrig bliebe, so würde doch jede, auf obige Weise gerichtete Arbeit an sich schon ein stilles Gebet seyn, indem dies ja nicht blos in Hersagung vieler frommen Worte und Gebetsformeln, sondern wesentlich in einem, auf Gott gerichteten, in Ihm ruhenden, alles auf Ihn beziehenden, und Ihn überall vergegenwärtigenden Herzen besteht. Ueberhaupt sollte das Leben des nicht blos historischen, sondern wahrhaft gläubigen, und von lebendigem und lebendig machendem Glauben beseelten Christen ein steter, nie unterbrochener Gottesdienst seyn. Die Sache ist vielleicht nicht so schwer, als man sie sich denkt. Es bedarf hierzu auch gar nicht eines düstern, jede flüchtige Lebensfreude sogleich verscheuchenden, stets in sich selbst brütenden und in sich selbst verschlossenen Geistes. Im Gegentheil, der Geist des Christenthums ist ein Geist der Freude, weil der Liebe; erleichtert und verschönert das Leben, erhöhet und veredelt jeden erlaubten Genuß desselben, nimmt den größten Theil der Last zeitlicher Sorgen von uns hinweg, gibt allen irdischen Verhältnissen, durch höhere Beziehungen, einen größern bleibenden Werth, schützt gegen das Toben unbefriedigter Wünsche, erhält die Seele, selbst mitten im Sturm und einer

deres hohes Alter. Schon in dem dreiundsechzigsten Jahre seiner irdischen Laufbahn rief der Ewige ihn zu sich. Seine, durch eine lange Reihe von Jahren fortgesetzten, äußerst mühsamen apostolischen Arbeiten, sein glühender, ihn verzehrender Eifer, seine vielen Abtödtungen und Bußübungen hatten eine, von Natur aus nicht sehr starke Constitution nach und nach fühlbar geschwächt. Krankheiten warfen ihn in den letzten Jahren seines Lebens oft auf ein schmerzhaftes Lager. Aber demungeachtet hinderten ihn weder Krankheiten noch andere körperliche Leiden, alle Pflichten seines heiligen Berufes eben so pünktlich und gewissenhaft, wie in den gesunden Tagen zu erfüllen. Noch am Passionstage des Jahres 809 predigte er in der Frühe, hielt hierauf das hohe Amt, bestieg dann des Nachmittags zum zweiten Male die Kanzel, verkündigte aber nach geendigter Predigt, daß er in der folgenden Nacht sterben werde. Eine allgemeine Bestürzung unter dem Volke war die Folge dieser ganz unerwarteten Verkündigung. Aengstlich durchwachten sogar Einige die Nacht, immer noch hoffend, daß ihres Bischofes prophetisches Wort vielleicht diesmal wohl einen verborgenen, für sie weniger kummervollen Sinn haben könnte. Indessen schwand auch bald diese Hoffnung; denn die Stunde war da, wo der treue Oberhirt von seiner trauernden Gemeinde sollte hinweggenommen werden; und sanft entschlummernd, starb wirklich der Heilige, des Nachts um zwölf Uhr, den

---

schwankenden Zeit, in stetem, festem Gleichgewicht, und bewahrt endlich in unserm Herzen jenen süßen, himmlischen Frieden, den die Welt mit allen ihren gleisenden Täuschungen nicht geben kann, und den nur die Religion Jesu ihren wahren Bekennern zu geben vermag.

Tod des Gerechten. — Am Tage, der dieser traurigen Nacht voranging, hatte Ludger verordnet, daß seine Leiche in dem, von ihm gestifteten, Kloster Werden sollte begraben werden. Diesen Befehl nahm man jetzt Anstand zu befolgen, denn die Cathedralkirche von Münster glaubte, gegründetere Ansprüche auf die Aufbewahrung der heiligen Reliquie ihres Bischofes zu haben. Der entseelte Körper ward also einstweilen in diese Kirche gebracht, und die Entscheidung der streitigen Frage dem Bischofe Hildegrimm von Chalons, einem Bruder des Verstorbenen vorbehalten. Auf die Nachricht von dem Tode seines geliebten Bruders kam Hildegrimm eilend herbei; bestand aber jetzt durchaus darauf, daß des Seligen letzter Wille müßte befolgt werden. Mit großem Pomp, und unter dem Zulaufe eines zahllosen, aus den entferntesten Gegenden herbeiströmenden Volkes ward demnach die ehrwürdige Leiche nach Werden gebracht, und in der dortigen Klosterkirche beigesetzt *). — Das Andenken des heiligen

*) Das, von dem heiligen Ludger gestiftete Kloster Werden darf man nicht mit jenem, ebenfalls unter Carl dem Großen, von dem englischen Mönch Schwibrecht, in dem, an der Aller gelegenen Städtchen Werden, errichteten Stift verwechseln. Das Kloster des heiligen Ludgers lag in dem ehemaligen Herzogthum Berg, ward zu seiner Zeit zu einer gefürsteten Reichsprälatur erhoben, aber in der berüchtigten Aufhebungs- und Zerstörungs-Periode ebenfalls säcularisirt, das heißt, in ein Zuchthaus verwandelt. Man muß es gestehen; in dieser Verwandlung liegt ein sehr richtiger, tiefer Sinn; es ist nämlich sehr wahr, daß, je mehr man religiöse Institute zerstört, mithin religiösen Sinn aus einem Lande verbannt, man auch in eben dem Verhältniß die Zahl der Zuchthäuser, Strafenanstalten, und mitunter selbst auch der Galgen vermehren muß.

Ludgers ehrt die Kirche jedes Jahr am 26. März. Der Nachfolger dieses Heiligen auf dem bischöflichen Stuhl von Mimigardeford oder Münster ward Gernfrid, ein Neffe des Verstorbenen, und auf diesen folgte Bischof Altfrid, welcher das Leben des Heiligen beschrieb, und als ein gleichzeitiger Geschichtschreiber betrachtet werden kann, indem er blos die mündlichen Nachrichten ordnete, welche er von dem Bischofe Hildegrimm, dann von der Aebtissin Heriberga, der Schwester des heiligen Ludger, und endlich auch von dessen Neffen, dem Bischofe Gernfrid gesammelt hatte.

XVII.

1. Benedikt von Aniane*). — — Auch der gegen das Ende des achten Jahrhunderts, besonders im fränkischen Reiche, in Ansehung klösterlicher Zucht und Heiligkeit, so tief gesunkene Mönchsorden **) bedurfte eines kräftigen, von dem Geiste

*) Acta SS. Ben. T. 5. — [Auch Heliot, hist. des ord. relig. T. 5. und die histoire de l'ordre de S. Benoit von Bülteau.

**) Damals gab es noch nicht mehrere, von einander unterschiedene religiöse Orden. In den meisten Klöstern des Abendlandes war die Regel des heiligen Benedikts eingeführt; in mehrern Andern folgte man jedoch auch wieder andern, ziemlich von der Willkühr der Obern abhängenden Regeln. Indessen wurden, wie es sich aus den Verhandlungen mehrerer Concilien, und einigen Capitularien Carls des Großen ergiebt, weder die eine noch die andere dieser Regeln befolgt, und alles klösterliche Leben war beinahe in Weltsinn und Lauigkeit untergegangen.

eines heiligen Basilius oder Pacomius beseelten Reformators. Diesen weckte Gott in der Person des heiligen Benedikts von Anian. Derselbe gehörte einer alten adeligen westgothischen Familie an, welche seit der Zeit, da diese Nation in Gallien eingewandert war, sich in Languedock niedergelassen hatte. In dem Jahre 750 erblickte er das Licht der Welt, und sein Vater, Graf Aigulf von Maguellone, brachte ihn, sobald er das Jünglingsalter erreicht hatte, als Mundschenk in die Dienste Königs Pipin. Diesen begleitete er in allen seinen Kriegen, folgte auch nachher Carl dem Großen in dessen ersten Feldzügen gegen die Sachsen und Longobarden. Bei jeder Gelegenheit erwieß sich Benedikt als einen eben so tapfern und entschlossenen, als treuen Diener; ward daher auch von beiden Monarchen mit Ehren- und Reichthümern überhäuft. Aber längst schon hatte er ein dunkles Gefühl von dem flüchtigen Nichts des menschlichen Lebens, und eine geheime Ahnung, daß es wohl noch etwas Höheres geben könne, wozu der Mensch auf Erde bestimmt sey. Diese Ahnung und jenes Gefühl erzeugten in ihm den Gedanken, mit der Zeit die Welt zu verlassen, und in klösterlicher Abgeschiedenheit blos für die Ewigkeit zu leben. Um diesen Gedanken einst desto leichter in That übergehen lassen zu können, übte er sich, obgleich mitten in den geräuschvollen Vergnügungen eines glänzenden Hofes lebend, dennoch frühzeitig schon im Wachen, Fasten und, was noch weit schwerer ist, im Schweigen. Indessen war er zu dem, was er einst thun wollte, doch noch nicht vollkommen entschlossen, und seinem wankenden Entschluß mußte erst die Hand der Vorsehung eine feste Bestimmung geben. In dem Feldzuge gegen die Longobarden nämlich wollte Benedikts Bruder mit seinem Pferde über einen Fluß

setzen, ward aber von der starken Strömung desselben fortgerissen, und schien schon ohne Rettung verloren, als zufällig Benedikt, der denselben Weg ritt, jetzt gerade herbeikam. In der Bestürzung des, nun plötzlich auf ihn einströmenden Mitgefühls mit der Gefahr seines Bruders, stürzte er sich selbst in den Fluß, fand sich nun aber eben sobald in gleicher Todesgefahr, wie jener. In diesem entscheidenden Moment zwischen Leben und Tod, erhielt sein früherer Entschluß nun plötzlich seine völlige Reife. Er that ein Gelübd, daß, wenn es jetzt Gott gefiele, Rettung zu senden, er seinem Dienste ausschließlich alle übrigen Tage seines Lebens weihen wolle. Benedikts Gebet ward erhört. Er und sein Bruder wurden gerettet.

2. Nach beendigtem Feldzuge eilte Benedikt sogleich, sein Gelübd zu erfüllen. Da er von Seite seiner Verwandten und Freunde mancherlei Hindernisse befürchtete; so entdeckte er niemand sein Vorhaben; nur einen sehr frommen, blinden Einsiedler, Namens Witmar, fragte er um Rath, und dieser kräftigte und bestärkte ihn nur noch mehr in seinem, ohnehin schon fest gefaßten Entschluß. Unter dem Vorwand einer Reise zum Kaiser nach Aachen, verließ er seine Provinz mit einem, seinem Stande angemessenen Gefolge von Bedienten, Pferden und Wagen. Aber bei der, nicht ferne von Dijon gelegenen Abtei St. Seine angekommen, schickte er alle seine Leute sammt den Pferden und Wagen zurück, ging in das Kloster und legte den Mönchshabit an.

3. Die zwei ersten Jahre seines klösterlichen Lebens waren für ihn eine Zeit ununterbrochenen, jedoch stets siegreichen Kampfes mit sich selbst. Nicht

blos der Welt, auch Sich selbst, seiner ganzen sinnlichen Natur, und allen ihn noch an die Erde klebenden Neigungen wollte er absterben, um desto freier und freudiger wieder in Jesu Christo zu erstehen, und durch Diesen in die möglichst engeste Verbindung mit Gott zu treten. Seinen eigenen Leib behandelte er daher als seinen größten Feind. Seine ganze Nahrung bestand in Brod und Wasser; der nackte Boden war seine einzige Schlafstätte; in dem härtesten Winter ging er barfuß, und bei der strengsten Kälte durchwachte er oft, mit bloßen Füßen auf dem Pflaster knieend oder stehend, ganze Nächte im Gebet. Mit dem schlechtesten, abgetragensten, gewöhnlich zerrissenen Gewand, das nur im Kloster zu finden war, kleidete er seinen Körper; die niedrigsten und verächtlichsten, wie die beschwerlichsten Arbeiten verrichtete er freiwillig für andere; schlug seine Zunge in harte Fesseln, und sprach oft mehrere Monate hindurch kein Wort, als nur dann, wenn Gehorsam oder Liebe den Mund ihm öffneten. Aber diese außerordentlich strenge Lebensweise, statt die übrigen Brüder zur Nachahmung zu reizen, ward für dieselben vielmehr ein Stein des Anstoßes. Zu lau, und noch viel zu fleischlich gesinnt, um in die Fußstapfen jener heiligen Mönche und Anachoreten zu treten, welche einst die syrischen Wüsten und die Thebaide verherrlichten, suchten, sie nun in der Verkleinerung und Herabwürdigung Benedikts eine Rechtfertigung ihrer Feigheit. Sie nannten ihn einen blödsinnigen Schwärmer, einen halb verrückten Sonderling, machten ihn zum Gegenstande ihres Gespöttes, und mißhandelten ihn, wo sie immer nur konnten, auf mancherlei Weise. Freudig und selbst Gott dafür dankend, bot Benedikt sich allen diesen Demüthigungen und Mißhandlungen dar; sie waren seinem Herzen

willkommen; denn völlig tödteten sie jetzt jede, wenn gleich auch nur noch leise zuckende Nerve seiner Eigenliebe, erhöheten immer noch mehr in ihm das Gefühl seines eigenen Nichts, und befestigten ihn dadurch so sehr in der Demuth, daß er aufrichtig und von ganzem Herzen eher verschmähet als gelobt zu werden verlangte*). Aber wie herrlich ward ihm sogar jetzt schon von Gott dafür gelohnt. Er erhielt in einem ganz ungewöhnlichen Grade die Gnade der Zerknirschung, dazu auch noch die schöne Gabe der Thränen, und zwar in so reichem Maße, daß er von jetzt an, wie er selbst nachher auf seinem Sterbebette, wenige Stunden vor seinem Tode, es seinen Mönchen versichert hatte, nie einige Nahrung zu sich nahm, ohne vorher in einen Strom von Thränen zu zerfließen.

4. Um ihn von ununterbrochenen Andachtsübungen, denen er sich gänzlich hingab, und die bei seiner, stets wachsenden innern Glut, seinen Körper verzehrten, etwas abzuziehen, übertrug ihm der Abt das Amt eines Kellermeisters. Auf diesem Posten zeigte er so ungemeine Sorgfalt für die Gemeinde, und erwies allen Brüdern so viele Liebe, daß sie, als bald darauf der bisherige Abt starb, ihn einstimmig zu ihrem Obern erwählten. Aber bald wiederfuhr auch ihm dasselbe, was einst dem heiligen Benedikt, dem Patriarchen aller abendländischen Orden, widerfuhr, als die Mönche eines Klosters in Italien ihn zu ihrem Abt gewählt hat-

*) Unstreitig ist dies der untrügliche Stempel vollendeter Heiligkeit; aber gewiß auch weit schwerer, als die Welt und deren Reichthümer verachten, Hunger und Kälte ertragen, und noch auf mancherlei andere Weise sein Fleisch kreuzigen.

tum. Die Lebensweise unsers Benedikts war nämlich von der, im Kloster herrschenden Disciplin durchaus verschieden, und da die Mönche von St. Seine auf dem Wege klösterlicher, das heißt, evangelischer Vollkommenheit noch unendlich weit zurück waren, er mithin auch nicht einen Schimmer von Hoffnung sah, daß sie je mit ihm einer und derselben Richtschnur folgen würden, so legte er seine Stelle als Abt nieder, verließ das Kloster, und ging in seine Provinz, nämlich nach Languedock zurück, wo er auf einem, ihm gehörigen Gute, nahe an einer dem heiligen Saturnin geweihten Kapelle, für sich eine ganz niedere Einsiedelei an dem kleinen Fluß Anian erbauete. — Einsam, der Welt völlig abgestorben, und in der größten Armuth, lebte er hier einige Jahre, beweinte unaufhörlich den tiefen Verfall aller klösterlichen Zucht, hatte keinen eifrigern, feurigern Wunsch, als daß jene evangelische Vollkommenheit, welche so viele heilige Mönche und Einsiedler in den ersten Zeiten des Christenthums erreicht hatten, auch in den abendländischen Klöstern wieder aufleben möchte, und flehete daher Tag und Nacht zu Gott, daß er ihm diesfalls seinen allerheiligsten Willen offenbaren, und zugleich auch die Gnade geben möge, demselben vollkommen zu entsprechen.

5. Endlich schien es, als habe Gott sein Gebet erhört. Vier, im Rufe hoher Frömmigkeit stehende Einsiedler aus der Nachbarschaft, nämlich Attilion, Nibridius*), Annianus, und der schon erwähnte Greis Witmar, gesellten sich zu

*) Fleury glaubt, daß Nibridius und Nifridius, welcher nachher als Erzbischof von Narbonne erscheint, eine und dieselbe Person seyen. (T. 10. p. 60.)

ihnt, und unterwarfen sich seiner Leitung. Bald darauf kam noch eine weit größere Anzahl Männer und Jünglinge, und baten ihn, sie als seine Schüler und Jünger anzunehmen. Gerne nahm Benedikt sie in seine Einsiedelei auf. Als aber die Neuangekommenen bald darauf sahen, wie sparsam ihnen hier eine äußerst einfache Nahrung zugewogen ward, wie vielen, ihnen gleichsam zur andern Natur gewordenen Bedürfnissen sie entsagen sollten, und wie rauh überhaupt die Bahn sey, auf welcher unser Heilige sie führen wollte; so erkaltete ihr Eifer; sie verließen ihn; und kehrten wieder in die Welt zurück.

5. Der Rücktritt so vieler Schüler, die anfänglich einen so warmen Eifer gezeigt hatten, versenkte Benedikt in die tiefste Trauer. Er zweifelte jetzt daran, ob er auch die Wege Gottes richtig erkannt habe; er befürchtete, daß vielleicht die Vollkommenheit, die er von frommen Mönchen und Einsiedlern fordere, den Bereich menschlicher Kräfte übersteige. In dieser Unruhe eines zarten und geängstigten Gewissens fragte er Attilion, in welchen er großes Zutrauen setzte, um Rath, ob er nicht seinem Vorhaben, in den Klöstern den alten evangelischen Geist wieder zu wecken, entsagen, und lieber, um Andere sich nicht bekümmernd, in sein ehemaliges Kloster nach St. Seine zurückkehren sollte. Attilion versicherte ihn, daß die ihn jetzt so sehr quälenden Besorgnisse theils Versuchung, theils Prüfung wären; diese müsse er bestehen, jene überwinden, und am Ende werde Gott gewiß sein Unternehmen segnen. Benedikt befolgte den Rath seines frommen Freundes, und blieb mit den 4 oben genannten Anachoreten, und noch ein paar Schülern, die bei ihm ausgeharrt hatten, in seiner Einsiedelei. Den höchst dürftigen Unterhalt verschafften sie sich durch ihrer Hände Arbeit;

sie nährten sich blos mit Wasser und Brod; nur an Sonn- und hohen Festtagen tranken sie ein wenig Wein, und aßen von der Milch, welche die Frauen frommer Landleute ihnen gebracht hatten. Das Feld, das ihnen ihr Brod verschaffte, bauten sie selbst, hatten aber weder Scheune, noch andere Oeconomie-Gebäude; von allen landwirthschaftlichen Erfordernissen fand man nicht das Mindeste bei ihnen, und ihren ganzen Viehbestand machte ein einziger, zum Tragen schwererer Lasten nöthiger Esel aus. In allen ascetischen Uebungen ging Benedikt mit leuchtendem Beispiel voran, und unter seiner Leitung erstarkte die kleine Genossenschaft zusehends im Glauben und jeder höhern evangelischen Tugend *).

*) Diese Genossenschaft frommer Anachoreten oder Mönche, errichtete Benedikt, geborner Graf von Maguellone, auf seinem eigenen Grund und Boden, aus seinen eigenen Mitteln, und ohne alle Beihülfe oder Beiträge Anderer. Keiner Macht in der Welt fiel es auch daher ein, ihm das mindeste Hinderniß in Weg zu legen. Das, was er that, zu verbieten, würde auch schwerlich weder in dem natürlichen, noch in dem positiven Recht irgend eines Jahrhunderts ein Grund vorhanden seyn. Wollte indessen heute zu Tage ein reicher Grundeigenthümer selbst in einem katholischen Lande eine ähnliche Einrichtung, wie Benedikt, auf seinen Gütern treffen; wie bald würde nicht das ganze Heer weltlicher Beamten, bei jedem Schritt, den derselbe thun wollte, einen Hemmschuh einlegen. Den wohlwollenden, frommen Landedelmann würde man höchstwahrscheinlich für einen blödsinnigen Schwärmer erklären, und ihn, sammt seinem Vermögen unter Administration stellen. Alles lieber, nur keine Klöster und keine Jesuiten! Dies ist jetzt beinahe die allgemeine Lösung. Wundern darf man sich darüber nicht. In einem Zeitalter, in welchem die Herzen immer mehr und mehr erkalten, wird

6. Nicht durch Ordnungsliebe, durch strenge Disciplin und harte Bußübungen werden Klöster entvölkert und gerathen in Verfall; wohl aber durch Unordnung, durch Weltsinn, erschlaffte Zucht, und Mangel an klösterlichen Eigenschaften bei den Mönchen. Der, in der ganzen Gegend sich nach und nach verbreitende Ruf von den frommen Bewohnern der Einsiedelei am Anian, zog nun bald, über

---

auch die Religion Jesu nach und nach völlig unverständlich, mithin auch alles, was aus derselben fließt, oder geflossen ist, folglich auch die Klöster. Indessen wird man doch gestehen müssen, daß, seitdem es in Deutschland wie in Frankreich keine Mönchsorden, keine klösterlichen Corporationen und keine religiösen Vereine mehr gibt, eine Menge ganz anderer Corporationen und Vereine sich bildeten. Statt des, einst in so viele blühende Zweige getheilten Benediktiner-Ordens z. B., hat man jetzt in den obengenannten Ländern den, noch ungleich zahlreichern, noch ungleich vielfacher verzweigten Orden der Liberalen, Radicalen, Constitutionellen, den Orden der Freunde der Freiheit und Aufklärung, den Tugend- und Freiheits-Bund ꝛc. und endlich gar jenen, unter dem Namen der Propaganda, dem Abgrund entstiegenen, immer weitere Kreise schlagenden, und beinahe schon über einen ganzen Welttheil hingefahrnen, furchtbaren Höllenbund, der nichts Geringeres, als alle Throne und Altäre, wie alles Bestehende und Bestandene zu verschlingen drohet. Indessen ist auch diese Erscheinung leicht zu erklären. Der Gesellschafts- und Vereinigungstrieb ist nämlich dem Menschen angeboren, und daher muß und wird es stets Vereine geben, deren Mittelpunkt entweder Gott oder der Teufel ist, und von welchem entweder Demuth, Selbstentäußerung, Liebe zu Gott, und daher Friede und Zufriedenheit, oder Selbstsucht und Stolz, und daher Herrsch- und Neuerungssucht, und ewige Entweihung, die äußern, stets große Flächen umkreisenden Peripherien bilden werden.

alle Erwartung des Benedikts, eine Menge Schüler herbei, und zwar lauter solche, deren Beruf nicht, wie bei jenen frühern, blos auf einer schnell vorübergehenden Aufwallung von Frömmigkeit beruhete. Ihre Anzahl war in kurzer Zeit so groß, daß die Einsiedelei sie nicht mehr fassen konnte. Benedikt mußte sich also entschließen, für seine Mönche, und mit deren Hülfe, ein wirkliches Kloster zu erbauen. Aber eine, sich überall kund gebende Armuth sollte das Charakteristische des neuen Klostergebäudes seyn. Dasselbe ward demnach äußerst ärmlich, selbst das Dach nicht einmal von Ziegeln, sondern von Stroh. Sogar in der Klosterkirche sollten überall die Spuren gleicher Armuth sichtbar werden. Alles war darin roh und schmucklos; selbst die zu Darbringung des heiligen Opfers nöthigen Gefäße waren blos von Holz, Glas, oder höchstens Zinn; und wenn man ihm irgend Etwas brachte, womit er seine Kirche hätte zieren können; so schenkte er es sogleich wieder andern Kirchen. Von dieser irrigen, durchaus falschen Ansicht kam jedoch Benedikt bald zurück; denn als er nach einigen Jahren, wegen der immer wachsenden und schon bis auf 300 Seelen gestiegenen Anzahl seiner Mönche, das Kloster ungemein erweitern mußte; so bauete er eine neue, auf lauter Marmorsäulen ruhende, wahrhaft prachtvolle Kirche, schmückte sie auf das Herrlichste aus, und versah sie mit goldenen und silbernen Gefäßen, und den kostbarsten Kirchenornaten. Aber wie es scheint, hatte die Zahl Sieben, und zwar nicht mit Unrecht, für Benedikt eine mystische Bedeutung. Alles, was in der Mehrzahl vorhanden seyn mußte, schaffte er siebenfach herbei. Sieben Kronleuchter, jeder mit sieben Armen, erleuchteten die Kirche. Sieben Lampen brannten vor dem Altar, sieben

andere in dem Chor; kurz alles war nach der heiligen Siebenzahl geordnet.

7. Benedikts Beispiel weckte nach und nach auch den Eifer mehrerer andern frommen Grundeigenthümer in der Provinz; sie stifteten kleine Klöster, oder vielmehr Conventshäuser, deren Leitung und Aufsicht sie dem Benedikt überließen. Allen ward der Heilige ein gemeinschaftlicher Vater, besuchte sie öfters, förderte sie auf dem Wege klösterlicher Vollkommenheit, und da sie sämmtlich im Anfange ziemlich arm waren, so kam er mit reichen Geschenken, sowohl in Geld, als Lebensmitteln, so oft es Noth that, ihrer Armuth zu Hülfe. Aber auf seinem eigenen Kloster, das man jetzt von dem kleinen Flusse, der die Klostermauern bespülte, nur das Kloster von Anian nannte, ruhete sichtbar ein von Oben überströmender Segen. Benedikt hatte jetzt nach reifer Ueberlegung, und nicht ohne vorher sich mit Gott darüber zu berathen, von seiner primitiven Strenge um vieles nachgelassen, und die Regel des heiligen Benedikts von Monte-Cassino, die er, je mehr er in ihren Geist eindrang, immer lieber gewann, zur einzigen Richtschnur seiner und seiner Mönche Lebensweise gemacht. Dadurch ward die Anzahl frommer Klosterbewohner vermehrt, und ihr exemplarischer Wandel erbaute doch nicht minder die ganze umliegende Gegend. Einige reiche Grafen und Barone in Languedock schenkten nun auch dem Kloster mehrere Maierhöfe und sehr bedeutende Ländereien. Benedikt nahm sie mit Dank an; gab aber allen darauf wohnenden Leibeigenen die Freiheit, und entließ sie aller, dem Grundeigenthümer schuldigen Dienstleistungen. Der zunehmende Wohlstand des Klosters setzte jetzt Benedikt in Stand, sehr bedeutende Verbesserungen vorzunehmen. Er

sorgte für geschickte Sänger, Lectoren und Grammatiker, und stellte mehrere geprüfte Lehrer an, um die angehenden Mönche in allen Zweigen der Heilswissenschaft zu unterrichten; auch schaffte er eine zahlreiche, damals einen großen Kostenaufwand erfordernde Klosterbibliothek an. Die Sorgfalt für die Armen lag ihm und seinen Mönchen ganz besonders am Herzen. Die Keller und Scheunen des Klosters waren die gemeinschaftlichen Vorrathskammern für alle Bedürftigen und Nothleidenden im Lande. Benedikts Freigebigkeit erstreckte sich sogar auf die Diebe. Es war gar nichts seltenes, daß dem Kloster mancherlei entwendet, besonders Pferde, Schaafe und anderes Vieh gestohlen wurden. Nie ließ er das Entwendete zurückfordern, oder gegen die Diebe, wenn sie auch bekannt waren, Klage führen; und wenn dieselben, welches einigemal geschah, von den, über die häufigen in dem Kloster verübten Diebstähle, aufgebrachten Bauern der Gegend, aufgefangen, dann unter mancherlei groben Mißhandlungen in das Kloster zurückgebracht, und ihm vorgestellt wurden; so nahm er sie gegen die Wuth dieser gutmüthigen aber rohen Landleute in Schutz, behielt sie einige Tage im Kloster, sorgte bei den Verwundeten für deren Heilung und Pflege, und entließ sie dann sämmtlich gewöhnlich noch mit einem reichen Almosen, jedoch aber auch stets mit sehr ernsten, dringenden Ermahnungen, die ganz gewiß auf Manche eine ungleich heilsamere Wirkung hervorbrachten, als körperliche und entehrende Strafen hätten machen können.

8. Bei dem damaligen, so sehr gesunkenen religiösen und sittlichen Zustande der Klöster, ward jenes von Anian, durch die darin herrschende Ordnung, Regelmäßigkeit und strenge Disciplin, bald ein Ge-

genstand der Bewunderung für ganz Frankreich. Carl der Große berief unsern Heiligen an seinen Hof, nahm das Kloster von Anian unter seinen besondern Schutz, ertheilte ihm einen königlichen Immunitätsbrief, schenkte ihm mehrere, in dortiger Gegend gelegene Domänengüter, und entließ endlich Benedikt, reich beschenkt und mit der wiederholten Versicherung seiner königlichen Huld, wieder von seinem Hofe. Die Freigebigkeit des Monarchen ahmten auch noch andere Großen im Reiche nach. Mit vielem Gelde — Carl allein hatte ihm 40 Pfund Silber auszahlen lassen — kam Benedikt nach Anian zurück. Aber von Allem, was Carls und anderer Großen Milde ihm geschenkt hatte, behielt er auch nicht das Mindeste für sich, oder seine Mönche. Alles vertheilte er unter andere, ungleich weniger begabte Klöster, die er ohnehin bisher öfters besucht, zu deren innern bessern Einrichtung, durch seine Lehren und Ermahnungen er unablässig mitgewirkt, und denen er nicht selten auch alle nur mögliche zeitliche Dienste geleistet hatte; kurz, Benedikt war der geistliche, wie leibliche Pfleg- und Nährvater aller Klöster in den, damals sehr weit ausgedehnten Landschaften von Languedok und Gascogne.

9. Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche Benedikts an den Ufern des Anian errichtetes klösterliche Institut erregt hatte, blieb es jedoch glücklicher Weise jetzt nicht bei einem blosen müßigen Anstaunen fremden Verdienstes. Viele Bischöfe fielen auf den, sich von selbst darbietenden Gedanken, daß das, was Benedikt so trefflich gelungen, doch wohl auch in andern Klöstern ausführbar seyn möchte. Ein allgemeiner Eifer, die alte, völlig in Vergessenheit gerathene Klosterzucht wieder herzustellen, erwachte in ganz Frankreich. Mehrere der erleuchtesten und

ausgezeichnetesten Bischöfe, als Leydrad von Lyon, Theodulf von Orleans, Wulfard von Rheims ꝛc. schrieben an Benedikt, fragten denselben um Rath, und baten ihn, ihnen einige von seinen, in der klösterlichen Disciplin nun vollkommen erstarkten Mönchen zu schicken, um mit diesen gleichsam den Grund zu der, in den Klöstern ihrer Diöcesen vorzunehmenden Reformation zu legen. Die große Anzahl frommer Mönche zu Anian setzte Benedikt in Stand, den Wünschen der Bischöfe zu entsprechen. Dem Leidrade von Lyon schickte er 20 von seinen Mönchen; eben so viele in die Abtei von Cormery; 4 dem Bischofe Theodulf von Orleans; 12 nach dem Kloster Menat in Auvergne; 20 nach St. Savin in Poitou; 40 nach Massai in Berry; kurz nach allen Gegenden wanderten jetzt von den Ufern des Anian fromme Colonien aus. Benedikts Kloster ward für das ganze Reich eine Pflanzschule frommer Mönche, und Er selbst der einzige und wahre Wiederhersteller frommen und ächt evangelischen Klosterlebens.

10. Benedikts Ansehen hatte jetzt seine höchste Stufe erreicht. Von dem Kaiser, dessen Hofe, von allen Bischöfen und Aebten, kurz, von der ganzen Nation ward er als das Orakel Frankreichs betrachtet. Ludwig der Fromme, der in frühern Jahren schon den Entschluß gefaßt hatte, gleich seinem Großoheim Carloman, den Purpur gegen einen Mönchshabit zu vertauschen, was aber natürlicher Weise sein Vater, Carl der Große nicht zugab, hatte eine ganz besondere Vorliebe für klösterliche Abgeschiedenheit und fromme Klostergeistlichen. Benedikt stand daher auch bei ihm in der größten Gunst. Der Monarch wollte ihn durchaus in seiner Nähe haben: versetzte ihn demnach anfänglich in das

Kloster Maurus-Münster (Marmoutier) im Elsaß; und da dieser Ort immer noch zu weit von Aachen entfernt war; so stiftete er für ihn die nur zwei Stunden von letzterer Stadt gelegene Abtei Corneli-Münster. In allem, was des Kaisers neue Einrichtungen sowohl in Ansehung der Klöster, als auch der irregulären Chorherren betraf, befolgte derselbe unbedingt Benedikts Vorschläge, übertrug ihm die oberste Aufsicht über alle Klöster in seinem Reiche und wußte mit Nachdruck die Hindernisse zu beseitigen, welche man den Reformen desselben in den Weg legen wollte. Auf der, in dem Jahre 817 zu vollkommener Wiederherstellung klösterlicher Zucht und gleichförmiger Einrichtung aller Klöster gehaltenen, sehr zahlreichen Versammlung von Aebten führte Benedikt den Vorsitz. Auch dem, in demselben Jahre und zu demselben Zwecke, in Aachen gehaltenen Concilium wohnte er ebenfalls bei, und war die Seele aller darauf abgefaßten Verordnungen und Satzungen.

11. Trotz dem so strengen, eine lange Reihe von Jahren fortgesetzten, und der Natur beinahe selbst deren dringendste Forderungen versagenden Anachoretenleben, erreichte Benedikt doch ein Alter von 70 Jahren. Indessen waren für ihn die letzten Tage seines Lebens nicht wenig reich an körperlichen Leiden. Aber weder Krankheiten, noch die gewöhnlichen Gebrechen des Alters vermochten seinen Eifer zu erkalten. Noch bis zu seinem letzten Lebensjahre unternahm er die beschwerlichsten Reisen, um die ihm anvertrauten Klöster zu besuchen, die darin begonnenen Reformen zu vervollkommenen, das noch Mangelnde zu ersetzen, die Brüder auf der betretenen neuen Bahn zu stärken, sie zu immer weitern Fortschritten auf derselben zu ermuntern. In sei-

nem Kloſter zu Corneli-Münſter war alle ſeine Zeit zwiſchen Gebet, Betrachtung, dem Forſchen in der heiligen Schrift, und belehrenden und erbauenden Unterredungen mit ſeinen Mönchen getheilt. Aber bei allem, was er that; er mochte leſen, ſchreiben, meditiren, oder zu ſeinen Mönchen ſprechen, waren immer ſeine Wangen mit Thränen benetzt. Vier Tage vor ſeinem Tode ward er wieder zu dem Kaiſer nach Aachen berufen, und es war gerade im kaiſerlichen Palaſte, wo er am Abend des zweiten Tages die erſten Anfälle von Fieber verſpürte. Am folgenden Morgen zeigten ſich ſchon alle Symptome einer höchſt bedenklichen Krankheit. Alle, am Hofe anweſende Großen machten ihm jetzt ihren Beſuch; und ſein Zimmer war von Biſchöfen und Aebten ſo ſehr angefüllt, daß die paar Mönche, die er bei ſich hatte, ſich kaum ihm nahen konnten, um ihm die nöthigen Dienſte zu erweiſen. Bald darauf kam Einer der erſten Palaſtbeamten, welchem der Kaiſer befohlen hatte, den hohen Kranken mit aller nur möglichen Sorgfalt in ſein Kloſter nach Corneli-Münſter zurückzubringen. Allda angekommen, begehrte Benedikt allein zu ſeyn. Alles mußte ſich demnach entfernen. Nach drei Stunden ward wieder jedermann der Zutritt geſtattet. Der Probſt und einige Mönche traten unverzüglich ein, und fragten ihn ſogleich, wie er ſich befinde. „Noch nie in meinem Leben,“ antwortete Benedikt, „war es mir „ſo unausſprechlich wohl, als jetzt; denn ich befand „mich unter den Chören vollendeter Heiligen, in der „Gegenwart meines göttlichen Erlöſers.“ — Er ſchrieb hierauf mehrere Briefe an den Kaiſer, an verſchiedene Klöſter, u auch an ſeinen ehemaligen Schüler Nibridius, n ehr Biſchof von Narbonne. Am folgenden Tage verſammelte er gegen Abend alle Brüder um ſein Lager, und gab ihnen nun die

letzten, gewöhnlich sehr tiefen Eindruck zurücklassenden Ermahnungen eines sterbenden Heiligen; und erst in diesem feierlichen Augenblicke war es, wo er ihnen sagte, daß er seit acht und vierzig Jahren nie gegessen, ohne vorher einen Strom von Thränen vergossen zu haben. — Sanft in dem Herrn entschlief er in der Nacht von dem 11. auf den 12. Februar. Seine Leiche ward in der Klosterkirche zu Corneli-Münster beigesetzt, und viele von Gott, an Benedikts Grabe, gewirkte und von einer Wolke von Zeugen bekräftigte Wunder bewogen die Kirche, ihn den Heiligen beizuzählen, und die Feier seines Andenkens auf den zwölften eben dieses Monates festzusetzen*).

12. In dem strengsten Sinne des Wortes, war Benedikt von Anian in dem damals unge-

*) Bis auf die neuesten Zeiten ruheten des heiligen Benedikts Reliquien in der Kirche des oben erwähnten Klosters. Corneli-Münster ward dasselbe nach dem Namen des heiligen Pabstes Cornelius genannt, unter dessen Anrufung die Klosterkirche war geweihet worden. Hehr und herrlich blühete diese Abtei, die endlich zu einer unmittelbaren Reichsprälatur war erhoben worden, eine lange Reihe Jahrhunderte hindurch, bis endlich jene, schon oft erwähnte, verhängnißvolle Stunde schlug, wo alle religiösen Institute weiser und frommer Vorfahren vom deutschen Boden verschwinden mußten. Das Städtchen Corneli-Münster, der ehemalige Sitz dieser berühmten, in den graueſten Zeiten Deutschlands, von Kaiser Ludwig dem Frommen gestifteten Abtei hat jetzt, um doch Etwas zu haben, eine — Tuchfabrik, die freilich der Casse des Rentamts mehr Baares einbringen wird, als von heiligen Reliquien und den Chören und Gebeten frommer Mönche erhoben werden könnte; lauter Dinge, die, wenigstens so viel wir wissen, weder unter der Rubrik der directen, noch der indirecten Steuern bis jetzt noch subsumirt werden konnten.

heuern, über den größten Theil des christlichen Abendlandes sich hinstreckenden fränkischen Reiches, der wahre Wiederhersteller aller klösterlichen Zucht, und wahrhaft exemplarisch-frommen klösterlichen Lebens. Unter seiner Leitung ergoß sich wieder eine neue heilige Weihe auf die Klöster; und in dieser Hinsicht verdient er gewissermaßen dem großen Patriarchen aller abendländischen Orden, dem heiligen Benedikt von Monte-Cassino an die Seite gesetzt zu werden. Groß waren demnach auch Benedikts von Anian Verdienste um die Kirche; denn von jeher waren heilige, nach der Richtschnur evangelischer Wahrheit und Tugend einherwandelnde religiöse Orden feste und unerschütterliche Säulen in der Kirche des Sohnes Gottes; daher auch die Feinde eben dieser Kirche vorzüglich ihre wüthenden Angriffe gegen diese, unmittelbar aus dem Geiste des Christenthums hervorgegangenen, höchst ehrwürdigen, religiösen Institute richteten, sie zuerst durch die Waffen der Verläumdung in der öffentlichen Meinung der Völker zu stürzen suchten, und dann nach wahrer Räuberweise sie plötzlich überfielen, plünderten, zerstörten und vertilgten.

13. Der heilige Benedikt von Anian gehört auch zu den kirchlichen Schriftstellern seines Jahrhunderts. Auf uns sind von seinen Schriften gekommen: 1. Ein, von ihm noch als Mönch von St. Seine, verfertigter Codex klösterlicher Regeln. 2. ein Pönitentiale oder Bußbuch, vorzüglich auf das Bedürfniß frommer Mönche berechnet. 3. Homilien, zum Gebrauch in den Klöstern, größtentheils aus den Schriften heiliger Väter gezogen. 4. Eine Concordia sämmtlicher damals vorhandenen Klosterregeln. Benedikts Zweck war dabei, von jenen, durch höhere ascetische Vollkommenheit aus-

gezeichneten Männern, welchen die klösterlichen Institute vorzüglich ihr Daseyn zu danken hatten, die vollkommene Uebereinstimmung zu zeigen, welche sie in ihren Ansichten und Grundsätzen, sowohl in Beziehung auf den eigentlichen und wahren Geist der Klöster, als auch auf die, eben daraus fließenden, die Mönche zu immer höherer Vollkommenheit führenden ascetischen Uebungen hatten. 5. Noch 4, zur Vertheidigung der katholischen Lehre, gleich nach dem, im Jahre 794, gegen die Ketzerei des Elipandus und Felix, zu Frankfurt gehaltenen Concilium, von ihm verfertigten Abhandlungen. Man findet dieselben bei Baluzius in dessen Miscellaneen.

14. Der heilige Wilhelm, Herzog von Aquitanien. — Die berühmteste Colonie von Anian war jene, wodurch das Kloster im Thal Gellon, nachher nur das Kloster zu St. Wilhelm in der Einöde genannt, gegründet ward. Der Erbauer und Stifter desselben war Wilhelm, Herzog von Aquitanien. — Unter den großen Feldherren und Staatsmännern, die Carls Heldengeist bildete, gebührt unstreitig diesem Wilhelm eine der ersten und vorzüglichsten Stellen. Seine Familie gehörte zu den ältesten und angesehensten des Reiches. Sein Vater war Graf Theodorich, und seine Mutter Aldane eine Enkelin Carl-Martels, mithin Wilhelm mit dem carolingischen Hause verwandt. Graf Theodorich gab seinem Sohne eine Erziehung, wie sie damals den Söhnen der Großen nur selten zu Theil ward. Wilhelm ward in der Grammatick, Dialektik, Rhetorik, in der Philosophie, Geschichte, der heiligen Schrift und den Schriften der heiligen Väter unterrichtet. In allen diesen Wissenschaften machte er bedeutende Fortschritte, und als er seine Studien vollendet hatte, verband er mit den Vor-

zügen einer hohen Geburt auch alle Vorzüge eines gebildeten Geistes, und eines mit den mannichfaltigsten Kenntnissen bereicherten Verstandes. Schon in seinem Aeußern, in Gang, Stellung und Gebärden lag etwas Imponirendes, und sein, durch Größe, schlanken Wuchs und männliche Schöne ausgezeichneter Körperbau machte ihn unter der Blüthe des fränkischen Adels vor allen andern bemerkbar. Als er von seinem Vater Carl vorgestellt ward, machte des Jünglings rein persönliche Würde auf denselben schon großen Eindruck; und da des Monarchen scharfem Blicke kein Verdienst, oder kein verborgenes Talent leicht entging, so entdeckte er in dem jungen Wilhelm jetzt schon den künftigen großen Feldherrn und Staatsmann. Carl behielt ihn also an seinem Hofe, und Wilhelm befand sich nun unter den nächsten Umgebungen des Monarchen. Er begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, gab bei jeder Gelegenheit eben so sprechende Beweise von Einsicht und Gegenwart des Geistes, als auch von Muth und persönlicher Tapferkeit; und da überdies noch eine, sich stets gleiche, ungeheuchelte Frömmigkeit ein hervorstechender Zug seines Charakters war; so stieg er eben dadurch nur noch schneller in der Gunst seines Monarchen. Carl schenkte ihm nach und nach sein ganzes Zutrauen, gebrauchte ihn in den wichtigsten Angelegenheiten, und übertrug ihm endlich, da er noch kaum zum männlichen Alter gereift war, den Oberbefehl über das, gegen die Sarazenen in Aquitanien zusammengezogene Heer.

15. Im Anfange schien das Kriegsglück unsern Wilhelm nicht begünstigen zu wollen. Die Sarazenen hatten schon große Fortschritte gemacht, Orange, Nismes und noch mehrere andere Städte

erobert; auch war ihr Heer an Zahl dem fränkischen weit überlegen, und letzteres bestand überdies noch größtentheils aus neuen, in der Eile zusammengerafften, wenig geübten Truppen. Die Sarazenen erfochten daher mehrere Vortheile über ihn, und schlugen endlich sein Heer in einer förmlichen Feldschlacht in die Flucht. Aber gerade jetzt, nach dem Verlust eines Treffens, zeigte sich Wilhelms superiores Feldherrntalent. Die Sarazenen gewannen durch ihren Sieg auch nicht einen Zoll breit Terrain; und obgleich sie schon bis an die Mauern von Narbonne streiften, wagten sie es doch nicht, die Belagerung dieser Stadt zu unternehmen. Durch wohl combinirte Hin- und Her-Märsche und stets trefflich gewählte Stellungen verhinderte Wilhelm den Feind, sich weiter in dem Lande zu verbreiten, verstärkte indessen sein Heer, übte es anfänglich in kleinen Gefechten mit dem Feinde, und ging dann plötzlich in eine entscheidende Offensive über. Orange und Nismes wurden wieder erobert, die Sarazenen in mehreren Treffen geschlagen, und endlich aus dem ganzen Lande verjagt. Carl, der keine Großthat, viel weniger solche glänzende Verdienste unbelohnt ließ, erhob ihn, nach geschlossenem Frieden, zum Herzog von Aquitanien, und übertrug ihm die Statthalterschaft über die, den Sarazenen von ihm wieder abgenommenen Länder.

16. Hatte Wilhelm auf seinen Feldzügen sich mit Lorbeern bedeckt; so entfaltete er jetzt nicht minder glänzende Eigenschaften auch im Kabinette und im Kreise seiner Räthe. Ein Freund der Arbeit, und ein abgesagter Feind aller zerstreuenden Vergnügungen, theilte er alle seine Zeit zwischen Gottesdienst und Herrendienst. Da aber das Element seines Charakters, seiner Kraft und seiner

ganzen Denk- und Handlungsweise eine tiefe, innere Religiosität war, und Religion ein, alle menschlichen Verhältnisse durchströmendes, und Alles, was diese nur in irgend einem verwandten Anklang berührt, sogleich mit ihren Flammen ergreifendes göttliches Feuer ist; so ward auch bei Herzog Wilhelm dessen Herrendienst ein wahrer Gottesdienst, und indem er seinem Könige zu dienen schien, diente er im ganzen genommen doch nur jenem Herrn, dem alle geschaffene Wesen, sie mögen wollen, oder nicht wollen, dienen müssen. — Durch eben so gerechte, als kluge und milde Verwaltung heilte nun Wilhelm bald wieder alle, durch den verheerenden Sarazenenkrieg, dem Lande geschlagene Wunden. Eine überall gleiche Justizpflege machte er zu einem vorzüglichen Gegenstand seiner Fürsorge. Er selbst saß jeden Tag zu Gericht, und zu seinem Richterstuhl hatte nur das Recht, und nie Gunst oder Reichthum und Ansehen einen Zutritt. An die Stelle frecher Willkühr trat nun wieder die Herrschaft der Gesetze, und auch der Geringste und Niedrigste im Volke fand bei ihm Schutz gegen Kränkungen oder Beeinträchtigungen übermüthiger Großen. Stets heiter, freundlich, gegen Jedermann herablassend, wohlwollend, und bis zur Verschwendung freigebig, dabei taub für alles Geschrei eiteln Rufes, und eben so unbekannt mit dem gewöhnlichen Geprahl der Selbstsucht, wirkte jetzt Herzog Wilhelm in seiner Provinz ganz im Stillen und ohne alles Geräusch unendlich viel Gutes. Im eigentlichen Sinne des Wortes ward er der wahre Vater des Landes; und da in jenen Zeiten das heilige Interesse der Religion der Verwaltung eines Staates noch nicht fremd war; so sorgte er eben so rastlos auch für das ewige Heil der ihm untergebenen Völker. In dem ganzen Umfange ihres Wirkungskreises genoß daher die Kirche seines vor-

züglichen Schutzes, und als ein eben so frommer, wie treuer Sohn derselben, erzeigte er auch allen ihren Dienern stets geziemende Ehre, und es wird sogar erzählt, daß, wenn auch nur der geringsten Cleriker Einer bei ihm eintrat, Er, der Herzog von Aquitanien, sich sogleich von seinem Sitze erhob, und denselben stehend empfieng. Kurz, Herzog Wilhelms ganze Verwaltungs- und Regierungsmethode beruhete auf der klaren und bestimmten Ansicht eines christlich geläuterten Verstandes, und einer eben so christlichen, daher auch alles, mit Liebe und zarter Schonung umfassenden Gesinnung.

17. Da das Kloster von Anian in der Landschaft Languedok lag, diese aber ebenfalls zu Wilhelms Statthalterschaft gehörte; so konnten ihm auch der heilige Benedikt und dessen gottselige Mönche nicht lange unbekannt bleiben. Von jeher von dem überschwänklichen Segen überzeugt, den fromme Mönche auf ein Land herabziehen, war er stets ein besonderer Freund der Klöster und des klösterlichen Lebens gewesen *). Aber jetzt erwachte in ihm auch

*) Der Wichtigkeit der Sache wegen, glauben wir hier Etwas wiederholen zu müssen, worauf wir schon bei einer andern Gelegenheit, in dem Laufe dieser Geschichte, unsere Leser aufmerksam zu machen gesucht haben. Vorher müssen wir jedoch bemerken, daß die, der heiligen Theresia, besonders in den letztern zehen Jahren ihres Lebens, gewordenen Visionen von den einsichtsvollsten Männern ihrer Zeit, von erleuchteten Bischöfen, und durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit ausgezeichneten Theologen für nicht zu bezweifelnde göttliche Offenbarungen anerkannt wurden. In einer dieser Visionen sagte nun eines Tages Christus Selbst zu der heiligen Theresia: „Meine Tochter, was würde aus der Welt werden, wenn es keine frommen Klöster mehr gäbe.“ — Leider will die Welt jetzt keine Klöster

der Gedanke, selbst der Vater einer ganzen, Gott in klösterlicher Abgeschiedenheit dienenden Gemeinde zu werden. In dem einsamen Thale von Gellon, nicht ferne von Lodeve, in einer sehr rauhen, aber an Naturschönheiten nicht ganz armen Gebirgsgegend, erbauete er also ein sehr geräumiges Kloster, nebst einer prächtigen, mit fünf Altären versehenen Kirche, dabei auch noch alle zu einer großen Landwirthschaft erforderlichen Gebäude; denn er hatte dem Kloster viele, von zahlreichen Familien von Leibeigenen bewohnten und gebauten Ländereien, nebst mehreren Maierhöfen geschenkt, und es überhaupt so reichlich dotirt, daß, wie zahlreich auch in der Folge die Gemeinde werden möchte, für deren zeitliche Bedürfnisse dennoch hinreichend gesorgt war. Von dem heiligen Benedikt erbat er sich eine Colonie von 20 Mönchen; und da das Kloster von Gellon nur 5 bis 6 Stunden von jenem am Anian entfernt war; so übernahm auch Benedikt, aus Liebe zu dem Herzog, die Oberaufsicht über dessen nun, ganz vorzüglich reich begabte Stiftung.

18. In einer wahrhaft christlichen Familie, besonders wenn das Haupt derselben mit leuchtender

---

mehr; und regt sich auch bisweilen hie und da in einem Lande ein dunkles Gefühl von der Heilsamkeit, ja wohl dringenden Nothwendigkeit frommer Klöster; so erzeugt doch dieses Gefühl größtentheils blos ein kaltes, mattes, daher auch nur träges Verlangen nach denselben; ein Verlangen, das bei dem mindesten, sich ihm entgegen setzenden Hinderniß sogleich zurückschreckt. Wie es scheint, fehlt hier der höhere Impuls von Oben, und freilich wo dieser fehlt, kann nie etwas gedeihen; nur eine matte Welle treibt dann die andere matte Welle, und im Ganzen genommen bleibt alles beim alten.

Frömmigkeit vorangeht, wandeln gewöhnlich auch deren übrige Glieder nach einer und derselben christlichen Richtschnur einher. Alles Gottgefällige, was in einem solchen Familienkreise geschieht, wird gleichsam ein gemeinschaftliches Familiengut; so daß die guten Werke des einen Theils gewöhnlich auch über den andern Theil wieder größere Gnaden von Oben herabziehen. Herzog Wilhelm hatte also kaum den Bau der neuen Klosterkirche vollendet, als seine beiden Schwestern Albane und Berthane sich ihm zu Füßen warfen, ihn mit Thränen bittend, ihnen zu gestatten, ebenfalls der Welt zu entsagen, und in einem Kloster ihr Leben in jungfräulicher Reinheit Gott ausschließlich zu weihen. So sehr auch der Herzog seine Schwestern liebte, und ihre Trennung von ihm ihn schmerzen mußte; so konnte er dennoch deren Bitte nicht zurückweisen; und so war es nun der Bruder selbst, der in seiner neuerbauten Kirche beide gottselige Jungfrauen Gott als ein reines und freiwilliges Opfer darstellte. Neben dem großen Klostergebäude erbauete er hierauf noch ein kleineres Kloster, nebst einer, dem heiligen Bartholomäus geweihten Kirche. Dahin begaben sich nun Albane und Berthane, führten in der Mitte einer kleinen Gemeinde gottgeweihter Jungfrauen, die sich bald um sie her gesammelt hatten, ein ungemein gottseliges Leben, und starben, weit in Jahren vorgerückt, in dem allgemeinen Rufe unbezweifelter Heiligkeit. Ihre Namen stehen zwar nicht in dem römischen Martyrologium; aber ihr Andenken ward Jahrhunderte hindurch von der ganzen umliegenden Gegend als das Andenken zweier heiligen Jungfrauen geehrt.

19. Herzog Wilhelm stand jetzt auf der höchsten Stufe zeitlichen Glückes. Mit Ruhm bedeckt,

mit Würden und Ehrenstellen überhäuft, im Besitze ungeheuerer Reichthümer, Vater mehrerer hoffnungsvollen Söhne, Gemahl einer geistvollen, ihn zärtlichst liebenden Gattin, mit der Freundschaft des größten und erhabensten Monarchen beehrt, und von allen, seiner Verwaltung untergebenen Völkern gleich einem Vater geliebt, besaß er wirklich alles, was nur immer selbst die edelsten Menschen für wünschenswerth erachten können. Aber bei allen diesen Gütern fühlte er dennoch eine gewisse Leere in seiner Brust, und nicht selten sogar eine Art innern Zwiespalts, der immer lauter ward, und nach und nach schon seine beste geistige Kraft zu verzehren drohete. Der Heldenmuth seiner Schwestern, die, beseelt von den erhabensten Gesinnungen christlicher Selbstaufopferung, in der Blüthe ihrer Jahre und Schönheit einer Welt entsagten, die ihnen noch so viele Freuden, und beinahe alle ihre Schätze anbot, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Oefters als sonst, besuchte er von dieser Zeit an sein einsames Kloster im Thale Gellon. Aber statt Beruhigung hier zu finden, erregte jetzt der Anblick der frommen, harmlosen, ganz Gott ergebenen, und in Ihm ruhenden Mönche eine Art von heiliger Eifersucht in seinem Herzen, und nun ward er, je öfter er sie besuchte, immer desto unzufriedener mit sich selbst. Stets lebhafter ward also jetzt in ihm der Wunsch, dem Beispiel seiner Schwestern zu folgen, und dem unseligen Schweben zwischen Himmel und Erde, ohne jenem, noch dieser völlig anzugehören, auf immer ein Ende zu machen. Sein Entschluß hierüber stand jedoch noch nicht völlig fest, als er unvermuthet wichtiger Angelegenheiten wegen an den Hof nach Aachen berufen ward.

20. Mit seiner gewöhnlichen Bereitwilligkeit

fügte sich Wilhelm dem Befehle seines Herrn, und eilte nach Aachen. Seine Erscheinung am Hofe war für ihn ein neuer, und vielleicht der schönste Triumph seines Lebens. Nicht wie einen Diener, sondern wie einen, seinem Herzen theuern Freund empfieng ihn Carl, umarmte ihn im Angesichte seines ganzen Hofes, und alle anwesenden Großen wetteiferten nun, dem hochgeehrten und verdienstvollen Günstling ihres Monarchen ihre Huldigungen darzubringen. Aber gerade diese, ihn von allen Seiten gleichsam überströmenden Ehrenbezeugungen waren es, welche seinen frühern Entschluß jetzt nicht nur wieder weckten, sondern auch zu völliger Reife brachten. Von einem Strahl göttlichen Lichtes erleuchtet, hatte Wilhelm einen Blick in die innersten Tiefen seiner Seele geworfen. Er fühlte, wie dringend es sey, gerade in dem nämlichen Augenblicke, wo die Welt ihn mit neuen goldenen Ketten noch fester an sich zu fesseln suchte, auch die alten Bande, womit sie ihn bis jetzt umstrickt gehalten, ohne fernern Verzug zu zerreißen. Er ergriff also die erste, sich ihm darbietende Gelegenheit, um von dem Kaiser, seinem Herrn, die Erlaubniß zu erbitten, den Hof und seinen Dienst verlassen zu dürfen, um hinter einsamen Klostermauern die Sünden und Schwachheiten seines Lebens ununterbrochen zu beweinen. Carl, dem diese Bitte ganz unerwartet war, auch weder sich eines so treuen Dieners, noch das Reich einer so kräftigen Stütze berauben wollte, zögerte anfänglich dem Herzog seine Bitte zu bewilligen. Aber dieser warf sich nun dem Monarchen zu Füßen, „Gnädigster Kaiser!“ sagte er, „bisher bin ich den Fahnen Euer Majestät mit aller „nur möglichen Treue gefolgt; erlauben Sie mir „also, daß ich nun auch der Fahne des Gekreuzig„ten folge.“ — Carl, der jetzt das Heldenmüthige

fühlte, das in dem Entschluß des Herzogs lag, ward bis zu Thränen gerührt; zu allem gab er nun seine Einwilligung, hob den Herzog auf, umarmte ihn, und ertheilte ihm noch überdies die Erlaubniß, aus seiner Schatzkammer so viel zu nehmen, als er nur immer nöthig haben könnte, theils um sein Kloster noch besser zu dotiren, oder auch vorzüglich die Kirche desselben noch mehr zu verschönern und zu bereichern. Wilhelm dankte für Alles, und bat sich nur jenes Stück Holz des wahren Kreuzes des Erlösers aus, welches der Patriarch Zacharias von Jerusalem dem Kaiser vor einigen Jahren geschickt hatte. Carl schenkte es ihm, und dazu noch mehrere andere kostbare Reliquien, worauf der Herzog, nicht ohne harten, innern Kampf, sich auf immer von einem Monarchen trennte, der für ihn, sein ganzes Leben hindurch, der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung, wie seiner innigsten Liebe und Ergebenheit gewesen war.

21. Wilhelm nahm seinen Weg über Brioude in Auvergne, begab sich dort in die Kirche des heiligen Julians, der einst Soldat, wie er, nachher gewürdiget ward, mit seinem Blute für die Lehre Jesu zu zeugen. Diesem weihete er nun seine, bisher so ruhmvoll geführten Waffen. Helm und Schild legte er auf dem Grabe des Heiligen nieder; seinen Degen, Bogen und Köcher hing er an der Kirchenthüre auf. — Aber zu Hause, im Kreise einer zahlreichen Familie, erwartete den christlichen Helden erst der härteste Kampf; aber auch in diesem blieb er Sieger, und weder die Thränen einer, ihm äußerst theuern Gemahlin, noch jene seiner nicht minder zärtlich geliebten Kinder, vermochten seinen Entschluß zu erschüttern. Seine Grafschaften, Würden und übrigen Aemter theilte er, wozu er

des Kaisers Genehmigung schon erhalten hatte, unter seinen, nunmehr erwachsenen Söhnen, nahm von ihnen und deren Mutter noch einmal zärtlichen Abschied, und ging dann zu Fuße nach seinem Kloster in dem Thale Gellon. Als der Abt und die Mönche von Gellon die Annäherung ihres erhabenen Gründers und Wohlthäters erfuhren, gingen sie ihm in feierlicher Prozession entgegen. Aber wie erstaunten sie, als sie sahen, daß derselbe barfuß einherging. Auf sein Begehren führten sie ihn in die neu erbaute Klosterkirche. Hier legte Wilhelm die von Carl erhaltenen Reliquien, nebst noch vielen andern, in goldenen und silbernen Kelchen und kostbaren Ornaten und Paramenten bestehenden Geschenke als ein Opfer auf dem, dem göttlichen Erlöser geweiheten Altar nieder, betete dann einige Zeit am Fuße desselben, und stellte hierauf sich selbst seinem Gott, als ein, zu dessen Ehre sich jetzt ausgießendes Trankopfer dar. Aus der Kirche begab er sich in den Kapitelsaal, wo er dem Abt und sämmtlichen dort versammelten Mönchen erklärte, daß er entschlossen sey, aller Herrlichkeit der Welt auf immer zu entsagen, und in Zukunft blos Gott und der Ewigkeit zu leben; worauf er sie in sehr demüthigen Ausdrücken bat, ihn in ihre Mitte aufnehmen zu wollen. Der Abt und das ganze Kapitel, tief ergriffen von dem erhabenen Schauspiel einer so seltenen, mit der vollkommensten Selbstentäußerung verbundenen Weltverachtung, und von des erlauchten Postulanten höherem Berufe innigst überzeugt, sprachen ihn einstimmig von dem, in den Regeln vorgeschriebenen Probejahr frei, und die nöthigen Vorbereitungen zu Wilhelms feierlicher Einkleidung wurden nun unverzüglich getroffen. Wirklich hatte diese auch gleich einige Tage nachher, am Feste der beiden heiligen Apostel Petrus und

Paulus statt. Unter den, damals eingeführten Ceremonien wurden dem bisherigen Herzog Bart und Haare in der Kirche abgeschnitten. Dies war das Zeichen, daß er aus dem weltlichen in den geistlichen Stand trete. Er legte hierauf seine seidene, mit Gold und Silber prächtig gestickte Herzogliche Kleidung ab, empfieng dafür den demüthigen, schlichten Klosterhabit, und sobald er sich mit diesem bekleidet hatte, waren auch in seiner Brust alle Spuren seiner ehemaligen Größe auf immer vollkommen erloschen. (29. Jun. 806.)

22. Zufolge des, von ihrem Vater erhaltenen Auftrages, sorgten nun des Herzogs Söhne dafür, daß die noch nicht ganz vollendeten Klostergebäude vollkommen ausgebauet wurden. Sie ließen überdies noch einen bequemern, zum Kloster näher führenden Weg durch einen Felsen brechen, auch Gärten und Weinberge anlegen, und eine Menge der kostbarsten Obstbäume um das Kloster herumpflanzen. Wilhelm selbst war ganz, im Geiste und in der Wahrheit jetzt vollkommen Mönch. Der Welt, seiner Familie und sich selbst völlig abgestorben, besaß er auch nicht das Mindeste mehr für sich, lebte strenge nach der Regel des Klosters, unterwarf sich mit einem stets auf Gott gerichteten Herzen selbst den, dem Scheine nach unbedeutendsten Einrichtungen mit der größten Gewissenhaftigkeit *), und

*) Auch in manchen, zu unsern Zeiten bestandenen, und hie und da noch bestehenden Klöstern, besonders der Franziskaner, Kapuziner, und anderer ähnlichen Mönchsorden, stieß man auf Einrichtungen und Gebräuche, die der Weltling, weil er deren Sinn nicht auffaßte, wo nicht bespöttelte, doch wenigstens mitleidig belächelte; so z. B. das Knieen oder Essen

übertraf an Demuth und Gehorsam selbst die geübtesten und geprüftesten der Brüder. Oft warf er sich dem Abte und den übrigen Mönchen zu Füßen, sie inständigst bittend, doch nie seiner ehemaligen Würde mehr zu gedenken, in ihm blos einen büßenden Sünder, Einen der geringsten und schwächsten ihrer Brüder zu erblicken. Die niedrigsten und verächtlichsten Verrichtungen waren ihm die liebsten; und der Nämliche, den seine hohe Geburt schon zum Befehlen und Herrschen bestimmt hatte, verrichtete nun die gemeinsten und gröbsten Klosterarbeiten mit einer Aufmerksamkeit und Sorgfalt, als wenn er in seinem ganzen Leben sich mit nichts anderem beschäftiget hätte. Oft war es jetzt für alle ein eben so rührender als erbauender Anblick, wenn sie sahen, daß derjenige, der einst an einer, stets reich besetzten Tafel von einem ganzen Heere von Bedienten ehrfurchtsvoll bedient ward, nun mit der

---

auf der Erde, das Küssen des Bodens ꝛc. Aber gerade in diesen, den reifen Mann gleichsam wieder in die Jahre der Kindheit zurückführenden, und daher nur noch mehr erniedrigenden Bußübungen kann der fromme Geistliche seine Demuth und völlige Selbstentäußerung am besten bewähren; und unterwirft er sich denselben mit der Lauterkeit und Einfalt eines, nur auf Gott gerichteten Herzens; so wird ihm gewiß kein geringer Lohn dafür werden. So wie es für den Ewigen und Unendlichen nichts Großes und nichts Kleines gibt; eben so verhält es sich auch in Beziehung auf Ihn, mit den Opfergaben, die wir ihm darbringen. Gott fordert von uns nichts, als unser Herz; dies ist das Einzige, was wir Ihm geben können; und jedes, nach menschlicher Ansicht, auch noch so unscheinende Opfer, sobald nur ein wahrhaft demüthiges, mithin wahrhaft zerknirschtes, und von heiliger Liebe glühendes Herz es darbringt, ist groß in den Augen Gottes.

größten Pünktlichkeit den frugalen Klostertisch ordnete, die Speisen auftrug, und die Brüder bediente, und dann, nach eingenommenem Mahle mit eben derselben Hand, mit welcher er einst Carls des Großen glorreiches Panier bald im Sachsen- und Avaren-Lande, bald wieder in Aquitanien und Spanien siegreich aufgepflanzt hatte, nun Teller, Schüsseln und Küchengeschirr spülte, reinigte, und endlich gar noch mit einem Lumpen den Boden der Küche aufwusch. — Der Abt übertrug ihm auch die Besorgung der Mühle und des Backofens. Eines Tages, als er sehr eilen mußte, das Brod für die Brüder zu backen, und das hierzu nöthige Zeug nicht gleich finden konnte, zog er in dem Eifer, ja nichts in seinem Dienste zu versehen, mit beiden Händen das brennende Holz aus dem glühenden Ofen, trug auch einen ganzen Haufen glühender Kohlen in seinem Rock davon, ohne, daß man an seiner Kleidung, an seinem Körper, oder an seinen Händen auch nur die mindeste Spur einer Beschädigung hätte bemerken können. Der Abt und das ganze Kloster betrachtete dieses als ein offenbares, Wilhelms herzliche Demuth jetzt schon vor den Menschen verherrlichendes Wunder. Aber unter der Pflicht des Gehorsams gebot ihm jetzt auch der Abt, sich ferner keiner knechtischen Arbeit im Kloster mehr zu unterziehen, alle seine Stunden blos dem Gebete, der Betrachtung und dem Forschen in den heiligen Schriften zu widmen. Wilhelm, der keinen eigenen Willen mehr hatte, unterwarf sich mit seiner gewöhnlichen Folgsamkeit den Anordnungen seines Obern, vermehrte aber auch nun um vieles noch seine bisherigen Bußübungen und Abtödtungen, und ein Heiliger erzählt *) in dem Leben des

*) S. Ardo in vit. S. Benedicti Anian.

heiligen Benedikt von Anian, daß Wilhelm von einem der Brüder, der sein Vertrauen in vorzüglicherem Grade besaß, sich oft mit der Disciplin bis auf das Blut habe geiseln lassen. So ganz in Gott versunken und in Ihm ruhend, und schon hier auf Erden einer andern Welt angehörend, lebte Wilhelm sechs Jahre in seinem Kloster. Ueber den Tag und die Stunde seines Todes ward er einer besondern Offenbarung gewürdiget. Er schrieb dies sogleich dem Kaiser, und nahm nun von seinem gekrönten Freund und Wohlthäter zum letztenmale Abschied. Dasselbe schrieb er auch beinahe an alle Klöster Frankreichs, sie bittend, an dem von ihm bezeichneten Tage, an welchem er sterben würde, für ihn zu beten. Dieser Tag war der 28. Mai des Jahres 812 und wirklich ging auch der Heilige, ohne vorher krank gewesen zu seyn, an diesem Tage, an welchem nun auch die Kirche sein Andenken feiert, in die Herrlichkeit seines Herrn ein. — Nach seinem Tode erhielt das, von ihm in dem Thal von Gellon erbaute Kloster den Namen des Klosters zum heiligen Wilhelm in der Einöde.

33. Alcuin, Abt von St. Martin in Tours, Freund und Lehrer Carls des Großen. — — Alcuins Name steht zwar nicht in dem römischen Martyrologium; aber Jahrhunderte hindurch ehrte die Kirche von Tours, ohne jedoch ihm einen öffentlichen Cult zu erweisen, sein Andenken gleich jenem eines Heiligen, und eben so ruhmvoll nennt noch immer die Geschichte ihn den Wiederhersteller der Wissenschaften in dem, bis zu den Zeiten Carls des Großen, in der tiefsten Barbarei versunkenen Frankreich. Alcuins *) Vaterland

*) Der Name Alcuin oder Alcwin, eigentlich All-

tigsten, aber auch schwersten Wissenschaft hingeben, nämlich jener Selig zu sterben. Sein ganzes vierjähriges Leben war von jetzt an eine ununterbrochene Vorbereitung zum Tode. An dem Ort, den er sich zu seiner Grabstätte gewählt hatte, brachte er täglich mehrere Stunden betend zu. Hier, an dem Rande seines, sich ihm schon öffnenden Grabes, verstummten jetzt auf immer alle Töne ehemaliger Weltfreuden, alle ihre Täuschungen verschwanden, und in dem ergreifenden Gefühle der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller menschlichen Größe, sang er jedesmal in dem Tone der innigsten Zerknirschung die Antiphone: O, Clavis David ꝛc. *). Obschon kränklich, und in Jahren weit vorgerückt, unterwarf er sich dennoch sehr strengem, lange anhaltendem Fasten, welches er mit Gebet und noch manchen andern schweren Bußübungen verband. In der Fastenzeit, welche die letzte seines Lebens war, verdoppelte er die Strenge gegen seinen Körper. Eine geheime Ahnung verkündete ihm den nahenden Tod. Wirklich ward er auch bald darauf am Tage, an welchem die Kirche das Fest der Himmelfahrt unsers göttlichen Erlösers feiert, plötzlich krank, und verlor sogleich die Sprache. Nach drei Tagen erhielt er diese wieder. Mit heiterm Blicke, schon schimmernd von einem Strahl höhern Lebens, sang er jetzt noch einmal mit gedämpfter Stimme die Antiphon: O, Clavis David ꝛc. und

*) „O, Schlüssel Davids, Scepter von Israel, der Du „öffnest, was Niemand nach Dir zuschließt, und zu„schließest, was niemand öffnet, neige Dich erbar„mend zu mir, und rette aus dem Kerker einen Ge„fangenen, sitzend in den Schatten des Todes“ — Diese Antiphon wird von der Kirche in der Adventszeit gesungen.

schlummerte hierauf sanft in eine bessere Welt hinüber, (19. Mai 804). — Die Sorge für eine, den Verdiensten des Verstorbenen geziemende Beerdigung übernahm der Erzbischof von Tours; aber er gestattete nicht, daß die Leiche an einem andern Ort, als in der Kirche begraben würde; dies, sagte der Erzbischof, erfordere die, einem Manne, wie Alcuin, schuldige Ehrfurcht. Er selbst nebst seiner ganzen Geistlichkeit, und beinahe alle Einwohner von Tours wohnten der Trauerfeier bei. Ein einfaches, kunstloses Denkmal bezeichnete die Stätte, wo Alcuins Gebeine ruheten; aber die Grabschrift darauf hatte er selbst in den letzten Jahren seines Lebens verfertiget *).

29. Sagen, daß Alcuin in dem wahren Sinne des Worts der Freund Carls des Großen war, ist unstreitig schon ein Lobspruch, der keines weitern Zusatzes bedarf; denn in den Augen dieses großen, christlichen und religiösen Monarchen hatte Gelehrsamkeit ohne Heiligung, und Genie ohne Christenthum durchaus keinen Werth; auch ertheilte er der Gottseligkeit seines Freundes stets eben so großes Lob, als dessen Geist und weit umfassender Gelehrsamkeit. Seine edelsten Kräfte und alles Göttliche, was in Alcuins Seele lag, nahmen Religion und Kirche beinahe ausschließend in Anspruch; und unter den kirchlichen Schriftstellern seines Jahrhunderts gebührt ihm unbedingt die erste und glän-

*) Hier eine Strophe aus derselben:

Quod nunc es, fueram, famosus in orbe viator
Et quod nunc ego sum, tuque futurus eris,
Delicias mundi, casso sectabar amore:
Nunc cinis, pulvis, vermibus atque cibus.

zendste Stelle. Obschon an einem großen, eben so prächtigen als geräuschvollen Hofe lebend, trug Alcuin doch nie die Larve des Höflings oder Schmeichlers; seinen freien Geist bewegte stets ein nicht minder reiner und freier Wille, und obgleich mit der Freundschaft des mächtigsten Monarchen beehrt, und mit dessen Gunstbezeigungen überhäuft, verläugnete sich doch nie und keinen Augenblick seine, nur ihm eigene, wahrhaft evangelische, und vorzüglich in seinen Briefen sich so herzlich kundgebende Demuth. Seine Feinde, besonders Elipandus, gegen dessen Irrthümer er geschrieben, machten ihm seine Reichthümer, seine vielen Abteien, die große, wie man behauptete, bis auf zwanzigtausend Seelen sich belaufende Anzahl seiner Leibeigenen zum Vorwurfe, und beschuldigten ihn der Habsucht. Aber wie vollständig, und zugleich wie bescheiden rechtfertiget hierüber sich nicht Alcuin in seinen Briefen an den Priester Eata, und den Erzbischof von Lyon. „Elipand," sagt Alcuin, „macht mir meine Besitzungen, meine Vasallen und „Leibeigenen zum Vorwurf. Sollte ihm wohl un„bekannt seyn, daß der Besitz der Reichthümer nur „durch die Anhänglichkeit des Herzens lasterhaft „werde? Es ist etwas ganz anderes, die Welt be„sitzen, und wieder etwas anderes, von derselben „besessen werden. Einige besitzen Reichthümer, ob„gleich sie in ihrem Herzen vollkommen davon los„getrennt sind. Andere hingegen, die derselben ent„behren müssen, lieben sie, hängen ihr Herz daran „und verlangen mit Sehnsucht nach denselben." — Wie es scheint, verbot dem Alcuin seine Bescheidenheit noch mehrere nicht minder schlagende Gründe anzuführen. So z. B. hatte Carl ihm nur deßwegen mehrere Abteien übertragen, und Alcuin deren Leitung übernommen, um die damals überall

gänzlich verfallene Klosterzucht in denselben wieder herzustellen. Die Einkünfte dieser Abteien waren nichts weniger als seine Einkünfte. Was der Unterhalt derselben und der darin befindlichen Mönche nicht erforderte, wurde ausschließlich, wie es auch Carls Wille war, ganz und ungetheilt zum Besten der Armen verwendet. Niemand war weniger, als Alcuin, von dem Schimmer des Goldes oder Silbers geblendet; daher ihn auch Carl zu seinem Großalmosenpfleger ernannte, ihm die Sorge für alle der Hülfe Bedürftigen in ganz Frankreich übertrug; und unerachtet der bedeutenden Fonds, welche Carl dazu anwies, legte dennoch Alcuin nicht blos den Ueberschuß der Einkünfte seiner Abteien, sondern auch noch alle Geschenke, die er von seinem gekrönten Schüler erhielt, in die Hände der nach Hülfe ausgestreckten Arme zahlloser Dürftigen und Bedrängten jedes Standes und jedes Geschlechtes. — Mehrere Martyrologien zählen Alcuin unter die Seligen; aber die Chronick der Kirche von Tours nennt ihn einen Heiligen; und als eines solchen erwähnt seiner auch der ehrwürdige Rhabanus Maurus. Uebrigens führte, wie wir schon bemerkt, Alcuin, seitdem er den Hof verlassen, das Leben eines büßenden Heiligen. In vorzüglicherem Maße ward ihm in den letzten Jahren seines Lebens die Gabe des Gebetes und der innigsten Zerknirschung zu Theil *); auch soll er, Kraft höherer

*) Einst wollte er wieder eine Nacht im Gebete durchwachen; aber nun überfiel ihn ein ganz unnatürlicher Schlaf. Er glaubte allzugroße Wärme sey die Ursache desselben, und legte einen Theil seiner Kleidung ab. Als dieses nichts half, zündete er, um seine Lebensgeister zu wecken, Rauchwerk an. Aber nun

Erleuchtung, sogar bisweilen den Schleier selbst ferner Zukunft durchblickt haben. Wenigstens wird allgemein erzählt, er habe Carl dem Großen zweimal ganz bestimmt vorausgesagt, daß keiner seiner beiden ältern Söhne, sondern sein jüngster Sohn Ludwig ihm in der Regierung folgen, und Herr der gesammten fränkischen Monarchie seyn werde.

30. Alcuin ward stets als das größte Genie und der gelehrteste Mann seines Zeitalters betrachtet. Mag auch die, damals das ganze Abendland noch bedeckende wissenschaftliche Nacht den Werth dieses Lobes um vieles mindern, so wird doch auf der andern Seite durch eben jenen Umstand Alcuins Verdienst nur um so mehr erhöhet, indem er das, was er ward, nur durch eigene Kraft werden konnte. Gleichsam an der wissenschaftlichen Dämmerungsgrenze stehend, konnte nur ein schwacher Reflex des Lichtes die Bahn, die er betrat, beleuchten, und Alcuin keinem andern Führer, als blos seinem eigenen Genius folgen. Viele gelehrte Werke hat er der Nachwelt hinterlassen; die mehrsten davon sind auf uns gekommen, größtentheils theologischen Inhalts *), als: Erklärungen verschiedener Bibeltexte,

erschien ihm der böse Geist in der Gestalt eines großen, schwarzen, widerlich aussehenden Mannes, fuhr ihn heftig an, nannte ihn einen Heuchler, der in den Augen der Menschen als ein Heiliger erscheinen wolle, und sagte ihm, daß er auf diese Weise Christum nicht gewinnen werde. Unerschrocken rief Alcuin zu Gott mit den Worten des Psalmisten, und verschwunden war sogleich das höllische Trugbild.

*) Die beste, schönste, am reichsten ausgestattete, und mit ungewöhnlichem kritischen Scharfsinn gefertigte Ausgabe von Alcuins sämmtlichen Werken ist un-

wie z. B. des Worte „laßt Uns den Menschen nach unserm Ebenbilde machen.“ — Eine Erklärung der Bußpsalmen, des 118. Psalms, der Staffelpsalmen. Eine mystische Erklärung der Worte des Hohenliedes: „Es sind sechzig Königinnen ꝛc. — Commentare über den Prediger und das Evangelium des heiligen Johannes, geschrieben auf Begehren der Prinzessinen Gisla und Rektrude, die in dem Kloster zu Argenteuil den jungfräulichen Schleier genommen hatten, und nun in einem ungemein geistvollen, mitunter selbst sehr witzig geschriebenen Briefe ihn aufforderten, ihnen jenes Evangelium zu erklären; indem des heiligen Augustinus Homilien hierüber, weil noch zu viele dunkle Stellen enthaltend, ihnen nicht genügen könnten. — Drei Bücher über die Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit. — Mehrere Bücher gegen die Ketzereien des Elipandus und Felix — das Buch von den Sacramenten, welches die Collekten, Secreten, Präfationen und Postcommunionen für zwei und dreißig verschiedene Messen enthält. — Ein Glaubensbekenntniß. — Ein Buch über die Tugenden und Laster, als Lebensregel für einen fränkischen Großen, der Alcuin darum bat. — Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen, nämlich des h. Martinus von Tours, des heil. Vedastus von Arras, des heiligen Richard und des heiligen Willibrod. — Von Schriften nicht theologischen Inhalts haben wir von Alcuin auch noch mehrere Abhandlungen über Rhetorik, Grammatik, Dia-

streitig jene, mit welcher der schon erwähnte würdige Abt Frobenius, nicht ohne ungeheuern Kostenaufwand, in dem Jahre 1774, die gelehrte Welt beschenkt hat.

treten. Carl hatte nämlich für einen seiner, nicht mit einer zur Königin erhobenen Gemahlin erzeugten Söhne eine Tochter Offa's begehren lassen. Dem angelsächsischen Fürsten war dieser Antrag höchst willkommen; aber nun glaubte er sich dadurch ebenfalls berechtiget, auch für seinen ältesten Sohn Egferth, dem präsumtiven Erben seiner Krone, eine fränkische Prinzessin zur Gemahlin zu begehren. Carl ward über diese Anmaßung Offa's im höchsten Grade aufgebracht; und obschon er bisher in allen seinen Briefen den König von Mercia, aus einer offenbar zu weit getriebenen Höflichkeit, auf gleiche Höhe mit sich selbst gestellt hatte, so fühlte sich jetzt doch sein Stolz durch den Antrag einer solchen Verbindung nicht wenig beleidiget. Die freundlichen Verhältnisse hatten nun ein Ende; aller Briefwechsel ward abgebrochen, und Carl, um der ganzen angelsächsischen Nation die Wirkung seiner Ungnade fühlen zu lassen, verbot sogar auf das strengste in allen Häfen seiner weitschichtigen Monarchie die Einfuhr englischer Waaren. Dadurch ward nun freilich dem englischen Handelsinteresse eine tiefe und schmerzhafte Wunde geschlagen; aber auch Carls Unterthanen, und Er selbst hatten wahrhaftig keine Vortheile davon; Jene mußten sich großen Entbehrungen unterwerfen, und da natürlicher Weise die bisherigen sehr bedeutenden Zolleinkünfte sich ungemein verminderten; so hatte nun auch diese Verminderung einen, nicht minder schmerzhaft fühlbaren Ausfall in den königlichen Kassen zur Folge. Von beiden Seiten wünschte man also eine Annäherung; und diese zu Stande zu bringen, ward jetzt Alcuin von Carl beauftraget.

26. Alcuin brachte der Kirche von York von Seite Carls prächtige Geschenke mit, zudem noch

eine sehr bedeutende Summe Geldes, das unter mehrern andern Kirchen von England vertheilt ward. Er begab sich hierauf an Offa's Hof, wo bei der ohnehin schon günstigen Stimmung der beiden Monarchen, die Wiederherstellung ihrer ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse ihm keine große Mühe kostete. — Alcuin blieb jetzt drei Jahre in England. Carln ward diese Zeit sehr lange; er schrieb endlich diesfalls an den König und den Erzbischof von Canterbury; und Beide ermächtigten nun Alcuin, England abermals zu verlassen und für immer in Frankreich zu bleiben. — In Aachen ward Alcuin von Carl auf eine Weise empfangen, die der Ungeduld des Letztern, seinen geliebten Lehrer und Freund wieder zu sehen, vollkommen entsprach. Während seiner dreijährigen Abwesenheit war Carls Herz gegen ihn nicht erkaltet, und Alcuin noch immer der Vertraute des ganzen königlichen Hauses. Carl gab ihm zu den Abteien, die er schon besaß, jetzt noch die zum h. Josse am Meere, und nach des Abtes Itherius Tod, auch die berühmte und reiche Abtei zu St. Martin in Tours, nebst dem, von dieser Abtei abhängigen Kloster von Cormeri. Aber nicht blos um die Wissenschaften, auch um die Kirche erwarb sich Alcuin jetzt wesentliche Verdienste. Er wohnte den Concilien von Frankfurt und Aachen bei, und vertheidigte in vielen trefflichen Schriften die katholische Lehre gegen die Angriffe ihrer Feinde, besonders gegen die Ketzereien des Felix und Elipandus.

27. Mit zunehmenden Jahren ward indessen Alcuins stillem und frommem Sinne das Geräusch des Hofes immer lästiger und drückender; er sehnte sich nach größerer Abgeschiedenheit von der Welt und deren Getümmel, und bat endlich seinen königs

cherter, christlicher Welt- und Geschäftsmann. Alcuins hohem, religiösen Sinne machen auch seine Homilien nicht wenig Ehre. Alle sind voll Salbung und evangelischer Weihe, und auf manche derselben, wie z. B. auf jene am Allerheiligen Feste, dürfte selbst der berühmteste Kanzelredner stolz seyn. In herrlicher Begeisterung fließen alle seine Worte aus reinem Herzen und hellem Geiste, und ergreifen tief die Seele des sinnigen und gefühlvollen Lesers. — Aber in dem wahren Sinne des Wortes ist Alcuin auch Dichter; und die Behauptung, daß seine Gedichte blos eine, einem Gedichte ähnliche, versificirte Prosa sey, beweist blos entweder bösen Willen, oder völligen Mangel an eigenem poetischen Geist. Eine Ausnahme machen jedoch jene von Alcuins Gedichten, wo es ihm, vielleicht aus Laune, gefiel, sich in die Fesseln des Reims zu schmiegen, der, ohnehin dem Wesen wahrer Dichtung fremd, und dem Genius der lateinischen Poesie widerstrebend, nur da von einiger Wirkung seyn kann, wo es blos darauf angelegt ist, durch kleine fromme Lieder in den Herzen kindlicher Einfalt gleich kindliche Gefühle und Gesinnungen zu erzeugen, und diese ihnen dann auch, durch das, eben solchen Gemüthern stets gefällige Spiel gleich klingender Endsylben, nur um so tiefer noch einzuprägen. Aber in allen übrigen Gedichten Alcuins welche Wärme, welches Feuer! wie sprühen da überall die Funken ächten poetischen Geistes! welche sanfte Schwermuth athmet nicht darin, wenn er das flüchtige Nichts des menschlichen Lebens und die Hinfälligkeit aller menschlichen Größe besingt; und mit welcher Kraft erhebt er sich dann wieder zu dem Höhern, Ueberirdischen, und mit welcher Klarheit durchschimmern dann nicht des Dichters göttliche Anschauungen den Schleier seiner Worte oder Verse? Kurz Alcuin ist

ines der größten Genies, nicht blos seiner Zeit, ondern überhaupt, und ganz im allgemeinen gespro- hen. Der schon einigemal rühmlichst genannte geist- olle Abt Frobenius hat die Zeugnisse der größten Gelehrten durch alle Jahrhunderte hindurch bis in as 17. gesammelt, und sie seiner trefflichen Aus- gabe der alcuinischen Schriften vorangesetzt. Alle iese Zeugnisse sind für Alcuin höchst ehrenvoll, timmen demnach mit unserm Urtheil überein; und rst der neuern und neuesten Kritik gefiel es — nicht ohne einigen Anklang von dem, schon in der 2ten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich regenden, alles Alte untergrabenden und herabwürdigenden, neuern Zeitgeist — da, wo man 9 Jahrhunderte hindurch nur Großes, Schönes und Göttliches erblickte, jetzt überall nichts als Mängel, Fehler und Gebrechen zu erblicken, und so das schöne, von Dankbarkeit und Bewunderung, Alcuins Andenken gesetzte Denk- mal nach und nach abzubrechen, um mit dessen Trümmern dem stolzen Dünkel des eigenen Jahr- hunderts, eine desto höhere Piramide zu errichten. Ein Loos, das jetzt allen großen, und selbst den größten Männern der Vergangenheit zu Theil wird *).

*) Bei dem hier oben Gesagten war es indessen gar nicht unsere Absicht, in das, uns fremde Gebiet der Kritik hinüber zu treten, oder deren Rechte auch nur im mindesten anzutasten. Nur den Eindruck, den Alcuins Schriften, mit denen wir uns mehrere Tage beinahe ausschließlich beschäftigten, auf uns gemacht, wollten wir anspruchslos hier wieder geben; und unser Zweck dabei ist blos, daß Jeder, der allenfalls mit Alcuin in vertrautere Bekanntschaft treten wollte, dessen Schriften auch ganz vorurtheilfrei, und ohne der neuern Kritik sich als einen Gefangenen auf Gnade oder Ungnade hinzugeben, in die Hand nehmen möchte.

XVIII.

1. Entdeckung des Grabes und der Gebeine des heiligen Apoſtels Jacobus des ältern, während des Pontificats Leo III. — — Daß unter der Regierung Königs Alphons des Keuſchen, in einem Wäldchen bei Iria Flavia in Gallicien das Grab des heiligen Jacobus des Aeltern entdeckt ward, daß König Alphons über demſelben eine Kirche erbauen, ein paar Jahre nachher aber den heiligen Körper des großen Apoſtels nach Compoſtella *) bringen, und dort eine ungleich größere und prächtigere Kirche erbauen ließ, zu welcher bald eine zahlloſe Menge frommer Pilger aus allen Theilen des Abendlandes herbeiſtrömte, und daß endlich auf die Bitte Königs Alphons, der Pabſt den biſchöflichen Sitz von Iria nicht nur nach Compoſtella verlegte, ſondern ihn auch, wie lange behauptet ward, zu einem Metropolitanſitz erhoben haben ſoll **); alles dieſes haben wir in der Geſchichte Spaniens unſern Leſern ſchon erzählt. Uebrig iſt uns jetzt nur noch, ſie auch mit der Geſchichte der Translation des heiligen Körpers aus Judäa nach Spanien, und den dieſelbe berührenden Nebenumſtänden bekannt zu machen, welches um ſo weniger in der ſpaniſchen Geſchichte

*) Compoſtell, eine Abreviatur von Giacomo Postolo; denn man nannte den Ort zuerſt ad sanctum Jacobum Apostolum.

**) Dieſe Erhebung der biſchöflichen Kirche von Compoſtell zu einem Erzbisthum geſchah jedoch, wie wir bald ſehen werden, nicht von Leo III., ſondern von einem andern Pabſte (Callix II.) in weit ſpätern Zeiten.

und um so mehr erst hier seinen Platz finden konnte, als damit zugleich auch für uns die Aufgabe verbunden ist, die, sowohl gegen die Translation des Körpers des heiligen Apostels, als auch vorzüglich gegen dessen Prädication in Spanien, vielseitig erhobenen Zweifel und Einwendungen mit einigen Worten zu beleuchten. — — Schon die Zeit der Entdeckung kann nicht mit vollkommener Genauigkeit angegeben werden. Einige Geschichtschreiber setzen sie in das Jahr 835. Daher wir auch ihrer in der Geschichte des christlichen Spaniens erst gegen das Ende der Regierung Alphons des Keuschen erwähnten. Andere, größtentheils kirchliche Schriftsteller setzen sie in das Jahr 825; wieder Andere bezeichnen dafür das Jahr 816 und die historia Compostellana, deren Verfasser ungefähr in der Hälfte des 12. Jahrhunderts lebten *), sagt, daß jenes, in seinen Folgen für Spanien eben so glückliche, als ruhmvolle Ereigniß schon in dem Jahre 808 statt gehabt habe. Immerhin kann man als unbezweifelt annehmen, daß die Entdeckung zwischen dem Jahre 800 und 814 geschehen seyn muß.

2. Die Erzählung, die wir jetzt unsern Lesern mittheilen werden, beruhet vorzüglich auf einem Briefe Leo III., der zwar nicht auf uns gekommen ist, dessen wesentlichen Inhalt man aber in einem, im Jahre 1548 zu Lissabon gedruckten Brevier von

*) Munius, Bischof von Mondegenedo und Hugo, Bischof von Porto, welche im Anfange des 12. Jahrhunderts blüheten, werden als die Verfasser der historia compostellana angegeben; wogegen jedoch Tillemont allerlei Zweifel erhebt, und die so eben erwähnte Geschichte für ein Produkt weit späterer Jahrhunderte hält.

Evora findet. Dieſem zufolge wollten die Juden den Körper des heiligen Jacobus, nachdem derſelbe auf Herodes Agrippa Befehl war enthauptet worden, weder ſelbſt begraben, noch deſſen Begräbniß ſeinen Freunden, das heißt, den Chriſten geſtatten. Sie ſchleiften ihn daher zur Stadt hinaus, und den Hunden und Raubvögeln ihn preisgebend, warfen ſie den heiligen Körper, ſammt dem davon getrennten Haupte auf einen Schindanger. Aber unerſchreckt von den Drohungen der Juden, gingen einige Chriſten, des getödteten Apoſtels vorzüglichſte Jünger, bei nächtlicher Weile aus der Stadt, ſuchten den entſeelten Leichnam ihres geliebten Meiſters, fanden bald, was ſie ſuchten, und eilten damit gen Joppe am Meere. Nicht ohne Leitung von Oben lag hier gerade ein, nach Spanien ſegelfertiges Fahrzeug vor Anker, welches, ſobald ſie ſich mit ihrem, ſorgfältig verborgenen Schatz *) eingeſchifft hatten, ſogleich die Anker lichtete. Wind und Wetter waren den Reiſenden ungemein günſtig. Ohne von Stürmen oder widrigen Winden auf ihrer Fahrt aufgehalten zu werden, durchſchifften ſie das Mittelmeer nach ſeiner ganzen Länge, kamen glücklich durch die herculaniſche Meerenge, ſteuerten dann nordwärts, fuhren die ganze Weſtküſte von Spanien hinauf, und landeten endlich glücklich bei Iria Flavia, heute zu Tage El-Padron in Gallicien. Als ſie einen für ihren frommen Zweck ſchicklichen Ort ſuchten, entdeckten ſie, ungefähr eine

*) Die Transportirung eines todten Körpers aus einem Lande in das andere, war bei den Römern unter Todesſtrafe verboten. Ein, obgleich nur ſchwacher Grund mehr für jene, welche die Translation des Körpers des heiligen Jacobus des ältern nach Spanien bezweifeln, oder gar verwerfen.

gänzlich verfallene Klosterzucht in denselben wieder herzustellen. Die Einkünfte dieser Abteien waren nichts weniger als seine Einkünfte. Was der Unterhalt derselben und der darin befindlichen Mönche nicht erforderte, wurde ausschließlich, wie es auch Carls Wille war, ganz und ungetheilt zum Besten der Armen verwendet. Niemand war weniger, als Alcuin, von dem Schimmer des Goldes oder Silbers geblendet; daher ihn auch Carl zu seinem Großalmosenpfleger ernannte, ihm die Sorge für alle der Hülfe Bedürftigen in ganz Frankreich übertrug; und unerachtet der bedeutenden Fonds, welche Carl dazu anwies, legte dennoch Alcuin nicht blos den Ueberschuß der Einkünfte seiner Abteien, sondern auch noch alle Geschenke, die er von seinem gekrönten Schüler erhielt, in die Hände der nach Hülfe ausgestreckten Arme zahlloser Dürftigen und Bedrängten jedes Standes und jedes Geschlechtes. — Mehrere Martyrologien zählen Alcuin unter die Seligen; aber die Chronick der Kirche von Tours nennt ihn einen Heiligen; und als eines solchen erwähnt seiner auch der ehrwürdige Rhabanus Maurus. Uebrigens führte, wie wir schon bemerkt, Alcuin, seitdem er den Hof verlassen, das Leben eines büßenden Heiligen. In vorzüglicherem Maße ward ihm in den letzten Jahren seines Lebens die Gabe des Gebetes und der innigsten Zerknirschung zu Theil *); auch soll er, Kraft höherer

*) Einst wollte er wieder eine Nacht im Gebete durchwachen; aber nun überfiel ihn ein ganz unnatürlicher Schlaf. Er glaubte allzugroße Wärme sey die Ursache desselben, und legte einen Theil seiner Kleidung ab. Als dieses nichts half, zündete er, um seine Lebensgeister zu wecken, Rauchwerk an. Aber nun

ruheten, nicht bekannt gewesen wäre. Als aber in dem Jahre 95, unter Kaiser Domitian, die erste allgemeine, über das ganze römische Reich sich erstreckende Christenverfolgung begann *), und nach kurzen Zwischenzeiten der Ruhe noch mehrere, ungleich blutigere Verfolgungen über der Christenheit hereinbrachen, mithin in Spanien an mehrern Orten das Christenthum wieder völlig ausgerottet ward, und die Christen überall blos in unterirdischen Höhlen, und zwar nur höchst selten, ihre gottesdienstlichen Versammlungen halten konnten, hörten natürlicher Weise auch die Wallfahrten nach dem Grabe des Apostels auf. Selbst das Andenken daran ward immer schwächer, lebte nach ein paar hundert Jahren blos noch in dunkeln, unbestimmten Sagen, und verschwand endlich gänzlich bei dem Einfall der Barbaren, und als mit den verheerenden Zügen der Alanen, Vandalen, Schweven und Westgothen eine neue lange Periode von Drangsalen für Spanien begann.

4. Eine Menge wildes Gehölz und dichtes Gesträuch war indessen über dem Grabe des Heiligen emporgesprossen; machte nach und nach daſs selbe jedem menschlichen Tritt unzugänglich, und da noch überdies ein unwirthbarer Wald einen Theil der umliegenden Gegend zu einer Einöde machte; so ahnete die spanische Christenheit mehrere Jahrhunderte hindurch nicht, welcher kostbare, himmlische Schatz in ihrem Boden verborgen liege. Erst im Anfange des neunten Jahrhunderts, zwischen den Jahren 808 und 814. gefiel es Gott, der, von

*) Die Verfolgung unter Kaiser Nero war nicht allgemein, erstreckte sich blos auf die in Rom und der umliegenden Gegend wohnenden Christen.

den furchtbaren Sarazenen in die Gebirge Asturiens und Galliciens zurückgedrängten spanischen Christen, heit auf wunderbare Weise zu entdecken, wo sie in Zukunft gegen ihren übermächtigen Feind Hülfe zu uchen hätte, und stets auch sichere Hülfe finden würde. Verschiedene Einwohner aus Iria Flavia, Männer von Ansehen und tadellosem Wandel, sahen mehrere Nächte hindurch einen gewissen Ort in dem Gehölz von einem himmlischen Lichte erleuchtet; sie ahen, wie auf dieselbe Stelle leuchtende Geisterge- talten herabschwebten, und vernahmen sogar nicht elten die leisen, aber nicht minder entzückenden Töne ntkörperter himmlischer Sänger. Als sie nach meh- eren angestellten Versuchen sich überzeugt hatten, daß es keine Täuschung sey, machten sie dem Bischof Theodemir von Iria Flavia die Anzeige davon, und dieser ward nun sammt seiner ganzen Geistlichkeit, gleich in der folgenden Nacht, ebenfalls Zeuge der wunderbaren Erscheinung. Dieser Bischof erlaubte sich nun keine fernere Zögerung mehr, sondern be- gab sich schon am andern Morgen, in Begleitung einer Menge Arbeitsleute an Ort und Stelle. Bäume und Gesträuche wurden gefällt, an mehrern Orten ward nachgegraben, und nun dauerte es nicht lange, so stießen die Arbeiter auf einen, gar nicht tief unter der Erde, in einen Felsen gehauenen Sarg, und zwar auf der nämlichen Stelle, die man des Nachts vorzüglich beleuchtet gesehen zu haben glaubte. Daß der Sarg die Gebeine eines Heiligen enthalte, daran war nicht zu zweifeln; aber auch nicht die mindeste Spur an dem Grabe, oder dem Sarg verrieth, wer dieser Heilige seyn möchte. Theodemir nahm seine Zuflucht zum Gebete, und nun ward ihm in einem nächtlichen Gesicht geoffen- baret, daß die in dem Sarge enthaltene Reliquie,

der Körper des heiligen Jacobus des Aeltern sey *).

5. Gegen diese Erzählung werden nun eine Menge, mit unter ziemlich bedeutender Einwendungen und Zweifel, besonders von Tillemont erhoben. Dieser will es zwar nicht bestreiten, daß der Körper des heiligen Jacobus nach Spanien gebracht worden, indem, wie er selbst eingesteht, es durchaus ungedenkbar ist, daß Gott einem Trug, einer Täuschung, oder einem Irrthum, durch eine lange Reihe der auffallendsten, wunderbarsten Gnadenerweisungen ein Gepräg der Wahrheit sollte aufgedrückt haben. Aber er fordert bessere Beweise, indem er den dafür

*) Der Pater Bosta, ein Cölestiner, hat in der Bibliothek von Fleuri ein altes, von einem Mönche dieser Abtei, wahrscheinlich gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts gefertigtes Manuscript entdeckt, welches ebenfalls die Geschichte der Translation des heiligen Jacobus nach Spanien enthält, die aber, obgleich der Cardinal Aguirre sie in seine Sammlung der spanischen Concilien aufgenommen hat, so viel handgreiflich Fabelhaftes enthält, daß wir es für überflüssig hielten, sie ebenfalls unsern Lesern mitzutheilen. Indessen dürfen wir jedoch nicht unbemerkt lassen, daß eben diese Erzählung, trotz allem dem Abentheuerlichen und Ungereimten, womit dieselbe angefüllt ist, doch auch manches Wahre enthält. So z. B. wird darin behauptet, daß der Körper des heiligen Jacobus nicht gleich unmittelbar nach dessen Tod nach Spanien sey gebracht worden, und der heilige Etesiphon, von den Aposteln in Jerusalem zum Bischof von Spanien geweihet, der Ueberbringer desselben gewesen sey. Wir werden am Ende dieses Abschnittes sehen, daß diese Behauptungen des alten, im zehnten Jahrhundert lebenden Cölestiner-Mönchs ungleich gegründeter sind, als man bisher geglaubt hat.

ngeführten Zeugnissen gar keine Autorität zuge-
tehen zu können glaubt. „Niemand, sagt Tille-
mont, habe den Brief des Pabstes Leo III. gesehen,
Niemand ihn der Welt vorgelegt, und es möchte
mit demselben wohl die nämliche Bewandtniß haben,
die mit dem, auf denselben Gegenstand sich bezie-
enden Briefe des Pabstes Calixtus II., von welchem
uch Baronius eingesteht, daß er unächt und unter-
choben sey. Endlich seyen das oben erwähnte Bre-
ier von Oporto, und die historia Compostel-
ana, welche letztere, wie schon erwähnt worden,
Tillemont nicht, wie allgemein angenommen wird,
n das zwölfte Jahrhundert setzt, viel zu späte,
nd von jenen Zeiten zu entfernt, als daß ihr
Zeugniß hierin einiges Gewicht haben könnte, be-
onders da weder Rodrigo, mit dem Beinamen,
Eimenez von Rada, Erzbischof von Toledo,
n seiner so ungemein geschätzten spanischen Ge-
chichte, noch auch Lucas Tudensis (von Tuy einer
Stadt in Gallicien) in der seinigen von diesem
Ereigniß einige Erwähnung machten. Auch eine,
uf dem dritten Concilium von Lateran, in Gegen-
wart des Pabstes Innocentius III. zwischen den
Erzbischöfen von Toledo und Compostella, wegen
des Ranges ihrer Kirchen stattgehabte, ziemlich hef-
ige Interlocution führt Tillemont als einen Beweis
n, daß weder gleichzeitige, noch auch die in den
nächst darauf folgenden Jahrhunderten lebenden Ge-
chichtschreiber überzeugende geschichtliche Beweise
geliefert hätten; kurz, Tillemont umwindet und ver-
düstert die ganze Geschichte der Translation des
Körpers des heiligen Jacobus mit so vielen Zwei-
feln und Anständen, daß man beinahe glauben
möchte, er selbst zweifle, trotz seiner, weiter oben
schon erwähnten Erklärung, doch noch immer an
der Aechtheit der heiligen Reliquie; besonders da er

behauptet, daß in jedem Fall der Körper des heiligen Jacobus, erst im 7. oder 8. Jahrhundert, als der Sarazenen Herrschaft viele Christen aus Palästina vertrieb, nach Spanien gebracht worden seyn könnte.

6. Wie groß auch das Ansehen Tillemonts, als eines kritischen Geschichtsforschers seyn mag, und wie bedeutend seine Zweifel und Einwendungen an sich schon scheinen mögen; so sind sie doch nichts weniger als unwiderlegbar. Was den Brief Leo III. betrifft; so ist der Umstand, daß er nicht auf uns gekommen, noch gar kein Beweis, daß er nie existirte. Wie viele Briefe von Päbsten sind nicht erst mehrere Jahrhunderte nachher wieder gefunden worden, und wie viele andere päbstliche Schreiben sind nicht verloren gegangen, von welchen man doch, aus andern Schriften mit Gewißheit weiß, daß sie einst vorhanden waren? Auf die Historia Compostellana legt Tillemont keinen Werth, weil er deren Alter läugnet; und eine Urkunde Königs Alphonsus, in welcher der, unter seiner Regierung gemachten Entdeckung der Reliquie des heiligen Jacobus erwähnt wird, verwirft er wieder blos deßwegen, weil, wie er behauptet, noch niemand diese Urkunde gesehen habe. Aber ein gelehrter Spanier, Nicolaus Antonius, sucht in seiner, nach seinem Tode von dem Cardinal Auguirre herausgegebenen bibliotheca Hispanica zu beweisen, daß die Historia Compostellana weit älter sey, als Rodrigo's und Lucas Tudensis Geschichtsbücher; der gelehrte Spanier legt selbst der Erstern noch einen größern Werth, als den letztern bei; und in Betreff der Urkunde Königs Alphons des Keuschen, so hat Ambrosius Morales sie in dem Archiv von Compostella gefunden, und in seiner allgemeinen

Geschichte von Spanien in das Spanische übersetzt. Daß weder Rodrigo noch der Bischof von Tuy der hier in Sprache liegenden Entdeckung erwähnen, kann gar nicht als ein Beweis des Gegentheils angeführt werden, indem, nach einem allgemein anerkannten Grundsatz der historischrn Kritik, das Stillschweigen einiger Geschichtschreiber durchaus nicht das bestimmte Zeugniß auch nur eines einzigen Geschichtschreibers zu entkräften vermag. Eben so wenig beweißt auch das Verstummen des Erzbischofes von Compostella auf dem dritten lateranischen Concilium. Die Rede und Beweisforderung des Erzbischofes von Toledo bezogen sich offenbar blos auf die, von seinem Gegner gemachte Aeußerung, daß nämlich der heilige Jacobus das Evangelium in Spanien geprediget habe. Darüber könnte freilich der von Compostella keine schlagenden Beweise vorbringen, indem dies wirklich blos auf einer, obgleich sehr alten, allgemeinen Volks- und Klostersage zu beruhen schien, der man nach mehrern Jahrhunderten, und besonders bei den vielen Revolutionen, welche Spanien und die spanische Christenheit so gewaltig erschüttert hatten, nun natürlicher Weise nicht mehr so leicht auf den Grund kommen konnte. Wenn aber der Erzbischof von Toledo auch von der Gegenwart des Körpers des heiligen Apostels in Compostella, wie von einer, ebenfalls nur auf einer, allgemein angenommenen Meinung beruhenden Sache spricht; so möchte dies höchst wahrscheinlich blos der leidenschaftlichen Hitze zuzuschreiben seyn, mit welcher der Streit von beiden Seiten auf jenem Concilium geführt ward. Auch in Ansehung der Zeit, in welcher der Körper des heiligen Jacobus nach Spanien gebracht ward, ist Tillemonts Meinung, nach welcher dies erst in dem 7. Jahrhundert geschah, abermals von der

Art, daß sie schwerlich die Prüfung einer, nur einigermaßen strengen historischen Kritik möchte bestehen können. Von allen, im heiligen Lande vollendeten heiligen Bekennern und Märtyrern haben Eusebius, Hieronymus und die übrigen ältern Kirchengeschichtschreiber gewöhnlich auch die Gräber, oder die Orte, wo die Gebeine derselben ruhen, aufgezeichnet; aber von dem Grabe des heiligen Jacobus des ältern findet man auch nicht bei einem einzigen Schriftsteller einige Erwähnung; ein vollständiger Beweis, daß der Apostel entweder in Judäa *nicht* begraben, oder dessen Grab unbekannt war, in welchem letztern Falle nun auch die, im siebenten Jahrhundert aus Palästina auswandernden Christen den Körper des Apostels nicht mitnehmen konnten. —— Wenn man nun alles, was über diesen Gegenstand, theils dafür, theils dagegen schon gesagt ward, unter eine Totalvorstellung zu bringen sucht, so kann man, jedoch mit Beseitigung der, die Zeit *betreffenden* Nebenfrage, nicht leicht zu einem andern Resultat gelangen, als daß der Körper des heiligen Apostels wirklich in Spanien begraben worden, und in der Kirche zu Compostella aufbewahrt werde; und die zahllosen, so viele Jahrhunderte hindurch, an dessen Grabe von Gott gewirkten Wunder haben auch die große Majorität der Meinungen in dieser Ueberzeugung längst schon vereiniget; so daß von ächt-katholischen Schriftstellern — von andern kann hier nicht die Rede seyn — die auch jetzt noch an der Aechtheit dieser heiligen Reliquie zweifeln sollten, die Anzahl wohl äußerst klein und unbedeutend seyn möchte.

7. Ungleich größern Schwierigkeiten unterliegt die Behauptung, daß der heilige Jacobus auch in Spanien zuerst das Evangelium geprediget habe. Allerdings wird man zwar gestehen müssen, daß die

Entdeckung des Grabes des Apostels in Spanien auch jener Behauptung einen, und zwar nicht kleinen Grad von Wahrscheinlichkeit gibt; indem es wirklich vernünftiger Weise ganz unerklärbar wäre, warum die Freunde und Schüler des heiligen Jacobus für dessen Körper gerade in dem, von Judäa am weitesten entfernten Lande, und wohin noch die Seereise in den damaligen Zeiten eine sehr geraume Zeit erforderte, und großen Gefahren unterworfen war, eine Grabstätte sollten gesucht haben, wenn eben dieses Land nicht mit dem Leben des Heiligen in irgend einer Beziehung gestanden hätte. Aber bei allem ist es doch ebenfalls nicht zu läugnen, daß bis jetzt noch keiner der dagegen erhobenen Zweifel befriedigend beantwortet ward. Das Wesentlichste, was man dagegen einzuwenden hat, läßt sich ungefähr unter folgenden drei Hauptrubricken zusammen fassen. Erstens, war es wenigstens bis in das dreizehnte Jahrhundert die allgemein herrschende Meinung der Kirche, daß der heilige Petrus der einzige Apostel Spaniens sey, und alle spanische Kirchen von den Nachfolgern des Apostelfürsten gegründet worden *). Auch die Griechen in den ältesten, wie in den folgenden Zeiten, wissen durchaus nichts von einer Reise des heiligen Jacobus nach Spanien, und stimmen alle darin überein, daß er blos in Judäa

*) Dieses erhellet vorzüglich aus mehrern, selbst von Päbsten ausgesprochenen Zeugnissen; z. B. aus einem, von Innocenz I. an den Bischof Decetius von Eugobinum gerichteten Briefe; auch in einem, von Gregor VII. in dem Jahre 1074 an die spanischen Könige Alvhons und Sancho erlassenen Schreiben, findet man in sehr bestimmten und deutlichen Ausdrücken dieselbe Behauptung. Gregor beruft sich dabei auch noch auf frühere Päbste und mehrere spanische Concilien, und schließt endlich mit den Worten: „Unde enim non dubitatis suscepisse Vos religionis exordium: restat etiam ut inde recipiatis in Ecclesiastico ordine divinum officium.“

und Samaria das Evangelium geprediget habe. Zweitens beweist die, von dem Erzbischof Rodrigo von Toledo auf dem dritten lateranischen Concilium, (1215.) gegen den Erzbischof von Compostella gehaltene Rede, daß es vor dem dreizehnten Jahrhundert noch keine einzige Urkunde gab, auf welche man die Behauptung, der Apostel habe in Spanien geprediget, hätte begründen können, mithin dies letztere blos auf einer unbestimmten, durch nichts beurkundeten Sage beruhete *). Drittens

*) Der Erzbischof von Compostella wollte sich und seine Kirche dem Primat des toletanischen Erzbischofes entziehen. Der darüber zwischen beiden Metropoliten entstandene Streit kam auf dem, in dem Jahre 1215 im Lateran, in Gegenwart des Pabstes Innocenz III. gehaltenen, zwölften ökumenischen Concilium zur Sprache. Vierhundert drei und achtzig Bischöfe waren auf dieser allgemeinen Kirchenversammlung vereint. Der Erzbischof von Compostella gründete seine Ansprüche auf den höhern Rang, den der Besitz des heiligen Körpers Jacobus des ältern, welcher zuerst das Evangelium in Spanien geprediget, seiner Kirche ertheile, und berief sich diesfalls auf das ganze spanische christliche Alterthum, welches stets diesen Vorzug der Kirche von Compostella anerkannt habe. Dagegen erhob sich nun der Erzbischof von Toledo, unstreitig einer der gelehrtesten und belesensten Prälaten seiner Zeit. Noch nie in seinem Leben, sagte Rodrigo laut vor der ganzen zahlreichen Versammlung, habe er Etwas gelesen, worin man auch nur die mindeste Spur davon finden könnte, daß der heilige Jacobus je in Spanien gelehrt und das Evangelium geprediget habe. In seiner Jugend erinnere er sich zwar, von frommen Nonnen so etwas dergleichen gehört zu haben, welches aber gar keine Beachtung verdiene. Er forderte hierauf seinen Gegner auf, auch nur eine einzige Urkunde, oder geschriebenes Blatt aufzuweisen, welches von der Prädication des heiligen Jacobus in Spanien eine

gebot Jesus seinen Aposteln, zwölf Jahre in Judäa

Erwähnung mache, Was endlich das Alterthum betreffe, worauf sich der Erzbischof von Compostella berufe, so umfasse dieses nicht einmal einen Zeitraum von hundert vollen Jahren, indem erst in dem Jahre 1124 Pabst Callixtus II., auf Bitte des christlichen Spaniens und dessen Königes, den erzbischöflichen Sitz von Merida nach Compostella verlegt habe, und zwar wohl einigermaßen auch aus Rücksicht auf die vielen Pilger, welche jährlich nach Compostella wallten, wo, wie man sagt, (ut creditur) der Körper des heiligen Apostels Jacobus begraben liege; aber vorzüglich aus der Ursache, weil Merida damals noch unter der Herrschaft der Sarazenen stand. — Darauf wußte nun der Erzbischof von Compostella nichts zu erwiedern. Unvermögend, auch nur die unbedeutendste, für seine Behauptung zeugende Urkunde anzugeben, war er zum Schweigen gezwungen; und diese, in einer so zahlreichen und ehrwürdigen Versammlung, und selbst unter den Augen des Oberhauptes der Kirche erlittene Niederlage des Erzbischofes von Compostella ist nun unstreitig ein vollständiger Beweis, daß im Anfange des 13. Jahrhunderts weder die, dem heiligen Isidor von Sevilla fälschlich zugeschriebene und dieses großen Bischofes durchaus unwürdige Abhandlung: de vita et morte Sanctorum, noch auch eine ähnliche, dem heiligen Julianus nicht minder fälschlich beigelegte Schrift, und noch viel weniger die vorgeblichen Briefe des Pabstes Callixtus existirten, oder wenn auch eine oder die andere dieser Schriften bekannt war, man sich doch von deren Unächtheit so vollkommen überzeugt fühlte, daß man ihrer zu erwähnen nicht einmal der Mühe werth hielt. — Daß jedoch die Reliquie, in deren Besitz die Kirche von Compostella war, der Körper des heiligen Jacobus sey, daran konnte selbst der Erzbischof Rodrigo nicht wohl zweifeln; denn in seiner Geschichte Spaniens erzählt er selbst mehrere, zum Besten der spanischen Christenheit, von Gott auf die Fürbitte dieses Apostels gewirkten Wunder; setzt jedoch abermals hinzu: „dessen Gebeine, wie man glaubt, in der Kirche zu Compostella aufbewahrt werden.

und Samaria das Evangelium zu predigen, und erst nach Verlauf dieser Zeit sich über den ganzen Erdkreis zu zerstreuen, und allen Völkern das Reich Gottes zu verkündigen. Aber der heilige Jacobus ward schon im neunten oder spätestens, wie Andere behaupten, im 11ten Jahre nach der Auferstehung des Sohnes Gottes enthauptet; ein Umstand, der in Verbindung mit dem, von Jesu seinen Aposteln gegebenen Gebote, der Meinung der ältern wie neuern Griechen nothwendig einen sehr hohen Grad von Gewißheit zu ertheilen scheint. Indessen ist dieser letztere Einwurf doch offenbar von allen der schwächste; denn, daß Christus seinen Aposteln ausdrücklich befohlen habe, gerade zwölf Jahre in Judäa und Samaria zu bleiben, und dann erst in die übrigen Länder und Reiche sich zu zerstreuen, beruhet ebenfalls wieder blos auf mündlicher Tradition. Apollonius, ein Schriftsteller, der im Anfange des dritten Jahrhunderts blühete, ist der einzige, der eine schriftliche Erwähnung davon macht, jedoch nur als einer, von Andern erhaltenen Ueberlieferung; und der heilige Clemens von Alexandrien, in seiner Schrift: "die Teppiche betitelt" scheint in seiner allegorischen Erklärung der Zahl 30 und 12 blos darauf anzuspielen. Sollte aber auch wirklich Christus jene bestimmte Anzahl von Jahren, während welcher sie in Judäa und Samaria bleiben sollten, seinen Aposteln vorgeschrieben haben; so würde dieses Gebot doch nicht in dem ganz strengen grammaticalischen Wortsinn zu verstehen seyn; da wir ja aus der Apostelgeschichte wissen, daß auch mehrere andere Apostel während dieser Zeit sich aus Judäa entfernten, und der heilige Petrus z. B. zu Antiochien und an mehreren Orten Kleinasiens das Evangelium predigte und Kirchen gründete. Bis zu ihrer völligen Trennung

kamen sie freilich alle stets wieder nach Jerusalem, als dem Mittelpunkt der damaligen Kirche und Christenheit zurück. Dies that jedoch ebenfalls der heilige Jacobus, indem er ja allda die Märtyrerkrone errang. Aber auch dieser Erklärung steht der alte, bis auf das zwölfte Jahrhundert herabreichende, allgemeine Glaube der römischen Kirche entgegen, daß nämlich der heilige Petrus und dessen Nachfolger die einzigen Gründer aller spanischen Kirchen seyen. Annehmen wollen, daß Jacobus in Spanien, gleichsam nur wie im Vorübergehen geprediget, aber keine Kirche gegründet, wäre eines so großen Apostels, der zu den drei ersten Säulen der Kirche gehört, durchaus unwürdig; auch stünde ein so kleinlicher Zweck mit der großen, gefahrvollen Reise durchaus in keinem Verhältniß. — — Alle diese Gründe zusammen genommen, und noch manche andere, die wir aber, weil auf zu complicirten, minutiösen kritischen Forschungen beruhend, hier füglich übergehen zu dürfen glaubten, haben nun die bei weitem größere Majorität der Gelehrten bewogen, sich ganz bestimmt und unumwunden gegen die Prädication des heiligen Jacobus in Spanien auszusprechen; eine Meinung, die, weil zu einem sehr hohen Grade von Evidenz erwiesen, nun auch beinahe allgemein angenommen ward.

8. So schien diese Streitfrage auf immer entschieden, als plötzlich in unsern Tagen, und gleichsam aus einer höhern Welt, für die Prädication des heiligen Jacobus in Spanien, ganz unvermuthet ein neuer Zeuge auftrat, dessen Angaben und Aussagen hier um so entscheidender sind, als sie durchaus den unverkennbaren Stempel einer höhern Offenbarung tragen. Wir sprechen von der, im allgemeinen Rufe der Heiligkeit gestorbenen, und

während ihres Lebens von Gott so wunderbar begnadigten Anna Catharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen *). Diese wahrhaft Gott geweihete, ganz in Ihm ruhende, und daher so vieles in dem Lichte Gottes schauende Nonne, die schon während ihres irdischen, durchaus miraculösen Daseyns gewürdiget ward, das ganze Leben Jesu, von dessen Geburt bis zum Kreuzestode, in klaren, alles versinnlichenden Bildern zu schauen, und vor deren, nicht selten der Erde ganz entrücktem Geiste oft die entfernteste, durch Jahrtausende von uns getrennte Vergangenheit, nicht blos in allgemeinen Umrissen, sondern in allen und den kleinsten Zügen ihrer, ihr einst eigenthümlichen Physionomie sich anschaulich darstellte, diese, von Gott unstreitig zu einem großen,

*) Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Catharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen; nebst dem Lebensumriß dieser Begnadigten. Sulzbach, in Commission der J. E. von Seidel'schen Buchhandlung 1833. — Da wir uns jetzt über die selige Emmerich, und das so eben erwähnte Buch einige Worte erlauben werden, so erklären wir vorher auf das Feierlichste, daß wir blos unsere individuellen Ansichten, so wie den Eindruck, den das Buch auf unsere Persönlichkeit gemacht, hier auszusprechen uns erlauben werden. Wir wissen nur zu gut, daß es blos der Kirche zustehet, nur sie ganz allein das Recht hat, darüber zu entscheiden, welche Visionen oder Revelationen, aus Gott erzeugt, mithin auch göttlichen Ursprungs sind. Hat die Kirche einmal entschieden, dann wird ihr Ausspruch allgemeine Richtschnur; so lange sie aber schweigt, ist es auch Jedem erlaubt, seine Meinung, seine Gefühle und Ahnungen unumwunden auszusprechen; denn in dubiis libertas ist und war von jeher eine allgemein anerkannte kirchliche Maxime.

obgleich jetzt noch umwölkten Zweck seiner unendlichen Erbarmungen auserkohrne, und daher so überschwänklich reich begabte Klosterfrau gibt, in Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand, zu folge einer, über mehrere bei der Kreuzigung Christi anwesende Personen, ihr gewordenen Vision, folgende Auskunft: Der auf Golgatha die römische Schaar befehligende Centurio, sagte sie, ein geborner Araber, Namens Abenadar, der, unter dem Kreuze Jesu von einem Strahl göttlicher Gnade überwältiget, der Wahrheit vor allem Volke lautes Zeugniß ertheilte, habe unmittelbar darauf die römischen Kriegsdienste verlassen, sich zu den Jüngern Jesu gehalten, und sey einer der Ersten am Pfingstfeste getauft worden. Dieser ehemalige Centurio, fährt nun die Seherin fort, der bei seiner Taufe den Namen Ctesiphon erhalten, habe mit noch einigen Andern den Apostel Jacobus den ältern auf seiner Reise nach Spanien, wie auch auf dessen Rückkehr nach Judäa begleitet. Einige Zeit nachher abermals von den übrigen Aposteln nach Spanien gesandt, habe er den Körper des, zu Jerusalem indessen enthaupteten heiligen Apostels mit genommen, und dort begraben. Er sey hierauf nicht mehr nach Judäa zurückgekehrt, sondern in Spanien geblieben, und, nachdem er Christo noch viele Seelen gewonnen, als deren Bischof auch dort gestorben. — — Für wen die Visionen der, von Gott so hochbegnadigten Augustinerin das Gepräge göttlicher Wahrheit tragen, für diesen muß auch die bisherige Streitfrage wegen der Prädication des heiligen Jacobus, und zwar in höchster Instanz und ohne alle Möglichkeit irgend eines noch weitern Apells vollkommen entschieden seyn. Für uns ist sie es wenigstens. Der heilige Jacobus war demnach der Erste, der den Gekreuzigten auch den Völkern in Spanien predigte,

und das Werk, das er dort so glorreich und segenvoll begann, aber wegen seines, so früh erfolgten Märtyrertodes nicht vollbringen konnte, ward nachher durch den heiligen Petrus und dessen Nachfolgern eben so glorreich als segenvoll vollendet. Wem übrigens das Zeugniß einer, schon in ihrem Leben von Gott verherrlichten Schülerin Jesu nicht genüget, und mit seinen Fragen und Zweifeln sich lieber an das Tribunal der historischen Kritik wenden will, der findet Alles, was dafür und dagegen schon geschrieben ward, obgleich nur im Auszuge, jedoch auf 30 kleingedruckten Folioseiten bei den Bollandisten, T. 6. 25. Julius. Ob er aber, nachdem er alles gelesen, klüger seyn wird, als vorher; dies wollen wir einstweilen dahin gestellt seyn lassen *).

*) Das ganze äußere, wie innere Leben der seligen Emmerich, dieser von Kindheit an Gott geweihten Jungfrau war durchaus miraculös, ein ununterbrochen fortlaufendes Wunder. Schon die an ihrem Körper sich so wunderbar kund gebenden Wundmahlen des Erlösers, bürgen für die Reinheit und Heiligkeit ihres Herzens, in welchem es Jesu, der sie lieb hatte, zu ihr gekommen war, bei ihr Wohnung genommen hatte, wie in einem, von dem heiligen Geiste ihm zubereiteten Tempel zu wohnen gefiel. Erleuchtete Bischöfe, große geistvolle Männer, bekannt mit den geheimen Führungen Gottes und allen Stadien des fortschreitenden innern Lebens, wie Sailer, Wittmann, Overberg, Stolberg, Görres, Windischmann, und noch viele Andere, den genannten nicht minder ebenbürdige Männer, haben die wunderbar Begnadigte, theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachtet; Mehrere davon alles an Ort und Stelle erkundet, und einstimmig erkannten sie hier sämmtlich den Finger der Allmacht, und beteten staunend und in Demuth Den an, dessen Kraft, alle Welt- und Bücher-Weisheit zu Schande machend, in einem ganz schwachen Gefäße sich abermals so un-

begreiflich mächtig und wundervoll erweise. Wir wollen zwar gerne zugeben, daß den Gesichten der seligen Emmerich sich auch oft Etwas von deren Persönlichkeit mag beigemischt haben; aber diese, längst schon von allen Schlacken gereiniget, schuf blos die Formen und Farben; aber der Geist, der darin athmete, war und blieb immer Wahrheit und Gottes-kraft. Nicht ohne Leitung von Oben kam endlich ein Mann, reich an Geist und Gemüthe, — o, wie freudig würden wir ihn hier öffentlich nennen, wenn seine Bescheidenheit uns nicht Stillschweigen geböte, Ihn, dem wir, und mit uns noch Tausende und abermal Tausende, so viele selige Stunden himmlischer Betrachtungen zu danken haben; der aus der gegenwärtigen dürren, wasserlosen Zeit-Einöde uns plötzlich zu neuen Quellen lebendigen Wassers, und aus den sumpfigen Niederungen einer drückenden Gegenwart auf so freundliche, lichte, von dem Strahl ewiger Wahrheit beleuchtete Höhen geführt hat. — Also nicht ohne höhere Leitung kam dieser Edle einst nach Dülmen, und die unsichtbare Hand, die ihn dahin führte, hielt ihn auch mehrere Jahre dort fest. Mit dem Schwunge der Begeisterung alle Leichtigkeit eines ungewöhnlich großen und geübten, angebornen Talents verbindend, und in seinem tiefsten Innern durchdrungen von dem Gefühle einer, der Welt jetzt größtentheils fremden Religiosität, war er von der Vorsehung bestimmt, das Organ der Begnadigten zu werden, alles aufzuzeichnen, was sie im Geiste schauete, hörte und vernahm, und endlich als ein Freund der Freundin Jesu, nach deren Tod, das ganze, von ihr hinterlassene, und ihm einstweilen anvertraute, reiche Erbe ungetheilt und ungeschmälert der Kirche und der Christenheit auszuliefern. Dies ist der hohe Beruf, der Ihm geworden, dem Er durchaus folgen muß, und dem Er auch mit festem, nie wankendem Tritt folgen wird. Gewiß waren von der ewigen Liebe die, der gottseligen Emmerich zu Theil gewordenen Offenbarungen nicht blos für sie allein berechnet; sondern dieselben ihr sich öffnenden Gnadenquellen sollten nur durch sie, wie durch einen geheiligten, von allem irdischen Schlamm ge-

reinigten Kanal, in die gesammte Christenheit hinüberströmen, und den ganzen grenzenlosen, leider an so vielen Stellen völlig verödeten Kirchengarten auf das Neue wieder bewässern, erfrischen und befruchten, und zwar gerade in der gegenwärtigen, schwankenden, unsteten, von dem Unglauben so furchtbar zerrissenen Zeit, wo selbst die Gläubigen, um von dem Verderben nicht ergriffen zu werden, einer neuen Stärkung, Tröstung und Erweckung neuer belebender Hoffnungen bedürfen. Die geistigen Anschauungen der so sehr begnadigten, von Kindheit an in Gott lebenden Emmerich sind eine, mit der Weltschöpfung beginnende, ununterbrochen fortlaufende heilige Geschichte. Alle ihre Visionen sind theils rein historischer, theils mystischer Natur; die letztern gewöhnlich in großen, symbolischen Festbildern sich darstellend. Sie bilden sämmtlich eine Art von Apocalypse, in der aber ganze Chöre von Prophetenstimmen erschallen, und so wie diese einst den harrenden Völkern nahe und ferne große Zukunft verkündeten; eben so schloß sich dem seelischen Blicke der begnadigten Seherin eine nicht minder große und heilige Vergangenheit auf, und da es bei Gott weder Vergangenheit noch Zukunft gibt; so sah sie auch oft, weil alles in dem Lichte Gottes schauend, Vergangenheit und Zukunft in einem und demselben Strahl der ewigen, nie untergehenden Mittagssonne. Das distinktive, charakteristische Merkmal ihrer Visionen, die ihnen gleichsam eigenthümlich aufgedrückte Signatur ist das Kirchliche. Ueberall sieht sie die Kirche, und den nicht selten verwaisten, verwahrlosten Kirchengarten, und in ihrem ganzen seelischen Gesichtskreis bilden beide den Mittelpunkt, an den alle übrigen Bilder sich anschließen, oder unmittelbar davon ausgehen. Jammernd und trostlos, sieht sie alle Bedrängnisse der Kirche in allegorischen Bildern von einer Frau in Lumpen eingehüllt, und mit Wunden, Geschwüren und Beulen bedeckt *); aber sie sieht auch

*) Unter dem nämlichen Bilde ward einst auch der heiligen Catharina von Siena, und der von Genua die Kirche gezeigt.

den Kirchengarten bald öde, bald mit Unkraut übersäet; sie erblickt selbst viele Diener der Kirche, gleich Halbschlafenden in derselben herumwandelnd, nicht wissend und nicht ahnend, welche kostbare Schätze darin verborgen liegen, und wie überschwänklich reich sie selbst seyn könnten, wenn sie nur wollten. Eben so werden ihr auch die von der Kirche getrennten Sekten unter mancherlei allegorischen Vorstellungen gezeiget, bald unter Bildern völlig verödeter Häuser, bald auch als arme, in sich getrennte, und trostlos in der Irre herumwandelnde Familien ohne Führer und Wegweiser. Sie selbst, die gottselige Seherin ist dann unaufhörlich bemühet, den Herumirrenden den Weg nach der Kirche zu zeigen, oder das Unkraut in dem Kirchengarten auszujäten, oder auch die Wunden jener ehrwürdigen Matrone zu heilen und deren Geschwüre auszusaugen. Aber mit welcher Wonne erblickt sie dann auch wieder eben dieselbe, nachdem deren Wunden vernarbt und die Geschwüre vertrocknet sind, plötzlich statt der Lumpen mit einem weißen, gleich der Sonne strahlenden Gewand geschmückt. Kurz, Alles ist bei ihr und in ihren Gesichten kirchlich, und selbst das, dem Scheine nach Profane, erhält bei ihr kirchliche Form und Weihe. So auch alle ihre Anschauungen rein historischen Inhalts, die sämmtlich das nicht zu verkennende und zu verfälschende Gepräg der Wahrheit tragen, manche bedeutende Lücken ausfüllen, und nicht selten die Ereignisse in einem ganz andern, aber stets noch ungleich hellern, oder mildern Lichte darstellen. Erstaunen erregend ist es alsdann, wenn sie in der Sprache der kindlichsten Einfalt, in welcher sie gewöhnlich das Erschauete wieder gibt, von den tiefsten historischen Problemen mit einer Sicherheit und Gründlichkeit spricht, die kaum von dem geübtesten Geschichtforscher zu erwarten wären; wie z. B. von der Religion der Chaldäer, der Indier, des Zoroasters, der Zent-Avesta ꝛc. Woher kam nun dem, bis zu seinem Eintritt in das Kloster, blos mit harten Feldarbeiten beschäftigten, des Lesens, wie des Schreibens wenig kundigen Bauernmädchen alle diese Weisheit? Das ganze äußere, innere und extatische Le-

ben dieser auserwählten Freundin Jesu ist noch ungleich wunderbarer und stoffreicher, als jenes selbst einer Hildegardis, Anna Garzias, Mechtildis, und so vieler andern, ihr vorangegangenen, und ebenfalls während ihres Lebens, gleich ihr tief in Gott verborgenen heiligen Jungfrauen. Schon in ihrer zartesten Kindheit erhielt sie jenes Priesterthum, welches, wie Görres sagt, die Kirche nicht ertheilt. Frühzeitig erwachte daher auch in ihr ein Geist der Prophetie, wie ihn Gott gerade in sehr trüben und, gleich den unsrigen, völlig zerrissenen Zeiten zu erwecken pflegt; und wohl möchte es demnach der ewigen, ihrer Menschen sich erbarmenden Weisheit gefallen haben, gerade dieses schwache, einfältige, aber in englischer Reinheit aufblühende Landmädchen mit seinem in Liebe zu Jesu zerfließenden Herzen, zu ihrem Organ zu wählen, um jetzt — vielleicht an der Schwelle einer schon ganz nahen verhängnißvollen Zukunft — alle noch nicht in unheilbaren Todesschlummer Versunkenen, oder deren nicht völlig verknöcherter und verhärteter Weltsinn noch eines ernsten Gedankens an Gott und Ewigkeit fähig ist, vielleicht zum letztenmale zur Buße, Erneuerung und Vereinigung mit der Kirche zu rufen.

Unsere Ansichten gründen sich nicht blos auf die, vor einigen Monaten, unter dem Titel: „Das bittere Leiden Jesu nach den Betrachtungen der gottseligen Augustinerin Emmerich“ erschienenen Schrift. Uns ward die, wir dürfen wohl sagen, seltene Wonne, mit einem großen Theil des, den unermeßlichen Reichthum des ganzen, in Gott verschlossenen geistigen Lebens der Begnadigten, enthaltenden Manuscripts jetzt schon bekannt zu werden. Leicht war es uns also den Punkt aufzufassen, wo die zahllosen, mannichfaltigen Brechungen des, die selige Freundin Jesu durchdringenden göttlichen Lichtstrahls in der Seele des contemplativen Lesers sich am lebendigsten spiegelten, und die grundlosen Tiefen göttlicher Erbarmung wenigstens für einen, wenn auch gleich wieder schnell vorübergehenden Augenblick erleuchteten. Dieses schätzbare Manuscript, dieses kostbare und, wie es wenigstens in unserer Ueberzeugung

liegt, mehr als ein Siegel höherer Beglaubigung tragende Vermächtniß einer, während ihres irdischen Lebens, so oft an dem Busen Jesu, und in dem Kreise der heiligen Familie ruhenden Seele wird gewiß der Welt nicht entzogen werden; dafür bürgen uns der reine, hierin blos auf die Ehre Gottes gerichtete Wille, und der eben daher unerschütterliche feste Charakter des geist- und gemüthvollen Herausgebers, den überdies noch die letzten Worte eines in dem allgemeinen Rufe der Heiligkeit gestorbenen Bischofes dazu aufforderten, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo der schon halb verklärte, und das Wehen einer höhern Welt fühlende Sterbende in dem Begriffe stand, vor den Richterstuhl seines Erlösers und seines, sich seiner erbarmenden Richters zu treten; mithin in einem Momente, wo nur Gottes Ehre und der Menschen Heil noch einiges Interesse für ihn haben konnten. Aber eben so gewiß werden dann auch nicht nur Alle, die lautern und einfältigen Herzens sind, sondern selbst die am höchsten gestellten Weisen dieser Erde ihm danken, wenn anders nicht die Weisheit der Welt ihre Vernunft umnebelt, ihren Verstand verdüstert, und ihr Gemüth schon vertrocknet hat, danken werden sie ihm dafür, und zugleich in heiligem Erstaunen an jenem Abgrunde göttlicher Liebe anbeten, wohin er sie geführt, und wohin sie zu führen, er, weil völlig sich selbst aufopfernd, auch kein anderes Opfer gescheuet hat. Indessen wäre es jedoch wohl möglich, daß, statt feurigen und freudigen Dankes, ihm von manchen Seiten nur Spott, Schmähung und selbst Lästerung zu Theil würden. Aber dann darf er nur noch um so mehr sich erfreuen, denn offenbar trüge er alsdann ein Siegel der Auserwählung mehr an seiner Stirne; und unter einem solchen Kreuze, wenn man ihm es auflegte, müßten bei jedem Schritte, den er thun könnte, immer neue, himmlisch duftende Blumen des Paradieses für ihn hervorsprossen.

XIX.

1. Fränkische Geschichte — Carls des Großen letztere Regierungsjahre. — Nach seiner Rückkehr von Rom (801) ließ Carl zu Aachen auf das neue sich als Kaiser des Abendlandes huldigen. Um in den Provinzen den Völkern den neuen Eid abzunehmen, wurden kaiserliche Sendboten dahin gesandt. Unter ihnen, wie wir schon bemerkt, befanden sich stets Prälaten von hohem Ansehen; diese wurden nun von dem Kaiser ernstlich ermahnt, überall vor der Eidesleistung die Nation erst noch einmal über das Wesen und die Heiligkeit eines Eides zu belehren. Jene, welche noch nicht das nöthige reifere Alter erreicht hatten, wurden blos angehalten, Treue zu versprechen. Aber jetzt, nachdem Carl die höchste Stufe monarchischer Würde, und menschlicher Größe erstiegen hatte, ließ er, nach einem kurzen Zug gegen die Sachsen, sein Schwert auf immer in der Scheide ruhen, stellte sich nicht mehr an die Spitze seiner Heere, und übertrug die noch zu beendigenden Kriege seinen Söhnen und Unterfeldherren. Er selbst beschäftigte sich blos mit der innern Einrichtung seines ungeheuern Reiches, gab eine Menge neuer Gesetze*), verbesserte die schon bestehenden,

*) Um diese Zeit gab Carl auch das höchst merkwürdige Gesetz De honoranda sede Apostolica, welches mit den Worten beginnt: In memoriam beati Petri Apostoli honoremus sanctam Romanam et apostolicam sedem etc. Man findet es bei Baluzius (Capitularia Regum Francorum) T. I. p. 357 et 58.

sorgte für eine gerechtere, weniger drückende Verwaltung, machte in Ansehung des Heerbannes viele treffliche Verfügungen, und weihete sich überhaupt ganz und ungetheilt dem Gesammtwohl seiner Völker, dessen festesten Grundlagen er mit Recht in der Religion und Kirche suchte. Mit einem, mehr als irgend etwas, von seinem, in seine ganze geistige Natur eingedrungenen Glauben zeugenden Eifer, sorgte er also jetzt nicht mehr blos für den äußern Glanz der Geistlichkeit, sondern auch vorzüglich für deren höhere Bildung und innere Heiligkeit; und man darf wahrhaft die in dem Jahre 813 zu Mainz versammelten Bischöfe keiner Schmeichelei beschuldigen, als sie Carln mit freudigem Danke öffentlich gestanden, daß sie sämmtlich seiner Weisheit und Hülfe bedürften.

2. Im Jahre 803 ward endlich Carln die Freude, daß zu Salze an der Elbe ein vollkommener, und von jetzt an dauerhafter Friede mit den Sachsen zu Stande kam. Der Poet Saxo hat uns die Bedingungen desselben aufbewahrt; sie sind abermals Beweise, wie sehr Carl die Tapferkeit und den ausdauernden Muth dieser Nation zu ehren wußte. Er forderte von denselben nur Weniges, in einer andern Hinsicht doch wieder sehr Vieles. Die Sachsen sollten nämlich dem Heidenthum gänzlich entsagen, die christliche Religion annehmen, den Bischöfen gehorchen; aber von allen Abgaben frei seyn, nur mit Ausnahme des, der Kirche zu entrichtenden Zehnten. Nach ihren eigenen Gesetzen sollten sie unter den, von Carl ernannten Grafen, oder königlichen Sendboten leben, aber gleich den Allemaniern und Bayern, den Franken einverleibt seyn, mit diesen nur ein Volk ausmachen, und demnach auch mit ihnen stets nur einen und den-

ſelben König haben. Die erſte Folge dieſes Friedens war die Ernennung zu einer ganzen Reihe längſt ſchon in Sachſen errichteter biſchöflichen Sitze, ſo wie die von jetzt an ununterbrochene Reihenfolge der Biſchöfe von Bremen, Paderborn, Minden, Halberſtadt, Münſter, Hildesheim und Osnabrück. Da jedoch Carl den unbändigen Sinn der Sachſen kannte, ſo beſchloß er, um dem zu Stande gekommenen Frieden die gehoffte Dauer zu geben, die wilde Kraft der Nation durch ein eben ſo ſtaatskluges, als kühnes Mittel, nicht, wie bisher ſo oft geſchehen, blos auf kurze Zeit zu ſchwächen, ſondern gänzlich zu brechen und zu vernichten. Mehr als hunderttauſend Sachſen verpflanzte er alſo im folgenden Jahr, von den Ufern der Elbe bis Friesland hinauf, mit Weibern und Kindern, nach Flandern und in das rheiniſche Franken, und räumte die, dadurch menſchenleer gewordenen Gauen den Obotriten, einem den Franken ſtets *treu* gebliebenen Volke ein *). Was Carls ſiegreichen Waffen während eines drei und dreißigjährigen Krieges nicht gelungen war, ward durch die zwar harte, aber durchaus nothwendige Maßregel erreicht. Von jetzt an erloſch auf immer der ſächſiſche Krieg; aber zugleich die alte ſächſiſche Nation, aus deren Trümmern jedoch bald ein neues, nicht mehr ſo wildes

*) Spuren dieſer Verpflanzung findet man auch jetzt noch in den Namen mehrerer Ortſchaften in Franken; wie z. B. Sachſenhauſen bei Frankfurt am Main; Sachſenheim bei Königshofen unfern Ochſenfurt; Sachſenflur bei Königshofen an der Tauber ꝛc. Was die nach Flandern verpflanzten Sachſen betrifft; ſo entſtand daraus nachher in Frankreich das Sprüchwort, daß nämlich Carl der Große zur Vermiſchung der Sachſen mit den Flandern, aus einem Teufel zwei gemacht habe.

und grausames, und dennoch nicht minder tapferes und großherziges Sachsenvolk hervorwuchs.

3. Besonders merkwürdig für das fränkische Reich ward das Jahr 806. Carls Söhne hatten nun das reifere männliche Alter erreicht, an der Spitze der Heere, wie in der Verwaltung der, ihnen übergebenen Provinzen, nicht selten den Dank des Vaters verdient, und überhaupt schon, besonders die beiden ältern Brüder, befriedigende Beweise ihres Herrschertalentes gegeben. Carl faßte demnach den Entschluß, sein weitschichtiges Reich jetzt schon unter seinen Söhnen zu vertheilen. Auf einem Reichstag zu Thionville, dem alle Großen des Reiches beiwohnten, und wozu er auch seine drei Söhne berufen hatte, erklärte er also seinen Willen, und machte mit Genehmigung der versammelten Stände folgende Theilung. Seinem ältesten Sohn Carl, geboren im Jahre 772, gab er Frankreich; das heißt, das nördliche Gallien, nebst Allemannien, Schwaben, Thüringen und Sachsen. Der zweite Sohn Pipin, geboren im Jahre 776 erhielt Italien, Bayern, und alle in Panonien gemachten Eroberungen; und der jüngste Prinz Ludwig endlich Aquitanien, Burgund, die Provence, und die spanische Mark. — Bei Gelegenheit dieser Theilung erließ Carl mehrere höchst merkwürdige, weil über die damalige Staats- und Reichsverfassung ungemeines Licht verbreitende Verordnungen. So z. B. verordnete er, daß, im Falle einer seiner Söhne stürbe, und einen Sohn hinterließe, den die Nation zu ihrem König haben wollte*),

*) Ein Beweis, daß es damals wegen der Erbfolge der Nepoten noch kein genau bestimmendes Fundamentalgesetz gab. Zugleich liegt hierin auch eine Recht-

dessen Oheime ihre Einwilligung dazu geben, und ihrem Neffen die, von seinem Vater beherrschten Länder lassen sollten. Keiner der drei fränkischen Könige, verordnete ferner noch Carl, sollte den bei ihm Schutz suchenden Lehnmann eines Andern aufnehmen, um für ihn Fürbitte einzulegen*); eben so wenig auch einen freien Mann, der seinen Herrn und König gegen dessen Willen verlassen hätte. Nach dem Tode Carls soll kein Lehnmann andere Lehen haben, als solche, welche in den Ländern seines Herrn liegen; Eigenthum kann derselbe jedoch überall haben. Nach dem Tode seines Herrn soll jeder freie Mann das Recht haben, sich nach Gutbefinden in den 3 Reichen einen neuen Herrn zu wählen, und in dessen Schutz sich zu begeben. Keiner von den drei Brüdern soll in des Andern Reichstheil unbewegliche Güter besitzen. Bei Heirathen aus einem Reiche in das andere sollen die Frauen ihre Güter behalten, obschon sie sich bei ihren Männern in einem andern Reichsantheil aufhalten. Wenn sich unter den Brüdern wegen der Grenzscheide ein Streit erheben würde; so sollte bei Ermangelung hinreichender Beweise der Streit durch die Kreuzprobe**) entschieden werden. Alle

---

fertigung Carls des Großen, der, nach dem Tode seines Bruders Carlomanns, dessen Ländertheil mit den Seinigen vereinte, weil die Großen von Austrasien ihn, und nicht ein noch unmündiges Kind, zu ihrem König haben wollten.

*) Nämlich um stets vollkommene Einigkeit unter den Brüdern zu erhalten; indem zu befürchten war, daß, wenn derjenige, für dessen Lehnmann Fürbitte eingelegt ward, dieselbe nicht würde erhören wollen oder können; der Andere, dessen Fürbitte zurückgewiesen worden, sich dadurch beleidiget finden könnte.

**) Diese bestand darin, daß die beiden streitenden

drei Brüder sollen mit vereinten Kräften die Kirche des heiligen Petrus, wie auch überhaupt alle übrigen Kirchen schützen, und in ihren Rechten und Gerechtsamen erhalten. Carl gedachte bei diesen Verordnungen auch seiner Töchter, die er, wie wir schon wissen, sämmtlich mit der größten Zärtlichkeit liebte. Jede derselben ward ermächtiget, nach dem Tode ihres Vaters, sich denjenigen von ihren Brüdern zu wählen, unter dessen Schutz und Vormundschaft sie leben wollte. Würde eine oder die andere in ein Kloster gehen wollen, so dürften die Brüder es nicht verhindern; ebenso auch, wenn eine seiner Töchter sich verheirathen wollte, wenn nur anders derjenige, dem sie ihre Hand versprochen, derselben auch würdig wäre. Endlich soll keiner einen seiner Enkel, wenn derselbe bei ihm angeklagt würde, ohne gesetzmäßige Untersuchung tödten, verstümmeln, oder blenden lassen, auch ihn nicht zwingen, gegen seinen Willen in ein Kloster zu gehen. — Am Ende dieser und noch verschiedener andern, weniger bedeutenden Verordnungen, behält Carl sich das Recht vor, noch Zusätze zu machen; so wie auch die Oberherrschaft über sämmtliche unter seinen Söhnen vertheilte Länder.

4. Diese, von Carls tiefer Einsicht, und einem, zu jener Zeit noch von Niemand geahnten politischen Ueberblick, zeugende Theilung war auch in militärischer Hinsicht, auf die Erhaltung und

---

Theile, oder in deren Namen zwei Andere, von ihnen dazu Bevollmächtigten sich mit ausgespannten Armen vor den Altar, oder ein Crucifix stellten. Derjenige nun, dessen Arme zuerst ermüdeten und herabsanken, hatte den Proceß, ohne Möglichkeit einer fernern Appellation verloren.

Vertheidigung der Gesammtmonarchie trefflich berechnet. Nur Schade, daß selbst der tiefblickendste Staatsmann nicht im Stande ist, auch die menschlichen Leidenschaften in seinen politischen Calcül zu ziehen. Durfte aber Carl hoffen, daß Eintracht und Liebe unter seinen Söhnen und deren Nachfolgern herrschen würden, dann vermochten auch weder Griechen und Sarazenen, noch die vereinten Kräfte der östlichen und nördlichen Barbaren das fränkisch-römische Reich zu erschüttern. Ward Italien angegriffen, so zogen Carls und Ludwigs Hülfsvölker, die erstern durch das Thal von Aosta, die letztern durch den Paß von Susa, zur Vertheidigung der Halbinsel herbei. Im entgegengesetzten Falle eilet Pipin mit seinem Heere über die norischen Alpen, und durch Kärnthen seinem Bruder Carl zu Hülfe, oder steht, da die ihm gehörigen wohlbefestigten alpischen Engpässe die Thore nach dem südlichen Frankreich sind, schon in wenigen Tagen, zum Schutze seines Bruders Ludwig, in dem Herzen der Provence. — Die Theilungsurkunde schickte der Kaiser nach Rom dem Pabste zur Bestätigung. Aber höchst merkwürdig ist es, daß Carl in derselben nicht über die Kaiserkrone verfügte. Ein sprechender Beweis, daß er die kaiserliche Würde nicht als ein, nach Recht und Herkommen erlangtes Erbe betrachtete; sondern als ein hohes weltlich-geistliches Amt, bestimmt nur dem Würdigsten, dessen Wahl er der Kirche und deren Oberhaupt überließ *).

*) Anal. Baron. ad ann. 806. §. 26. — — Diesem widerspricht jedoch keineswegs das, was Carl 7 Jahre nachher that, da er seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten ernannte. Als dies letztere geschah, waren Pipin und dessen ältester Bruder Carl gestorben.

5. Carls Söhne eilten nun in die, ihnen angewiesenen Länder zurück, um durch neue Siege des Vaters Lob, und die Huldigung ihrer Völker zu verdienen. Ludwig zog gegen die Sarazenen in Spanien. Die Feste Taraco war schon früher genommen, aber das noch festere volkreichere Tortosa zweimal vergeblich belagert worden. Nicht sehr fern von dieser Stadt stand, um sie zu decken, ein sarazenisches Heer. Dieses von der Festung abzuschneiden, zu schlagen, und dann die ohne hinreichende Besatzung hülflos gelassene Stadt zu erstürmen, war Ludwigs und seiner Unterfeldherren Plan. Graf Ingobert zog von Barcelona gerade gegen das sarazenische Lager, um den Feind zu beschäftigen, und dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Grafen Hademar und Bera zogen mit ihrem Heerhaufen nach dem Ebro. Sie hatten außer ihren Pferden, eine Menge Maulthiere bei sich, belastet mit zerlegbaren Kähnen, mit Wachs, Werg, Pech, Nägeln, und mit allem, was zum Uebersetzen über einen Fluß in kleinen Schiffen nöthig war. Zelte und übriges Gepäcke hatten sie zurückgelassen, und um nicht entdeckt zu werden, zogen sie durch lauter dichte Wälder, oder hinter Anhöhen, marschirten jedoch nur bei Nacht, und ruheten am Tage. Am vierten Tage standen sie vor anbrechendem Morgen an den Ufern des Ebro. Die Zu-

---

Ludwig war also der einzige Erbe der ungeheuern fränkischen Gesammtmonarchie. Aber um die Kirche und den römischen Stuhl zu schützen, und allen den schweren Pflichten des hohen kaiserlichen Amtes vollkommen zu entsprechen, bedurfte es einer großen, präponderirenden Macht; und außer der fränkischen gab es damals keine andere in dem Abendlande. Die Vorsehung selbst hatte gleichsam mittelbar Ludwig zum Kaiser erwählt.

rechtrichtung der Kähne erforderte einige Zeit, aber doch war noch vor Aufgang der Sonne alles zum Uebergang bereit. Die sämmtliche Mannschaft setzte in den Kähnen über den Strom; Pferde und Maulthiere schwammen nebenher. Bisher war den Franken Alles nach Wunsch gelungen; aber demungeachtet scheiterte jetzt das ganze Unternehmen an der Schlauheit eines Mohren. Dieser badete sich um die nämliche Zeit sehr weit unten im Strome. Ganz erstaunt sah derselbe auf einmal allerlei Mist den Fluß herabschwimmen. Sich erinnernd, daß oberhalb des Flusses nur Waldesel weideten, beschauet, beriecht und untersucht er jetzt alles ganz genau, und erkennt nun bald, daß es Excremente von Pferden und Maulthieren sind. Eiligst läuft er zurück, und theilt seine gemachte Entdeckung dem Sarazenen-Feldherrn mit. Dieser schickt sogleich Kundschafter aus, welche sämmtlich die Aussage des Mohren bestätigen, und eine furchtbare Schilderung von der Stärke des heranrückenden Feindes machen. Die Sarazenen verlassen demnach ohne Zeitverlust das Lager, aber der ganze zahlreiche Heerhaufen wirft sich nun als Besatzung in die Stadt Tortosa. Eine Stunde darauf kamen die Franken an, fanden das Lager leer, die Festung aber wohl besetzt, und waren nun zu einer langwierigen Belagerung gezwungen. Die Belagerten leisteten tapfern Widerstand, und ein sarazenisches Entsatzungsheer rückte in Eilmärschen heran. Aber dieses ward völlig geschlagen, und Tortosa nach vierzigtägiger Belagerung zur Uebergabe gezwungen; worauf dann noch mehrere, weniger bedeutende Städte sich freiwillig den siegenden Franken unterwarfen. — Nicht minder glücklich waren auch Ludwigs Brüder in allen ihren Unternehmungen. Carl besiegte die Slaven in Böhmen und zwang sie, sich

der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen; und als sie im folgenden Jahre sich empörten, fiel er abermals in ihr Land, verheerte es mit Feuer und Schwert, und brachte die Barbaren auf das Neue zum Gehorsam. Er bekriegte hierauf die, auf der andern Seite der Elbe wohnenden Sorben, erschlug deren König in einem Gefechte, und zwang die Häupter der besiegten Nation, Treue zu versprechen, und Geißeln auszuliefern. Dem König Pipin gaben die Sarazenen Gelegenheit, sich auch den Ruhm eines Seehelden zu erwerben. Sie hatten um diese Zeit angefangen, Seeräuberei zu treiben, und die Inseln um Italien zu beunruhigen. Pipin ließ eine Flotte gegen sie auslaufen, bei deren Annäherung die sarazenischen Schiffe sich auf die Flucht begaben, und nach ihren africanischen Häfen zurückeilten. Als sie aber im folgenden Jahre Sardinien und Corsica mit einer Landung bedroheten, ließ Pipin eine neue Flotte gegen sie auslaufen. Diese stieß bei Corsica auf den Feind; und obgleich die sarazenischen Schiffe schon in dem Hafen der Insel eingelaufen waren, griffen dennoch die Franken sie selbst in dem Hafen an, eroberten dreizehn ihrer Schiffe, bohrten die übrigen in Grund, und führten eine Menge Gefangener hinweg. — Pipins Seezüge gegen die Griechen und Venetianer sind dem Leser schon bekannt; und obgleich, nach vorhergegangenem glänzenden Erfolg, die Franken, wie wir weiter oben erzählt, in den Gewässern von Molamocco eine Niederlage erlitten, so wurden doch, wie wir wissen, die stolzen Insulaner bald darauf gezwungen, sich zu demüthigen, und bei Pipin um Gnade und Friede zu bitten.

6. Aber in dem Jahre 810 stand Carl beinahe schon im Begriffe, sich einmal wieder selbst

an die Spitze seiner Heere zu stellen. Durch die völlige Unterwerfung der Sachsen, gränzte Carls Reich nun auch an das normännische Gebiet, wohin viele Sachsen, welche dem Heidenthum nicht entsagen wollten, geflohen waren. Natürlicher Weise schien der Franken Nachbarschaft den Normännern viel gefährlicher, als jene der Sachsen. Indessen wagten sie es doch nicht, die Franken anzugreifen, suchten sie aber in den Obotriten, einem, den Franken völlig ergebenen slavischen Volksstamme desto empfindlicher zu kränken. Unterstützt von drei andern slavischen Nationen, den Wilzen, Linonen und Schmeldingern *), fielen sie in das Land der Obotriten feindlich ein. Aber des Kaisers ältester Sohn Carl ging über die Elbe, schlug das Heer der Verbündeten, verheerte mit Feuer und Schwert das ganze Land, und zwang Wilzen, Linonen und Schmeldinger, sich zu unterwerfen, Treue zu versprechen, und Geißeln zu stellen (808). Noch näher waren jetzt die Franken den Normännern gerückt; und Gotrik, der Dänen König, geschreckt durch der Franken ununterbrochenes Waffenglück, war jetzt mehr auf eigene Sicherheit, als auf etwas anderes bedacht. Mit einem hohen Wall, in welchem nur ein Thor gelassen ward, und einem breiten und tiefen Graben verschanzte er das ganze nördliche Ufer des Eiderstroms, von der Nord- bis an die Ostsee. Dies war das berühmte Danewick, von welchem bis auf den heutigen Tag noch Spuren zu sehen sind. Im folgenden Jahre suchte Gotrik wieder gütliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Diese kamen zwar

*) Diese slavischen Nationen wohnten zwischen der Elbe und der Oder bis an das baltische Meer hin.

zu Stande; aber nichts ward darauf entschieden. Gotrik häufte jetzt Beleidigungen auf Beleidigungen. Durch dieses Königs Hinterlist war der Obotriten-Fürst Thrasko zu Rerik ermordet worden. Von den Obotriten erhob er Steuern, landete in Friesland, und zwang die Friesen, ihm jährlichen Zins zu zahlen *). In dem Jahre 810 landete Gotrik abermals mit 200 Schiffen auf Friesland, plünderte und verheerte die Insel und schlug ein Corps Friesen und Sachsen in die Flucht. Dieser Erfolg machte den Barbar so übermüthig, daß er Friesland und Sachsen schon als seine Provinzen betrachtete, den Franken öffentlich höhnte, und Carl sagen ließ, daß er ihn nächstens in Aachen besuchen werde. Jetzt war es Zeit, den immer furchtbarer werdenden gekrönten Seeräuber zu demüthigen. Carl zog sein Heer zusammen; und noch unentschlossen, ob er gegen die Flotte sich wenden, oder die Normänner in ihrem eigenen Lande angreifen sollte, ging er über den Rhein und bestimmte Lippstadt zum Sammelplatz seines Heeres. Mit diesem rückte er an die Aller, und lagerte jenseits des Flusses. Bisher hatte stets Carl selbst gesiegt; jetzt siegte sein Glück; denn kaum war er in dem Lager an der Aller ein-

*) Merkwürdig, ihrer Sonderbarkeit wegen, ist die Art und Weise, wie der Däne diesen Zins erheben ließ. Am Eingange nämlich in einem langen Gang war ein Schild ausgehangen, in welchen jeder Friese seinen Zinspfennig werfen mußte. Aber ganz am andern Ende desselben Ganges saß der Steuereinnehmer. Welcher in den Schild geworfene Pfennig nun so laut klang, daß der Steuereinnehmer ihn hören konnte, der ward gerechnet, welcher aber nur einen dumpfen, dem Ohr des Herrn Steuereinnehmers unvernehmbaren Ton von sich gab, der ward nicht gerechnet, aber demungeachtet dennoch beibehalten.

XIX.

1. Fränkische Geschichte — Carls des Großen letztere Regierungsjahre. — Nach seiner Rückkehr von Rom (801) ließ Carl zu Aachen auf das neue sich als Kaiser des Abendlandes huldigen. Um in den Provinzen den Völkern den neuen Eid abzunehmen, wurden kaiserliche Sendboten dahin gesandt. Unter ihnen, wie wir schon bemerkt, befanden sich stets Prälaten von hohem Ansehen; diese wurden nun von dem Kaiser ernstlich ermahnt, überall vor der Eidesleistung die Nation erst noch einmal über das Wesen und die Heiligkeit eines Eides zu belehren. Jene, welche noch nicht das nöthige reifere Alter erreicht hatten, wurden blos angehalten, Treue zu versprechen. Aber jetzt, nachdem Carl die höchste Stufe monarchischer Würde, und menschlicher Größe erstiegen hatte, ließ er, nach einem kurzen Zug gegen die Sachsen, sein Schwert auf immer in der Scheide ruhen, stellte sich nicht mehr an die Spitze seiner Heere, und übertrug die noch zu beendigenden Kriege seinen Söhnen und Unterfeldherren. Er selbst beschäftigte sich blos mit der innern Einrichtung seines ungeheuern Reiches, gab eine Menge neuer Gesetze *), verbesserte die schon bestehenden,

*) Um diese Zeit gab Carl auch das höchst merkwürdige Gesetz De honoranda sede Apostolica, welches mit den Worten beginnt: In memoriam beati Petri Apostoli honoremus sanctam Romanam et apostolicam sedem etc. Man findet es bei Baluzius (Capitularia Regum Francorum) T. I. p. 357 et 58.

sorgte für eine gerechtere, weniger drückende Verwaltung, machte in Ansehung des Heerbannes viele treffliche Verfügungen, und weihete sich überhaupt ganz und ungetheilt dem Gesammtwohl seiner Völker, dessen festesten Grundlagen er mit Recht in der Religion und Kirche suchte. Mit einem, mehr als irgend etwas, von seinem, in seine ganze geistige Natur eingedrungenen Glauben zeugenden Eifer, sorgte er also jetzt nicht mehr blos für den äußern Glanz der Geistlichkeit, sondern auch vorzüglich für deren höhere Bildung und innere Heiligkeit; und man darf wahrhaft die in dem Jahre 813 zu Mainz versammelten Bischöfe keiner Schmeichelei beschuldigen, als sie Carln mit freudigem Danke öffentlich gestanden, daß sie sämmtlich seiner Weisheit und Hülfe bedürften.

2. Im Jahre 803 ward endlich Carln die Freude, daß zu Salze an der Elbe ein vollkommener, und von jetzt an dauerhafter Friede mit den Sachsen zu Stande kam. Der Poet Saxo hat uns die Bedingungen desselben aufbewahrt; sie sind abermals Beweise, wie sehr Carl die Tapferkeit und den ausdauernden Muth dieser Nation zu ehren wußte. Er forderte von denselben nur Weniges, in einer andern Hinsicht doch wieder sehr Vieles. Die Sachsen sollten nämlich dem Heidenthum gänzlich entsagen, die christliche Religion annehmen, den Bischöfen gehorchen; aber von allen Abgaben frei seyn, nur mit Ausnahme des, der Kirche zu entrichtenden Zehnten. Nach ihren eigenen Gesetzen sollten sie unter den, von Carl ernannten Grafen, oder königlichen Sendboten leben, aber gleich den Allemaniern und Bayern, den Franken einverleibt seyn, mit diesen nur ein Volk ausmachen, und demnach auch mit ihnen stets nur einen und den-

ſelben König haben. Die erſte Folge dieſes Friedens war die Ernennung zu einer ganzen Reihe längſt ſchon in Sachſen errichteter biſchöflichen Sitze, ſo wie die von jetzt an ununterbrochene Reihenfolge der Biſchöfe von Bremen, Paderborn, Minden, Halberſtadt, Münſter, Hildesheim und Osnabrück. Da jedoch Carl den unbändigen Sinn der Sachſen kannte, ſo beſchloß er, um dem zu Stande gekommenen Frieden die gehoffte Dauer zu geben, die wilde Kraft der Nation durch ein eben ſo ſtaatskluges, als kühnes Mittel, nicht, wie bisher ſo oft geſchehen, blos auf kurze Zeit zu ſchwächen, ſondern gänzlich zu brechen und zu vernichten. Mehr als hunderttauſend Sachſen verpflanzte er alſo im folgenden Jahr, von den Ufern der Elbe bis Friesland hinauf, mit Weibern und Kindern, nach Flandern und in das rheiniſche Franken, und räumte die, dadurch menſchenleer gewordenen Gauen den Obotriten, einem den Franken ſtets treu gebliebenen Volke ein *). Was Carls ſiegreichen Waffen während eines drei und dreiſſigjährigen Krieges nicht gelungen war, ward durch die zwar harte, aber durchaus nothwendige Maßregel erreicht. Von jetzt an erloſch auf immer der ſächſiſche Krieg; aber zugleich die alte ſächſiſche Nation, aus deren Trümmern jedoch bald ein neues, nicht mehr ſo wildes

*) Spuren dieſer Verpflanzung findet man auch jetzt noch in den Namen mehrerer Ortſchaften in Franken; wie z. B. Sachſenhauſen bei Frankfurt am Main; Sachſenheim bei Königshofen unfern Ochſenfurt; Sachſenflur bei Königshofen an der Tauber ꝛc. Was die nach Flandern verpflanzten Sachſen betrifft; ſo entſtand daraus nachher in Frankreich das Sprüchwort, daß nämlich Carl der Große zur Vermiſchung der Sachſen mit den Flandern, aus einem Teufel zwei gemacht habe.

und grausames, und dennoch nicht minder tapferes und großherziges Sachsenvolk hervorwuchs.

3. Besonders merkwürdig für das fränkische Reich ward das Jahr 806. Carls Söhne hatten nun das reifere männliche Alter erreicht, an der Spitze der Heere, wie in der Verwaltung der, ihnen übergebenen Provinzen, nicht selten den Dank des Vaters verdient, und überhaupt schon, besonders die beiden ältern Brüder, befriedigende Beweise ihres Herrschertalentes gegeben. Carl faßte demnach den Entschluß, sein weitschichtiges Reich jetzt schon unter seinen Söhnen zu vertheilen. Auf einem Reichstag zu Thionville, dem alle Großen des Reiches beiwohnten, und wozu er auch seine drei Söhne berufen hatte, erklärte er also seinen Willen, und machte mit Genehmigung der versammelten Stände folgende Theilung. Seinem ältesten Sohn Carl, geboren im Jahre 772, gab er Frankreich; das heißt, das nördliche Gallien, nebst Allemannien, Schwaben, Thüringen und Sachsen. Der zweite Sohn Pipin, geboren im Jahre 776 erhielt Italien, Bayern, und alle in Panonien gemachten Eroberungen; und der jüngste Prinz Ludwig endlich Aquitanien, Burgund, die Provence, und die spanische Mark. — Bei Gelegenheit dieser Theilung erließ Carl mehrere höchst merkwürdige, weil über die damalige Staats- und Reichsverfassung ungemeines Licht verbreitende Verordnungen. So z. B. verordnete er, daß, im Falle einer seiner Söhne stürbe, und einen Sohn hinterließe, den die Nation zu ihrem König haben wollte*),

*) Ein Beweis, daß es damals wegen der Erbfolge der Nepoten noch kein genau bestimmendes Fundamentalgesetz gab. Zugleich liegt hierin auch eine Recht-

dessen Oheime ihre Einwilligung dazu geben, und ihrem Neffen die, von seinem Vater beherrschten Länder lassen sollten. Keiner der drei fränkischen Könige, verordnete ferner noch Carl, sollte den bei ihm Schutz suchenden Lehnmann eines Andern aufnehmen, um für ihn Fürbitte einzulegen *); eben so wenig auch einen freien Mann, der seinen Herrn und König gegen dessen Willen verlassen hätte. Nach dem Tode Carls soll kein Lehnmann andere Lehen haben, als solche, welche in den Ländern seines Herrn liegen; Eigenthum kann derselbe jedoch überall haben. Nach dem Tode seines Herrn soll jeder freie Mann das Recht haben, sich nach Gutbefinden in den 3 Reichen einen neuen Herrn zu wählen, und in dessen Schutz sich zu begeben. Keiner von den drei Brüdern soll in des Andern Reichstheil unbewegliche Güter besitzen. Bei Heirathen aus einem Reiche in das andere sollen die Frauen ihre Güter behalten, obschon sie sich bei ihren Männern in einem andern Reichsantheil aufhalten. Wenn sich unter den Brüdern wegen der Grenzscheide ein Streit erheben würde; so sollte bei Ermangelung hinreichender Beweise der Streit durch die Kreuzprobe **) entschieden werden. Alle

---

fertigung Carls des Großen, der, nach dem Tode seines Bruders Carlomanns, dessen Ländertheil mit den Seinigen vereinte, weil die Großen von Austrasien ihn, und nicht ein noch unmündiges Kind, zu ihrem König haben wollten.

*) Nämlich um stets vollkommene Einigkeit unter den Brüdern zu erhalten; indem zu befürchten war, daß, wenn derjenige, für dessen Lehnmann Fürbitte eingelegt ward, dieselbe nicht würde erhören wollen oder können; der Andere, dessen Fürbitte zurückgewiesen worden, sich dadurch beleidiget finden könnte.

**) Diese bestand darin, daß die beiden streitenden

drei Brüder sollen mit vereinten Kräften die Kirche des heiligen Petrus, wie auch überhaupt alle übrigen Kirchen schützen, und in ihren Rechten und Gerechtsamen erhalten. Carl gedachte bei diesen Verordnungen auch seiner Töchter, die er, wie wir schon wissen, sämmtlich mit der größten Zärtlichkeit liebte. Jede derselben ward ermächtiget, nach dem Tode ihres Vaters, sich denjenigen von ihren Brüdern zu wählen, unter dessen Schutz und Vormundschaft sie leben wollte. Würde eine oder die andere in ein Kloster gehen wollen, so dürften die Brüder es nicht verhindern; ebenso auch, wenn eine seiner Töchter sich verheirathen wollte, wenn nur anders derjenige, dem sie ihre Hand versprochen, derselben auch würdig wäre. Endlich soll keiner einen seiner Enkel, wenn derselbe bei ihm angeklagt würde, ohne gesetzmäßige Untersuchung tödten, verstümmeln, oder blenden lassen, auch ihn nicht zwingen, gegen seinen Willen in ein Kloster zu gehen. — Am Ende dieser und noch verschiedener andern, weniger bedeutenden Verordnungen, behält Carl sich das Recht vor, noch Zusätze zu machen; so wie auch die Oberherrschaft über sämmtliche unter seinen Söhnen vertheilte Länder.

4. Diese, von Carls tiefer Einsicht, und einem, zu jener Zeit noch von Niemand geahnten politischen Ueberblick, zeugende Theilung war auch in militärischer Hinsicht, auf die Erhaltung und

---

Theile, oder in deren Namen zwei Andere, von ihnen dazu Bevollmächtigten sich mit ausgespannten Armen vor den Altar, oder ein Crucifix stellten. Derjenige nun, dessen Arme zuerst ermüdeten und herabsanken, hatte den Proceß, ohne Möglichkeit einer fernern Appellation verloren.

Vertheidigung der Gesammtmonarchie trefflich berechnet. Nur Schade, daß selbst der tiefblickendste Staatsmann nicht im Stande ist, auch die menschlichen Leidenschaften in seinen politischen Calcül zu ziehen. Durfte aber Carl hoffen, daß Eintracht und Liebe unter seinen Söhnen und deren Nachfolgern herrschen würden, dann vermochten auch weder Griechen und Sarazenen, noch die vereinten Kräfte der östlichen und nördlichen Barbaren das fränkisch-römische Reich zu erschüttern. Ward Italien angegriffen, so zogen Carls und Ludwigs Hülfsvölker, die erstern durch das Thal von Aosta, die letztern durch den Paß von Sußo, zur Vertheidigung der Halbinsel herbei. Im entgegengesetzten Falle eilet Pipin mit seinem Heere über die norischen Alpen, und durch Kärnthen seinem Bruder Carl zu Hülfe, oder steht, da die ihm gehörigen wohlbefestigten alpischen Engpässe die Thore nach dem südlichen Frankreich sind, schon in wenigen Tagen, zum Schutze seines Bruders Ludwig, in dem Herzen der Provence. — Die Theilungsurkunde schickte der Kaiser nach Rom dem Pabste zur Bestätigung. Aber höchst merkwürdig ist es, daß Carl in derselben nicht über die Kaiserkrone verfügte. Ein sprechender Beweis, daß er die kaiserliche Würde nicht als ein, nach Recht und Herkommen erlangtes Erbe betrachtete; sondern als ein hohes weltlich-geistliches Amt, bestimmt nur dem Würdigsten, dessen Wahl er der Kirche und deren Oberhaupt überließ *).

*) Anal. Baron. ad ann. 806. §. 26. — — Diesem widerspricht jedoch keineswegs das, was Carl 7 Jahre nachher that, da er seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten ernannte. Als dies letztere geschah, waren Pipin und dessen ältester Bruder Carl gestorben.

5. Carls Söhne eilten nun in die, ihnen angewiesenen Länder zurück, um durch neue Siege des Vaters Lob, und die Huldigung ihrer Völker zu verdienen. Ludwig zog gegen die Sarazenen in Spanien. Die Feste Taraco war schon früher genommen, aber das noch festere volkreichere Tortosa zweimal vergeblich belagert worden. Nicht sehr fern von dieser Stadt stand, um sie zu decken, ein sarazenisches Heer. Dieses von der Festung abzuschneiden, zu schlagen, und dann die ohne hinreichende Besatzung hülflos gelassene Stadt zu erstürmen, war Ludwigs und seiner Unterfeldherren Plan. Graf Ingobert zog von Barcelona gerade gegen das sarazenische Lager, um den Feind zu beschäftigen, und dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Grafen Hademar und Bera zogen mit ihrem Heerhaufen nach dem Ebro. Sie hatten außer ihren Pferden, eine Menge Maulthiere bei sich, belastet mit zerlegbaren Kähnen, mit Wachs, Werg, Pech, Nägeln, und mit allem, was zum Uebersetzen über einen Fluß in kleinen Schiffen nöthig war. Zelte und übriges Gepäcke hatten sie zurückgelassen, und um nicht entdeckt zu werden, zogen sie durch lauter dichte Wälder, oder hinter Anhöhen, marschirten jedoch nur bei Nacht, und ruheten am Tage. Am vierten Tage standen sie vor anbrechendem Morgen an den Ufern des Ebro. Die Zu-

---

Ludwig war also der einzige Erbe der ungeheuern fränkischen Gesammtmonarchie. Aber um die Kirche und den römischen Stuhl zu schützen, und allen den schweren Pflichten des hohen kaiserlichen Amtes vollkommen zu entsprechen, bedurfte es einer großen, präponderirenden Macht; und außer der fränkischen gab es damals keine andere in dem Abendlande. Die Vorsehung selbst hatte gleichsam mittelbar Ludwig zum Kaiser erwählt.

rechtrichtung der Kähne erforderte einige Zeit, aber doch war noch vor Aufgang der Sonne alles zum Uebergang bereit. Die sämmtliche Mannschaft setzte in den Kähnen über den Strom; Pferde und Maulthiere schwammen nebenher. Bisher war den Franken Alles nach Wunsch gelungen; aber demungeachtet scheiterte jetzt das ganze Unternehmen an der Schlauheit eines Mohren. Dieser badete sich um die nämliche Zeit sehr weit unten im Strome. Ganz erstaunt sah derselbe auf einmal allerlei Mist den Fluß herabschwimmen. Sich erinnernd, daß oberhalb des Flusses nur Waldesel weideten, beschauet, beriecht und untersucht er jetzt alles ganz genau, und erkennt nun bald, daß es Excremente von Pferden und Maulthieren sind. Eiligst läuft er zurück, und theilt seine gemachte Entdeckung dem Sarazenen-Feldherrn mit. Dieser schickt sogleich Kundschafter aus, welche sämmtlich die Aussage des Mohren bestätigen, und eine furchtbare Schilderung von der Stärke des heranrückenden Feindes machen. Die Sarazenen verlassen demnach ohne Zeitverlust das Lager, aber der ganze zahlreiche Heerhaufen wirft sich nun als Besatzung in die Stadt Tortosa. Eine Stunde darauf kamen die Franken an, fanden das Lager leer, die Festung aber wohl besetzt, und waren nun zu einer langwierigen Belagerung gezwungen. Die Belagerten leisteten tapfern Widerstand, und ein sarazenisches Entsatzungsheer rückte in Eilmärschen heran. Aber dieses ward völlig geschlagen, und Tortosa nach vierzigtägiger Belagerung zur Uebergabe gezwungen; worauf dann noch mehrere, weniger bedeutende Städte sich freiwillig den siegenden Franken unterwarfen. — Nicht minder glücklich waren auch Ludwigs Brüder in allen ihren Unternehmungen. Carl besiegte die Slaven in Böhmen und zwang sie, sich

der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen; und als sie im folgenden Jahre sich empörten, fiel er abermals in ihr Land, verheerte es mit Feuer und Schwert, und brachte die Barbaren auf das Neue zum Gehorsam. Er bekriegte hierauf die, auf der andern Seite der Elbe wohnenden Sorben, erschlug deren König in einem Gefechte, und zwang die Häupter der besiegten Nation, Treue zu versprechen, und Geißeln auszuliefern. Dem König Pipin gaben die Sarazenen Gelegenheit, sich auch den Ruhm eines Seehelden zu erwerben. Sie hatten um diese Zeit angefangen, Seeräuberei zu treiben, und die Inseln um Italien zu beunruhigen. Pipin ließ eine Flotte gegen sie auslaufen, bei deren Annäherung die sarazenischen Schiffe sich auf die Flucht begaben, und nach ihren africanischen Häfen zurückeilten. Als sie aber im folgenden Jahre Sardinien und Corsica mit einer Landung bedroheten, ließ Pipin eine neue Flotte gegen sie auslaufen. Diese stieß bei Corsica auf den Feind; und obgleich die sarazenischen Schiffe schon in dem Hafen der Insel eingelaufen waren, griffen dennoch die Franken sie selbst in dem Hafen an, eroberten dreizehn ihrer Schiffe, bohrten die übrigen in Grund, und führten eine Menge Gefangener hinweg. — Pipins Seezüge gegen die Griechen und Venetianer sind dem Leser schon bekannt; und obgleich, nach vorhergegangenem glänzenden Erfolg, die Franken, wie wir weiter oben erzählt, in den Gewässern von Molamocco eine Niederlage erlitten, so wurden doch, wie wir wissen, die stolzen Insulaner bald darauf gezwungen, sich zu demüthigen, und bei Pipin um Gnade und Friede zu bitten.

6. Aber in dem Jahre 810 stand Carl beinahe schon im Begriffe, sich einmal wieder selbst

an die Spitze seiner Heere zu stellen. Durch die völlige Unterwerfung der Sachsen, gränzte Carls Reich nun auch an das normännische Gebiet, wohin viele Sachsen, welche dem Heidenthum nicht entsagen wollten, geflohen waren. Natürlicher Weise schien der Franken Nachbarschaft den Normännern viel gefährlicher, als jene der Sachsen. Indessen wagten sie es doch nicht, die Franken anzugreifen, suchten sie aber in den Obotriten, einem, den Franken völlig ergebenen slavischen Volksstamme desto empfindlicher zu kränken. Unterstützt von drei andern slavischen Nationen, den Wilzen, Linonen und Schneldingern *), fielen sie in das Land der Obotriten feindlich ein. Aber des Kaisers ältester Sohn Carl ging über die Elbe, schlug das Heer der Verbündeten, verheerte mit Feuer und Schwert das ganze Land, und zwang Wilzen, Linonen und Schneldinger, sich zu unterwerfen, Treue zu versprechen, und Geißeln zu stellen (808). Noch näher waren jetzt die Franken den Normännern gerückt; und Gotrik, der Dänen König, geschreckt durch der Franken ununterbrochenes Waffenglück, war jetzt mehr auf eigene Sicherheit, als auf etwas anderes bedacht. Mit einem hohen Wall, in welchem nur ein Thor gelassen ward, und einem breiten und tiefen Graben verschanzte er das ganze nördliche Ufer des Eiderstroms, von der Nord- bis an die Ostsee. Dies war das berühmte Danewick, von welchem bis auf den heutigen Tag noch Spuren zu sehen sind. Im folgenden Jahre suchte Gotrik wieder gütliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Diese kamen zwar

*) Diese slavischen Nationen wohnten zwischen der Elbe und der Oder bis an das baltische Meer hin.

zu Stande; aber nichts ward darauf entschieden. Gotrik häufte jetzt Beleidigungen auf Beleidigungen. Durch dieses Königs Hinterlist war der Obotriten-Fürst Thrasko zu Rerik ermordet worden. Von den Obotriten erhob er Steuern, landete in Friesland, und zwang die Friesen, ihm jährlichen Zins zu zahlen *). In dem Jahre 810 landete Gotrik abermals mit 200 Schiffen auf Friesland, plünderte und verheerte die Insel und schlug ein Corps Friesen und Sachsen in die Flucht. Dieser Erfolg machte den Barbar so übermüthig, daß er Friesland und Sachsen schon als seine Provinzen betrachtete, den Franken öffentlich höhnte, und Carl sagen ließ, daß er ihn nächstens in Aachen besuchen werde. Jetzt war es Zeit, den immer furchtbarer werdenden gekrönten Seeräuber zu demüthigen. Carl zog sein Heer zusammen; und noch unentschlossen, ob er gegen die Flotte sich wenden, oder die Normänner in ihrem eigenen Lande angreifen sollte, ging er über den Rhein und bestimmte Lippstadt zum Sammelplatz seines Heeres. Mit diesem rückte er an die Aller, und lagerte jenseits des Flusses. Bisher hatte stets Carl selbst gesiegt; jetzt siegte sein Glück; denn kaum war er in dem Lager an der Aller ein-

*) Merkwürdig, ihrer Sonderbarkeit wegen, ist die Art und Weise, wie der Däne diesen Zins erheben ließ. Am Eingange nämlich in einem langen Gang war ein Schild ausgehangen, in welchen jeder Friese seinen Zinspfennig werfen mußte. Aber ganz am andern Ende desselben Ganges saß der Steuereinnehmer. Welcher in den Schild geworfene Pfennig nun so laut klang, daß der Steuereinnehmer ihn hören konnte, der ward gerechnet, welcher aber nur einen dumpfen, dem Ohr des Herrn Steuereinnehmers unvernehmbaren Ton von sich gab, der ward nicht gerechnet, aber demungeachtet dennoch beibehalten.

gerückt, als die Nachricht einlief, König Gotrik sey auf der Falkenjagd von seiner eigenen Leibwache ermordet worden, worauf die Normänner eiligst Friesland verlassen hätten. Hemming, Gotriks Nachfolger, bat demüthig um Friede; dieser ward ihm gewährt; aber alle von Gotrik, jenseits der Elbe, augenblicklich gemachten Eroberungen wurden zurückgegeben, und der Eiderstrom ward wie vorhin wieder die Grenzscheide zwischen den Normännern und dem fränkischen Reiche. Des Winters und der ungangbaren Straßen wegen, hatte man diesen Frieden anfänglich blos im Lager auf Schilde beschworen; er ward aber im Frühjahre des folgenden Jahres an den Ufern des Eiderstroms erneuert.

7. Hätte Carl der Große noch länger gelebt; wahrscheinlich würde er den Normännern gleiches Loos, wie den Sachsen bereitet, sie bezwungen, christianisirt, und seiner weltbeherrschenden Monarchie einverleibt haben. Freilich hätten dann unsere modernen Geschichtschreiber nur noch einen Grund mehr gehabt, dem unerreichbar großen Monarchen zu zürnen, und ihn auf das Neue einer grenzenlosen Eroberungssucht zu beschuldigen. Schon nahe an dem Ziel seiner glorreichen Laufbahn, unternahm Carl nichts gegen die Normänner. Die Philantropie und Weisheit unserer Tage können ihm also diesfalls keine Vorwürfe machen; aber dafür brachten auch eben diese Normänner hundertjähriges unabsehbares Elend über alle Küstenländer Europas. Carls scharfer, weit in die Ferne reichender Blick sah längst schon voraus, welche furchtbare, blutige Geisel jene rauhen und wilden Seeräuber einst für die ganze abendländische Christenheit seyn würden. Als er bald nach seiner Rückkehr aus Italien, die Seeküste Frankreichs bereißte, saß er in einer Seestadt gerade an der

Tafel, als ihm gemeldet ward, daß fremde Schiffe sich der Küste näherten. Einige hielten sie für jüdische, andere für afrikanische, und wieder andere für brittische Kauffahrtheifahrer. Carl trat an das Fenster. Seinem scharfen Auge verriethen bald der Schiffe Bau und schnelle Bewegung, wer sie wären. „Es sind," sagte er, „keine Kaufleute, sondern Seeräuber." — Kaum hatte der Monarch diese Worte gesprochen, als die Franken, wetteifernd, zu ihren Schiffen eilten, um auf jene Jagd zu machen. Aber diese erfuhren nun, daß Carl in der Nähe wäre, wendeten daher sogleich ihre Schiffe, und entrannen durch schnelle Flucht Carls Auge und den Schwertern der Franken. Stumm und mit starrem Blicke schauete Carl jetzt noch einige Augenblicke über das weite Meer hinaus. Thränen rollten über seine Wangen herab. Endlich brach er das Stillschweigen: „Nicht Furcht," sagte er zu seiner, ihn anstaunenden Umgebung, „entlockt mir „diese Thränen; denn Ihr seht ja wohl selbst, daß „diese Leute mir mit ihren Spielereien keinen Scha„den zufügen können. Aber mich kränkt es, daß „sie schon bei meinem Leben sich an dieses Ufer „wagen; und mit Schmerzen sehe ich voraus, wel„ches Unheil sie einst meinen Nachfolgern bringen „werden." — Von diesem Augenblicke an ließ Carl immer noch mehr Schiffe bauen, stellte in allen Seeplätzen und an allen Landungspunkten Wachen auf, nahm seine Flotten öfters in Augenschein, und schützte alle seine Küsten, wenigstens so lange er lebte, gegen das nordische, wie spanisch-sarazenische Seeräuber-Gesindel.

8. Durch Besiegung der Normänner, und Bezwingung aller slavischen Nationen in Böhmen, wie an den Ufern der Elbe und zwischen diesem

Fluß bis an die Oſtſee, hatten die fränkiſchen Heere überall Schrecken und Staunen verbreitet. Neben dem großen Carl gab es jetzt keine fremde Größe mehr. Als der gewaltige und gefürchtete Kaiſer des Occidents ſtand Er allein in Europa. Wem an ſeiner eigenen Erhaltung gelegen war, mußte ſich unterwerfen, oder fallen, wenn er ſich nicht unterwerfen wollte. Aber gerade auf dieſer ſchwindelnden Höhe irdiſcher Größe ſollten wiederholte Schläge des Schickſals ihn an die Hinfälligkeit aller menſchlichen Herrlichkeit erinnern. Kein Jahr war je noch für Carls Herz ſo unheilbringend, als das Jahr 810. Schon das feurige Meteor, deſſen plötzliche, furchtbare Erſcheinung das Pferd des Kaiſers, auf deſſen letztem Zuge gegen König Gotrik, ſo ſehr ſchreckte, daß es ſeinen königlichen Herrn abwarf, und dann ſelbſt todt zu Boden ſtürzte, ward allgemein für eine Vorbedeutung naher Unfälle gehalten. Wirklich entriß auch der Tod in dieſem Jahr dem Kaiſer die geliebteſte ſeiner Töchter, die ſchöne Rotrudis, das theure Ebenbild ſeiner, ihm unvergeßlichen Gemahlin Hildegardis. Einige Zeit nachher ſtarb noch in dem nämlichen Jahre Carls zweiter Sohn, der König Pipin, und dieſem folgte bald darauf in das Grab auch Carl, des Kaiſers älteſter Sohn, und der Liebling ſeines Herzens. Tief beugten den gefühlvollen Monarchen dieſe ſchnell auf einanderfolgenden Todesfälle; aber Religion ward ſeine Stütze, und mit chriſtlichem Heldenmuthe demüthigte er ſich unter der, ihn jetzt ſchwer prüfenden Hand der Allmacht.

9. Bei einem feſten, in allen ſeinen Verhältniſſen in dem ſchönſten Ebenmaße ſtehenden Körperbau, hatte Carl bisher, trotz ſeiner vielen, mühſeligen Feldzüge und Reiſen, ſich ſtets eines unun-

terbrochenen Wohlseyns erfreuet, und ein ihn bisweilen befallendes Fieber, indem es seinen starken Körper reinigte, schien seiner Gesundheit eher zuträglich, als verderblich. Aber jetzt fing er an zu kränkeln, gab sich jedoch den Aerzten nichts weniger als sehr geduldig hin, zürnte ihnen im Gegentheil, weil sie ihm seine Lieblingsspeisen verboten, und die ihm, von ihnen gereichten Arzneien seine Natur eher schwächten, als stärkten. Er übernahm also selbst die Sorge für seine Gesundheit, und handelte hierin ganz nach eigenem Gutachten. Aber bei allem dem stellten sich doch nach und nach alle Gebrechen des Alters ein. Weit öfters als sonst ward er von Fieberschauern überfallen. Gichtische Anfälle lähmten seinen rechten Fuß; und das täglich zunehmende Gefühl seiner dahinschwindenden Kräfte mahnten ihn immer mehr und mehr an sein herannahendes Ende. Ueberdies schienen noch mehrere, ganz ungewöhnliche Erscheinungen am Himmel, wie auf der Erde, auf den Tod eines außerordentlichen Mannes hindeutend, den Völkern ein verhängnißvolles, ihren bisherigen Standpunkt veränderndes Ereigniß zu verkündigen. Am meisten schreckte ein, sieben Tage in der Sonne sichtbarer, und sie halb verdunkelnder, schwarzer Flecken *). Auch eine totale Sonnen- und Mondesfinsterniß weckte in jeder Brust eine Menge banger Ahndungen. Die von Carl bei

*) Es war der Durchgang des Mercurs durch die Sonne, den Adhemar, der um dieselbe Zeit lebte, astronomisch genau beschreibt. Ein Beweis, daß man in dem Jahrhundert Carls des Großen nicht so unwissend war, als man gewöhnlich glaubt, oder vielmehr Einer dem Andern nachspricht. Daß das Volk darüber erschrack, ist sehr begreiflich. Ist ja doch selbst in unsern Tagen dem Volke noch jeder erscheinende Comet ein Herold schreckbarer Ereignisse.

Mainz erbaute Rheinbrücke, das Werk von zehen Jahren, ein Meisterstück damaliger Baukunst, brannte gänzlich ab, ohne daß man den Grund dieses schrecklichen Brandes errathen, oder trotz allen Anstrengungen demselben Einhalt zu thun vermochte. In Aachen stürzte der grundfeste Säulengang zwischen dem kaiserlichen Palaste und der Hauptkirche plötzlich unter furchtbarem Krachen ein. Ein Blitzstrahl zerschmetterte bald darauf den Knopf auf dem Thurme derselben Kirche. Die ganze kaiserliche Burg wankte eines Tages, ohne daß man in der nächsten Umgebung auch nur die mindeste Spur eines Erdbebens verspürte. In dem Innern der Kathedrale stand eine in Stein gegrabene Inschrift, welche Carln, als den Erbauer dieses prachtvollen Tempels, mit allen seinen Titeln und Würden nannte. Plötzlich wurden jetzt alle, die Titel und Würden des Monarchen ausdrückenden Buchstaben völlig unkenntlich und nur der Name *blieb*, gleichsam nackt und blos, noch stehen. —

10. Auf Carl machten alle diese Erscheinungen keinen, oder nur schwachen Eindruck; wenigstens stellte er sich, als wenn er dieselbe nicht beachte. Aber, wie es scheint, ward er dadurch jetzt doch immer vertrauter mit dem Gedanken an den, unter so mancherlei schreckhaften Bildern, sich ihm ankündigenden Tod. Seinen Sohn Ludwig ließ er daher aus Aquitanien nach Aachen kommen. Seinem zarten Vaterherzen wollte er noch die Freude gönnen, den einzigen Sohn, den ihm die Vorsehung gelassen, schon bei seinen Lebzeiten auf dem Kaiserthron zu erblicken. In einer feierlichen Versammlung aller Großen des Reiches machte er seinen Entschluß bekannt, den König von Aquitanien zum Mitkaiser und Mitregenten zu ernennen, und

als alle einstimmig erklärten, daß dies Gottes Wille und der Wunsch der Nation sey, ward die Krönungsfeierlichkeit sogleich auf den nächstkommenden Sonntag festgesetzt. — Mit der Krone auf dem Haupt, dem Kaisermantel um die Schultern, und allen Insignien der hohen Kaiserwürde geschmückt, begab sich an dem bestimmten Tage Carl, gestützt auf die Schultern seines Sohnes, unter zahlreichem, glänzendem Gefolge, nach der großen Kirche zu unserer lieben Frau in Aachen. Eine reich mit den edelsten Steinen gezierte Kaiserkrone lag auf dem Hochaltar, an dessen Stufen beide Monarchen niederknieten, und in stillem Gebete ihr Herz vor dem Ewigen ausgossen. Endlich erhob sich Carl und wendete sich gegen seinen, noch immer auf den Knieen liegenden Sohn. Mit jener, nur der Wahrheit eigenen Innigkeit des Herzens hielt er nun, in Gegenwart der ganzen zahlreichen Versammlung, und eines nicht minder zahllosen, alle Hallen des Tempels anfüllenden Volkes, mit lauter und kräftiger Stimme, an den künftigen Kaiser eine Rede, in welcher er ihn an die schweren Pflichten erinnerte, die sein hoher Beruf ihm auferlege, und über deren Erfüllung oder Nichterfüllung er einst dem König aller Könige strenge Rechenschaft werde abzulegen haben. Er fragte ihn hierauf, ob er alles, was er ihm jetzt vorgehalten, treu und gewissenhaft erfüllen wolle. Ludwig antwortete: „mit Freuden „will ich gehorchen, und unter dem göttlichen Beistand alles vollbringen, was Gott und mein Vater „mir geboten.“ Jetzt hieß Carl ihn an den Altar treten, und die darauf liegende Krone sich auf das Haupt setzen. Dies geschah; und ein dreimaliger, lange andauernder jubelnder Zuruf ward der Dollmetscher der treuen Gesinnungen des ganzen versammelten Adels, wie des gesammten anwesenden Vol-

kes. Ein römisches Hochamt ward hierauf gehalten, nach dessen Beendigung der feierliche Zug aus der Kirche wieder in die Kaiserburg zurückkehrte; der ehrwürdige, kaiserliche Greis abermals gestützt auf den Schultern seines Sohnes (Septbr. 813). — Dieser Tag war für Carl ein Tag der Freude; er traf an demselben auch wegen Italien die nöthige Verfügung, und verordnete, daß sein Enkel Bernard, Pipins Sohn, dieses Reich als König beherrschen sollte. — Der alte Kaiser behielt seinen Sohn noch einige Tage bei sich, und ließ ihn dann reich beschenkt wieder nach Aquitanien ziehen. Aeußerst rührend, und jedem Auge eine Thräne entlockend war der Abschied zwischen Vater und Sohn. Unter einem Strome heißer Thränen umarmten sich beide, drückten gegenseitig sich einander an die Brust, wiederholten auch mehrmals diese Umarmung, wohl ahnend, daß sie die letzte in ihrem Leben seyn würde.

11. Carl beschäftigte sich nun wieder wie gewöhnlich mit Staats- und Kirchen-Angelegenheiten. Die Resultate der verschiedenen, in diesem Jahre auf sein Verlangen gehaltenen Concilien wurden ihm auf dem so eben in Aachen gehaltenen Reichstag übergeben. Mehrere sehr weise Zusätze fügte er noch zu den Beschlüssen der Bischöfe hinzu, und erließ dann zu deren Vollziehung, in so weit sie der Unterstützung der weltlichen Macht bedurften, die erforderlichen Befehle. Ueberhaupt waren die, auf den Concilien dieses Jahres, von den Bischöfen gemachten Einrichtungen und Verordnungen größtentheils das Werk von Carls christlicher Regentenweisheit. — Im Spätherbst desselben Jahres belustigte sich Carl auch wieder einige Wochen mit der Jagd, und zeigte bei diesem, dem Kriege nicht ganz unähnlichen Waffenspiel eine Lebendigkeit *),

*) Das Waidwerk war damals ein ungleich kühneres

welche seine Umgebung zu der Hoffnung berechtigte, ihren geliebten Monarchen wenigstens noch einige Jahre in ihrer Mitte zu verehren. Aber gleich im Anfange des folgenden Jahres 814 verspürte er, als er gerade aus dem Bade kam, einen heftigen Fieberanfall. Wie er zu thun gewohnt war, wollte er auch jetzt das Fieber durch Fasten vertreiben, und arbeitete indessen mit Zuziehung einiger Syrer und Griechen an der Herstellung des Textes der vier Evangelien, eine Arbeit, die vielleicht manche Theologen jener Zeit, selbst bei gesunden Tagen, nicht hätten unternehmen mögen. Aber diesmal wollte das gewöhnliche Heilmittel nicht anschlagen. Das Uebel nahm zu. Carl enthielt sich noch immer der Speise, trank auch äußerst wenig, schwächte jedoch dadurch sich nur noch mehr. Ein gefährliches Seitenstechen kam endlich noch dazu, und warf ihn auf das Krankenlager. Am siebenten Tage ließ er den Bischof Hildebrand, den er vorzüglich ehrte, rufen, und von ihm sich mit den heiligen Sterbsacramenten versehen. Carl lebte noch den ganzen Tag und die folgende Nacht. Aber am andern Tage, des Morgens um 3 Uhr fühlte er, daß der Ewige ihn jetzt zu sich rufe. Nicht ohne große Anstrengung erhob er seine Rechte, und bezeichnete Stirn und Brust mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Er streckte hierauf noch einmal beide Hände gegen Himmel, faltete sie dann kreuzweise über der Brust, und verschied mit den Worten: „In deine Hände,

---

und gefährlicheres Geschäft, als heute zu Tage; denn außer dem niedern Wild jagte man vorzüglich auf Wölfe, Bären, Büffel und wilde Sauen. Zudem jagte der Adel zu Pferde mit Pfeil und Bogen, eine gewiß weit weniger sichere Waffe, als die heutige Jagdflinte mit doppelten Röhren.

o Gott, befehle ich meinen Geist!" — — So starb am 28. Jänner des Jahres 814 der große Carl, der erste Kaiser des neuen römisch-occidentalischen Reiches; der größeste und weiseste aller Weltbeherrscher vor und nach ihm, und das bis jetzt unerreichte, weil unerreichbare Ideal aller ächten Helden- und Monarchen-Größe. Zwei und siebenzig Jahre hatte er gelebt, und fünf und vierzig Jahre als König, und dreizehen als Kaiser geherrscht.

12. Noch am Sterbetage ward die kaiserliche Leiche, unter dem Wehklagen des ganzen Hofes, und aller Einwohner der Stadt, einbalsamirt und, da er wegen seines Begräbnisses nichts verordnet hatte, in der, von ihm erbauten, und der Mutter des Erlösers geweihten Kirche beigesetzt. In seinem härnen Unterkleide, und die Pilgertasche, die er auf seinen Wallfahrten zu tragen pflegte, an der Seite; aber über dieser Bekleidung, in dem vollen kaiserlichen Ornat, mit allen Insignien seiner hohen Würde geschmückt, ward er dort in der Gruft auf einen goldenen Stuhl in aufrechter Stellung gesetzt. Die Schultern ruheten an der Lehne des Sessels, und eine an das Diadem befestigte, goldene Kette hielt den Kopf in der Höhe. Die Lenden waren mit einem goldenen Schwert umgürtet; auf den Knieen lag ein goldenes Evangelienbuch, und in dem Diadem ein Stück des wahren Kreuzes unsers göttlichen Erlösers. Die Gruft ward hierauf, nachdem man sie mit einer Menge kostbarer Aromaten und großen Schätzen gefüllt hatte, geschlossen und versiegelt. Ueber dem prächtigen Schwibbogen des Eingangs in die Gruft setzte man Carls Bildniß, und unter dasselbe folgende Inschrift: „Hier ruht die Leiche Carls des großen und rechtgläubigen Kai-

sers, erlauchten Mehrers des fränkischen Reichs, das er fünf und vierzig Jahre mit Glück und Weisheit beherrschte. Er starb zwei und siebenzig Jahre alt, im Jahre des Herrn acht hundert und vierzehn, am acht und zwanzigsten Jänner *).

*) Kaiser Friedrich I., Rothbart genannt, ließ im Jahre 1165. in Gegenwart einer Menge geistlicher und weltlicher Großen, Carls geheiligte Reliquie durch die Erzbischöfe von Cöln und Lüttich erheben, und in ein noch ungleich prächtigeres Grab legen. In diesem Jahre erfolgte auch, obgleich durch den Afterpabst Guido, der den Namen Pascalis III. annahm, Carls Heiligsprechung, welche jedoch nachher von dem rechtmäßigen Pabst Alexander III. genehmigt ward.

XX.

1. Carls des Großen Charakter, Privatleben und Heiligsprechung. — — An keinen Namen der alten und neuen Geschichte knüpfen sich so große, ehrwürdige und Erstaunen erregende Rückerinnerungen, als an jenen Carls des Großen. Er ist der wahre Anfangspunkt einer neuen, ächt christlichen Aera, und zugleich der Mittelpunkt einer Schöpfung, die unter allen Stürmen eines ganzen Jahrtausends nicht völlig untergehen konnte. Ueberschaut man das so unendlich stoff- und thatenreiche Leben Carls; wirft man einen Blick auf die langen und blutigen Kriege, die er geführt, auf die vielen Schlachten, die er gewonnen, auf die wilden, von ihm bezwungenen und unterworfenen barbarischen Völker, auf die Städte, die er gegründet, auf die zahllosen öffentlichen Anstal-

ten, die er zum Wohl seiner Völker errichtet; sieht man ihn, wie er an der Spitze seiner Heere bald die Alpen, bald die Pyrenäen übersteigt, bald wieder im Herzen von Panonien, oder an den Ufern der Elbe, und an dem Gestade des baltischen Meeres, durch seine überall siegreichen Waffen, Schrecken und Staunen verbreitete, wie er alle Theile seiner ungeheuern Monarchie unabläſſig bereist, den Ackerbau belebt, den Gewerbsfleiß weckt, den Handel neu erschafft, Künste und Wissenschaften befördert; hier Kanäle, Häfen und Landstraßen anlegt, dort zum Schutz der Grenzen seines Reiches eine Menge neuer Festungen und Wachtthürme errichtet, mit seinem großen strategischen Ueberblick stets selbst die besten und richtigsten Punkte dazu wählt; dann wieder mit dem nämlichen, in alle Verhältnisse des kirchlichen, politischen und bürgerlichen Lebens, mit gleicher Weisheit eingreifenden Geiste, Bisthümer, Kirchen, Klöster, milde Stiftungen und gelehrte Schulen gründet; von den zahllosen, während seiner langen Regierung, gehaltenen Reichstagen und Concilien stets die Seele und das alles belebende Prinzip ist; selbst in dem prächtigen Rom, an dem Busen der Religion, und unter dem Genuß aller Schätze der Kunst, dennoch an die Bedürfnisse der unterworfenen Avaren, Obotriten, Sachsen ꝛc. denkt und dafür sorgt; ferner, mit welcher Leichtigkeit sein umfassender, durch nichts zu ermüdender Geist von dem Höchsten bis zum Niedrigsten herabsteiget, und von diesem wieder zu jenem sich erhebt, daher mit der nämlichen Hand, mit welcher er seinen, an Charakter, Sitten und Cultur so sehr verschiedenen Völkern Gesetze und Verfassung ertheilt, nun auch seinen Domänenverwaltern die Art und Weise verzeichnet, wie sie Federvieh mästen und die Eier aufbewahren sollen; wenn man dann noch bedenkt,

daß Carl mitten in dem Gewühl der wichtigsten Kriegs-, Staats- und Kirchen-Angelegenheiten, und bei seinem fortwährenden Eindringen in das kleinste Detail seiner Güterverwaltung, doch noch Zeit findet, unter der Leitung eines Petrus von Pisa, eines Clemens, und endlich des verdienstvollen, frommen Alcuins, förmliche Curse der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, der Geschichte, Mathematik, Astronomie ꝛc. zu durchlaufen, an dem dichterischen Genie eines Angelbert sein eigenes Dichtungstalent zu wecken, und nicht nur selbst Dichter, sondern auch einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit zu werden: Er, der in seiner frühesten Jugend nicht den mindesten Unterricht erhalten; und selbst schon zum Jüngling gereift, kaum des Lesens kundig, des Schreibens aber völlig unkundig war! Sieht man endlich gar, wie dieser, über ein ungeheures Reich mit ununterbrochener Thätigkeit waltende, Krieg, und Verwaltung, Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Ackerbau, Handel und Schifffahrt mit gleicher Kraft umfassende, und in sich vereinigende Monarch, doch noch im Herbste jedes Jahres, in den Cevennen, Ardennen oder Vogesen, mehrere Wochen nach Bären, Wölfen und wilden Auerochsen jagt, nachdem er den Frühlung und Sommer in rauhen Kriegslagern hingebracht, nun im Winter an seinem, durch ihn geschaffenen glänzenden Hofe, in dem Kreise seiner Familie, und ausgesuchter geist- und gemüthvoller Freunde, mit stets heiterem, für jede geistige Eindrücke empfänglichen Sinn, alle Vergnügungen des geselligen Lebens genießt; der glücklichste Gatte, der zärtlichste Vater und der gefühlvollste Freund ist — kurz, wenn man alles dies in einem großen, historischen Gemälde zusammendrängt, und dann staunend vor demselben steht; so geräth man fürwahr in die Versuchung zu glauben,

daß Carls ganze Lebens- und Regentengeschichte blos ein, aus der glühenden Einbildungskraft eines Dichters hervorgegangener, nicht selten in das wunderbare und phantastische hinüberspielender Heldenroman sey. — Aber sehr Vieles kann in einem zweiundsiebenzigjährigen Leben geschehen, besonders wenn jede Minute auf das genaueste berechnet wird, und ein solches Leben einem Menschen angehört, wie ihn die schaffende Allmacht nur äußerst sparsam, und kaum in dem Laufe mehrerer Jahrtausende zu erzeugen pflegt.

2. Carl war Feldherr, Gesetzgeber, Regent, Staatsmann, Beförderer der Wissenschaften, selbst gelehrt, und mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt; kurz, er war Alles in Allem, und zwar blos durch sich selbst; denn von seinen Zeitgenossen konnte er nichts lernen, zog vielmehr erst sein Zeitalter zu seiner eigenen Größe empor. Als Feldherr entwarf er ganz allein alle seine kriegerischen Plane, und bei der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner strategischen Combinationen, führte er sie auch stets mit der Kühnheit und Blitzschnelle eines Helden aus; und wenn seine Feinde ihn noch in Rom; Aachen, oder jenseits der Pyrenäen glaubten, stand er schon an der untern Donau, oder jenseits der Elbe. Aber dieser Held blieb stets Mensch und Christ, und selbst nach dem Tumult einer blutigen Schlacht, und unter dem wilden Siegesgeschrei seines Heeres hörte er noch die Stimme der Menschlichkeit; und man kann wohl sagen, daß jeder seiner Siege selbst für das Volk, das er besiegte, gewöhnlich eine Wohlthat war *).

*) Die Enthauptung einiger tausend Sachsen an der Aller war, wie wir schon in einem andern Abschnitte

3. Eben ſo allein; hoch und hehr ſteht Carl auch als Geſetzgeber da. Eines Theils aufgeklärt genug, um einzuſehen, daß die Geſammtmacht eines Staates blos auf der innern Entwickelung aller Staatskräfte beruhe; aber auf der andern Seite auch weiſe genug, um die lebendige Ueberzeugung zu fühlen, daß Gott ihn nur deßwegen an die Spitze ſo vieler Völker geſtellt habe, um auch der Beförderer deren zeitlichen, wie ewigen Wohls zu ſeyn, begann er damit, daß er zuerſt die vielen ungleichartigen Theile, aus welchen ſeine Monarchie beſtand, zu einem Ganzen verband, und alle eroberten Länder zu einem und demſelben Staatskörper organiſirte. Dieſem gab er aber alsdann auch ſolche Geſetze, wodurch der höchſte, alle einzelnen Zwecke der Menſchen, wie deren Würde und wahre Beſtimmung, umfaſſende Staatszweck, ſo viel als möglich erreicht werden konnte. Carls Geſetze und Verordnungen, die man Capitularia nannte, zeugen von wahrer Herrſcher-Weisheit, weil von einem reinen, ächt-chriſtlichen Sinn, und tragen daher auch ſämmtlich ein gewiſſes, nicht zu verkennendes kirchliches Gepräg. — Da es keine andere abſolute Wahrheit, als die geoffenbarte, und kein anderes poſitives Recht, als das göttliche gibt; Beides aber, völlig unabhängig von dem Wollen, Thun, Sinnen und Trachten der Menſchen, keine andere Quelle, als Gott ſelbſt hat; ſo kann und darf auch jede poſitive Geſetzgebung, wie alles poſitive Staats- und Völkerrecht nichts anderes ſeyn, als eine Entwickelung und bei

---

vollſtändig erwieſen, blos ein durchaus nothwendiger Akt ſtrenger Gerechtigkeit. Das damals noch ſo wilde unbändige Volk mußte lernen, daß die Menge der Verbrecher dem Verbrechen keine Strafloſigkeit verbürge.

ſtimmte Anwendung geoffenbarter Wahrheiten und göttlicher Gebote. Keine menſchliche Autorität kann und darf hierin etwas Anderes entſcheiden; ihr bleibt nichts übrig, als dieſer, von keinem vernünftigen, an Gott und Offenbarung glaubenden Weſen, abzuleugnenden Wahrheit ihre ſubjective Beſtätigung zu ertheilen. — Dieſen oberſten, aller Verfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung zur Baſis dienenden Grundſatz hat ſeit der Einführung des Chriſtenthums, das heißt, ſeit Conſtantin dem Großen, noch kein Monarch ſo klar eingeſehen, und ſo lebendig gefühlt, als Carl der Große. Nur mehr oder weniger waren, wie wir ſchon in frühern Bänden einigemal bemerkt, auch nach Einführung des Chriſtenthums, die Staaten ſelbſt chriſtlicher Völker immer noch heidniſcher Art geblieben. Carl war der erſte, der die Vertilgung und Umſtaltung des in dem Staatskörper noch vorfindlichen heidniſchen Stoffes, und die Durchdringung des Staates mit chriſtlichen Principien unternahm. In das Reich Gottes wollte er das irdiſche Reich verpflanzen; daher auch deſſen Inſtitutionen aus der Kirche hervorgehen, ſämmtlich ein chriſtlich-religiöſes Gepräg, und eine gewiſſe kirchliche Weihe erhalten ſollten. Kirche und Staat waren Carln nicht zwei, einander gegenüberſtehende, ſich gegenſeitig bedingende und beſchränkende Objekte; nein, Kirche und Staat betrachtete er als einen und denſelben großen, von dem Geiſte der Religion Jeſu neu geſchaffenen, belebten und zuſammen gehaltenen Körper, als ein Reich Gottes, in welchem der Pabſt und der Kaiſer, die Biſchöfe und die Großen dieſer Erde, die Gelehrten und Unmündigen, kurz, alle Claſſen und Stände der Menſchen in ihrer mannichfaltigſten Zergliederung, nur unter verſchiedenen Pflichten und Obliegenheiten, und nach der von Chriſto ſelbſt

geordneten Stufenfolge, ein gleiches himmlisches Bürgerrecht haben. Alle seine Gesetze, wie die Capitularien es erweisen, reducirt daher Carl stets auf die Präcepte des Evangeliums. Manche seiner Verordnungen haben oft gar nicht die gewöhnliche Form genau bestimmender, bindender Gesetze; sie sind vielmehr christlich-väterliche Ermahnungen und Vorstellungen. Carl nämlich nimmt darin irgend ein göttliches Gebot zu seinem Text, zeigt die Nothwendigkeit der Erfüllung desselben, und welche Gefahren für das Wohl des Staates mit der Nichterfüllung desselben verbunden sind. Hierauf erst läßt er seine Verordnung folgen, und gebietet nun um so ernster, ihr zu gehorchen, da ja das, was er verordne, auch an sich schon göttliches Gebot sey.

4. Die, nur kleinen Geistern eigene Systemsucht, und deren Streben, alles in eine und dieselbe Form, wie in Procrust's Bette, zusammen zu pressen, waren dem großen Carl fremd. Allen von ihm unterworfenen Völkern ließ er ihre Autonomie und eigenen Gesetze. Den Franken die Salischen und Ripuarischen, den Longobarden, Suaben, Bayern, Sachsen ꝛc. die Ihrigen. Was er that, war blos, daß er das Mangelnde ergänzte, das Fehlerhafte verbesserte, und, wie er überall zu thun pflegte, das Ganze dem Geiste des Christenthums entsprechend machte. Uebrigens gab Carl jedoch noch eine Menge neuer Gesetze, die für alle seine Völker gleich verbindlich waren. — Bei einem noch nicht, durch die große Mannichfaltigkeit seiner Beschäftigung, so vielseitig zersetzten, und daher auch in seinem Interesse, wie in seinen Verhältnissen nicht so vielfach getheilten Volke, ist die Verwaltung der Gerechtigkeit gewöhnlich auch sehr einfach. Die Vorsteher der Justiz waren die Grafen, und ihre

Gerichtshöfe bestanden aus zwölf von dem Volke gewählten Beisitzern. Wer, vor Gericht geladen, nicht erschien, mußte eine Geldstrafe zahlen. Die Vorladungen wurden von sieben zu sieben Nächten wiederholt, und für jedes Versäumniß ward die Strafe erhöhet. Advocaten, wie bei den Römern, gab es nicht. Jeder vertheidigte sich selbst; wer dies nicht vermochte, dessen Vertheidigung übernahm der Richter, oder gab ihm einen Beistand. Die Zeugen mußten unbescholtene Leute seyn, und einen guten Leumund haben; sie wurden von dem Grafen und dessen Beisitzern gewählt, und damit falsches Zeugniß gleich zu Schanden würde, sogleich von einander getrennt, und nur einzeln vernommen. Wer falsches Zeugniß mündlich oder schriftlich ablegte, verlor die rechte Hand. Die Todesstrafe war selten; aber schon weniger selten das Ausstechen der Augen, Aufschlitzen der Nase, Verstümmelung der Glieder, Verbannung, Einziehung der Güter, Geiselhiebe und Kerkerstrafe. Kirchenraub und Hochverrath zogen die Todesstrafe nach sich; eben so Vater-, Mutter- und Brudermord; auch der Räuber, wenn er zum drittenmale geraubt hatte, war des Lebens verlustig. Die meisten Verbrechen und Vergehen wurden mit Geld gesühnt, und die zum Tode Verurtheilten, für die es nun auch in den Kirchen keine Zufluchtsstätte mehr gab, gewöhnlich mit dem Strange hingerichtet. — Die Bischöfe waren die Richter der Geistlichen und Mönche; in gemischten Sachen ward von dem Bischofe und Grafen gemeinschaftlich entschieden. In Streitigkeiten über das Eigenthum galten bei jedem Volke dessen einheimische Rechte. Appellationen hatten keine Statt; außer wenn einer glaubte, daß ihm Unrecht geschehen; diese Fälle waren jedoch selten, weil die königlichen Sendboten alle Jahre die Graf-

schaften visitirten, und streng über unpartheiische Verwaltung der Gerechtigkeit wachten, auch Carl selbst seine Provinzen unaufhörlich bereiste, so daß der ungerechte Richter jeden Augenblick des Kaisers Ankunft zu befürchten, der Unterdrückte aber mit Zuversicht darauf zu hoffen hatte.

5. Nach der alten fränkischen Verfassung mußten die, von den Königen vorgeschlagenen Gesetze, bevor sie gesetzliche Kraft erhielten, erst auf den Maifeldern die Zustimmung des Volkes erhalten. Aber der weite Umfang des Reiches erlaubte nun nicht mehr, das gesammte Volk zu versammeln. Carl hatte also jetzt die ganz neue, den Alten völlig unbekannte Idee, das Volk durch Deputirten, welche aus jedem Gau genommen wurden, repräsentiren zu lassen; fürwahr, eine schöne und nachher auf die Bildung mancher europäischen Regierungsformen sehr einflußreiche Idee; nur darf die Wahl der Deputirten nicht unbedingt dem Eigensinn und Unverstand des Volkes überlassen seyn; sondern sie müssen, in der Voraussetzung, daß die, in jedem gut organisirten Staate durchaus nothwendige Gliederung noch Bestand hat, aus den Corporationen hervorgehen. Allen Wahlintriguen ist alsdann der Weg so ziemlich versperrt; und sollten dennoch dergleichen mit unterlaufen, so dürfen doch wenigstens die Deputirten von den, ihnen von ihren Corporationen ertheilten Instructionen nicht willkürlich abweichen. Indessen war unter Carl dem Großen, der ohnehin durch das Uebergewicht seines Geistes und seines Ansehens alles beherrschte, diese Volkssanction auf den Maifeldern blos eine leere Form, und im Ganzen genommen nur eine feierliche Art der Bekanntmachung der von ihm in Vorschlag gebrachten Gesetze.

6. Carls Seelengröße und hohem Geiste entsprach auch vollkommen dessen äußere beinahe riesenhafte Gestalt *). Nach Eginhard hatte er eine Höhe von sieben Fuß. Aber alle Dimensionen dieser colossalen, jedoch mit ungemeiner Würde getragenen Figur, standen untereinander in dem glücklichsten und schönsten Ebenmaße. Sein männlich schönes Gesicht, voll Geist und Seele, und seine offene, einladende Miene flößten Ehrfurcht, Liebe und Zutrauen ein. Aber von keines Menschen Antlitz strahlte vielleicht je noch solche Majestät, so viel Hohes und Erhabenes entgegen, als von Carls breiter, hochgewölbter Stirne, unter welcher eine schön gezeichnete, lange, etwas gebogene Nase scharf hervortrat. Sein großes, seelenvolles Auge schien jeden aufkeimenden Gedanken zu errathen; entflammte Carl aber in Zorn, dann war es unmöglich, seinem durchbohrenden Blicke Stand zu halten, und geschreckt floh jedes Auge, wie vom Blitz zerschmettert, vor demselben zurück. Bei feierlichen Gelegenheiten umschattete hoher Ernst, jedoch stets gemildert durch so manche Züge voll Anmuth und Güte, sein Gesicht, und sein Gang, seine Stellung, wie überhaupt seine ganze Haltung, er mochte stehen oder sitzen, verkündigten dann den Helden und mächtigen Weltbeherrscher. Ueberwältigend war der Eindruck, den seine Persönlichkeit auf jeden machte, der jedoch in etwas wieder geschwächt ward, sobald Carl den Mund öffnete, indem ein zu reiner,

*) Die vorzüglichsten Quellen sind Eginhard, mehrere Mönchschronicken, besonders der Monachus sangallensis und Egolismensis. Auch Theganus de gestis Lud. p. und Nithardus de dissent. Fil. Lud. P. enthalten manche merkwürdige Züge aus Carls Privatleben.

allzu hellklingender Ton der Stimme alsdann dem Ganzen nicht mehr recht zu entsprechen schien.

7. Nirgends war Carl froher, als im Kreise seiner Familie. Im Kampfe mit Natur und Empfindung wollte er nicht als ein Held erscheinen, und unschuldige Triebe des Herzens zu ersticken, schien ihm gerade nicht eine, jedem christlichen Monarchen durchaus nothwendige Tugend. Carl hatte also nacheinander mehrere Gemahlinnen, und obgleich er sie alle gleich zärtlich liebte, ward doch jede nach ihrem Tode gewöhnlich sehr bald wieder durch eine andere ersetzt *). Die erste war die eben so schöne,

*) Ohne die Himiltrude, von welcher man nicht recht weiß, ob sie mit ihm vermählt gewesen, und die Tochter des Königs Desiderius, von der er geschieden ward, hatte Carl nach einander sieben Gemahlinnen. Ohne besondere Dispens von ihrem Patriarchen, durften in der griechischen Kirche selbst die Kaiser nicht zu der dritten Ehe schreiten; aber die vierte, oder gar fünfte waren bei den Griechen nach kirchlichen Gesetzen nicht erlaubt. Nachsichtsvoller war hierin die abendländische Kirche. Wessen Frau gestorben war, konnte auf das Neue freien, ohne Rücksicht darauf, ob es seine dritte oder vierte Gattin werden würde. Unstreitig konnte man einem, für das Wohl der Kirche und seiner Völker so rastlos wirksamen, und dabei so ungemein lebenskräftigen Monarchen, wie Carl, es weit eher, wie jedem Andern gönnen, für seine, stets mit großen Sorgen und Entwürfen geschwellte Brust, an der Seite und in den Umarmungen einer keuschen Gattin einige Erholung und Ruhe zu suchen. Uebrigens ist nicht Alles, was ein großer Mann, oder ein Heiliger thut, auch deßwegen schon groß, oder heilig; und sie möchte vielleicht wohl allzugroße Frauenliebe in dem sonst so edeln, erhabenen, und völlig fleckenfreien Charakter Carls des Großen immerhin eine kleine Schattenseite bilden.

als sanfte und tugendhafte Hildegardis, mütterlicher Seits ein zarter Sprößling aus dem alten, edeln Geschlechte der ehemaligen Herzoge von Allemanien (Schwaben). Sie gebar ihrem Gemahl acht Kinder, nämlich fünf Söhne und drei Töchter. Von den Söhnen starben die zwei zuerstgebornen schon in ihrem zartesten Alter; die am Leben gebliebenen waren Carl, Pipin und Ludwig; die drei Töchter hießen Rothrudis, Bertha und Gisla. Auf Hildegardis folgte im Jahre 783 des ostfränkischen Grafen Radolfs Tochter Fastrada. Sie machte Carln abermals zum Vater von zwei Töchtern, Namens Theodecada und Hiltrudis. Als Fastrada im Jahre 794 starb, ersetzte ihre Stelle ein edles, schwäbisches Fräulein, Namens Luitgardis, die jedoch ihrem Gemahl keine Kinder gebar. Mit diesen drei Gemahlinnen hatte Carl nicht nur sein Bett, sondern auch seinen Thron getheilt. Aber sehr wichtige Staatsrücksichten erlaubten ihm nun nicht mehr, auch jenen vier Frauen, mit welchen er, nach Luitgardens, im dem Jahre 800 erfolgten Tode, nach einander in eheliche Verbindung trat, ebenfalls königlichen Rang, Titel, Würde und alle damit sowohl für sie, als deren Kinder verbundenen Rechte und Ansprüche zu ertheilen. Die Erbfolge nämlich nach dem Recht der Erstgeburt war damals noch nicht eingeführt. Gleich einem Privatgut wurden auch ganze Länder und Reiche unter den sämmtlichen Söhnen eines Monarchen vertheilt; und nun mußte Carl mit Recht befürchten, daß, wenn er viele männliche Erben hinterließ, die fränkische Monarchie durch Theilung zu sehr zerstückt, mithin das durch Zersplitterung seiner Kräfte allzu sehr geschwächte Reich seinen Feinden, und den vielen, es umgebenden wilden barbarischen Nationen keinen kräftigen Widerstand

mehr würde leisten können. Diesen, für sein eigenes Haus, wie für seine Völker gleich verderblichen Folgen zuvorzukommen, hatte Carl kein anderes Mittel, als seine künftigen Frauen sich, wie man heutiges Tages zu sagen pflegt, auf die linke Hand antrauen zu lassen. Die Kirche erkennt solche Ehen als rechtmäßig, sobald sie nur nach den, von ihr gegebenen Vorschriften und Formen geschlossen sind. In Frankreich wurden später und bis auf unsere Zeiten, ähnliche Heirathen mariage de conscience genannt *). Wenn übrigens Eginhard Carls drei letztere Frauen Concubinen nennt; so war damals mit dieser Benennung die, ihr heut zu Tage anklebende Schmach noch nicht verbunden. Man hatte zu jener Zeit für eine morganatische Heirath noch kein eigenes, die Sache genau bezeichnendes Wort; analogisch bediente

*) Den Ausdruck mariage de conscience in dem Sinne, in welchem man ihn zu den Zeiten Ludwigs XIV. nahm, und auch noch heut zu Tage in Frankreich nimmt, darf man nicht verwechseln mit dem, was in dem jure canonico matrimonium conscientiae genannt wird. Dies Letztere verwirft die Kirche, weil eine solche Verbindung, mit Umgehung aller kirchlichen Gebote und Vorschriften, blos auf der gegenseitigen, vorgeblich unerschütterlichen Treue und Redlichkeit beruhet. — Was aber jetzt in Frankreich eine mariage de conscience heißt, ist eine förmliche, kirchliche Ehe, die aber, obschon sie wegen des, zwischen beiden Partheien obwaltenden allzugroßen Unterschieds der Geburt, des Standes und des Ranges nicht hätte statt haben sollen, dennoch blos deßwegen geschlossen ward, weil Religion und Gewissen keinem Theile erlaubten, mit dem Andern in einer andern, als wahrhaft ehelichen, nach den Vorschriften der Kirche, eingegangenen Verbindung zu leben.

sich also Eginhard der Ausdrücke: Concubinen und Concubinat, und verband mit dem letztern, in politischer oder bürgerlicher Hinsicht, den alten römischen Rechtsbegriff, dem zufolge der Concubinat ein gesetzlicher Zustand war, aber für solche Frauen, wie für die mit ihnen erzeugten Kinder nicht die bürgerliche, oder politische Wirkung gewöhnlicher, vollkommen rechtskräftiger Heirathen hatten *).

*) Die Hauptfrage, worauf es hier ankommt, ist, ob Carl seine drei letztern Frauen wirklich nach der Vorschrift der Kirche geehliget hatte Dies ist gar nicht zu bezweifeln. Beweise dafür sind schon seine eigenen, gegen das Laster der Unkeuschheit unter allen Formen desselben, erlassenen, scharfen Gesetze. Wollte man die Sache auch nur aus dem Gesichtspunkt gewöhnlicher Weltklugheit betrachten; so läßt es sich schen gar nicht denken, daß ein so weiser und kluger Regent, wie Carl, selbst das erste und schreiendste Beispiel der höchsten Verachtung seiner eigenen Gesetze gegeben, und dann an den nämlichen Schandpfahl, an welchen er unzüchtige Dirnen und Männer zu binden befahl, gleichsam seine eigene Person sollte gestellt haben. Zudem ging dieser gottesfürchtige Monarch gewöhnlich an großen Festtagen zu dem Tische des Herrn; und wie könnte man nun glauben, daß der so rechtgläubige, von allen Wahrheiten der Religion eine so lebendige Ueberzeugung fühlende Carl sich einer so schrecklichen, furchtbaren Entweihung des allerheiligsten Altarssacramentes sollte schuldig gemacht haben; eine Entweihung, die selbst in den Tagen eines völlig erloschenen Glaubens dennoch Keiner, den Wollust auf dergleichen Abwege geführt, sich bis jetzt noch erlaubt hat. Geschreckt durch die Stimme ihres Gewissens, halten sich solche von den Sacramenten der Kirche gewöhnlich entfernt. — Nicht Carls Zeitgenossen, nur den bald darauf folgenden Jahrhunderten war die Schmach vorbehalten, durch allerlei theils boshaft, theils leichtsinnig ersonnene

8. Carls vier letztere Frauen hießen Mathelgarde, Gerswinda, Regina und Adelwinde. Die erstere ward Mutter einer Tochter, Namens Rothildis. Mit der zweiten erzeugte Carl zwei Söhne, Drogo und Hugo und eine Tochter, Namens Adeltrude; mit der dritten eine Tochter, Adelinde; und von der vierten ward er abermals mit einem Sohne, Namens Theodorich beschenkt. Carls Familienkreis bestand demnach aus vierzehn Kindern, edle Sprossen eines kräftigen, himmelanstrebenden Stammes; die Söhne, lauter wohlgestaltete, hoffnungsvolle Jünglinge; die Töchter, alle in blühender Schönheit, und geschmückt mit jeder Grazie des edelsten Anstandes. In der Erziehung seiner Kinder machte Carl nicht den mindesten Unterschied; nur daß jene, welche nicht successionsfähig waren, frühzeitig gewöhnt wurden, jeder Hoffnung auf Herrschaft und Ländertheil zu entsagen; aber dafür weckte und spornte Carl ihren Fleiß in Erlernung der Wissenschaften durch die nahe und sichere Perspektive auf Bisthümer und die höchsten Würden der Kirche, wie auch nachher wirklich Drogo und Hugo Erzbischöfe wur-

---

Anecdoten, das Andenken des großen Kaisers zu beflecken. Aber alle in dem neunten Jahrhundert blühenden Geschichtschreiber, Thegan, der Mönch von St. Gallen, jener von Angouleme, (Egolismensis) der Anonymus, Nithard ꝛc. ertheilten Carls hervorleuchtender Frömmigkeit gebührendes Lob, und der große Bossuet endlich nennt ihn: „un Prince très chretien dans toutes ses actions, malgrè les reproches des siècles d'ignorance. Ein Lobspruch, einem Monarchen achthundert Jahre nach seinem Tode ertheilt, ist wahrhaftig keine Schmeichelei, und in dem Munde eines Bossuets auch gewiß kein leeres, sinnloses Wort.

den, der eine von Mainz, der andere von Cambray, und Theodorich außer mehrern sehr einträglichen Pfründen auch die reiche Abtei von St. Quentin erhielt. Aber in seiner Liebe zu allen seinen Kindern machte Carl nicht den mindesten Unterschied, und da ohnehin unter seinen Töchtern politische Rücksichten keine Scheidelinie ziehen konnten; so erschienen sie an festlichen Tagen stets sämmtlich gleich reich geschmückt, und jede in dem vollen, eine geborne Fürstin umstrahlenden Glanze. Gleich den Söhnen, genossen auch die Töchter den nämlichen wissenschaftlichen Unterricht; aber nebenbei mußten sie, unter der Aufsicht der Mutter, auch alle weibliche Händarbeiten erlernen, und Spindel, Kunkel und Webstuhl blieben keiner derselben fremd. War Carl gezwungen, den Winter über bei seinem Heere im Felde zu bleiben; dann ließ er gewöhnlich seine ganze Familie zu sich kommen; auch auf allen seinen Reisen mußte sie ihn begleiten; die Söhne neben ihm zu Pferde in ritterlichem Schmuck; die Gemahlin und Töchter in vergoldeten Senften von Maulthieren getragen, und umgeben von einer, sie schützenden Schaar der königlichen Leibwache. Diese letztere bildete ein kleines stehendes Heer, lauter Kerntruppen, und zahlreich genug, um einen Feldzug zu eröffnen, bevor noch der Heerbann sich versammelt hatte, oder den Krieg, wenn die Hauptsache geschehen war, nach schon geschehener Auflösung des Heerbannes, noch völlig zu beendigen; Carl brauchte sie auch zu Besatzungen in eroberten Städten, bedeutenden Festungen, und dem gewöhnlich sehr beschwerlichen Cordons-Dienst. Sie bestand aus lauter rüstigen, kühnen und kampflustigen Männern, die den Krieg zu ihrem ausschließlichen Geschäft gemacht hatten, um unter den Augen des gekrönten

Helden sich Ruhm, Ansehen und Reichthümer zu erwerben.

9. Daß Carl keine seiner Töchter vermählte, daran war nicht eine, ihm zum Vorwurfe gereichende, unlautere Liebe Schuld *). Der Grund lag theils in der damaligen Beschaffenheit der europäischen Regentenhäuser, theils auch in Carls kluger, seinen scharfen Blick in die Zukunft abermals beurkundenden Politik. Als Irene für ihren Sohn, den Kaiser Constantin VI. die Prinzessin Rothrudis begehrte, ward sie mit demselben sogleich verlobt, und nur Irenens herrschsüchtige Eifersucht auf ihren Sohn, lößte wieder das schon geknüpfte schöne Band. Aber des angelsächsischen Fürsten Offa's Bewerbung, um eine carolingische Prinzessin für seinen ältesten Sohn Eagfried, mußte Carl zurückweisen, da ein, mit dem Blute so vieler Könige befleckter, und unter den unaufhörlichen Empörungen unruhiger Thans, stets schwankender Thron wahrhaftig für keine seiner Töchter ein sehr beneidenswerthes Loos gewesen wäre. Noch weniger durfte er seine Töchter fränkischen Herzogen oder Grafen zu Gemahlinnen geben. Carls Haus war noch nicht hinreichend auf dem Throne befestiget, und

*) Ueber diese schändlichste aller schändlichen Verläumdungen, so wie über Alles, was darüber in Geschichtsbüchern, Memoiren, und Romanen gefaßelt und nachgefaßelt ward, mögen wir um so weniger hier ein Wort verlieren, da Herr von Raumer, in seiner trefflichen Darstellung des Hoflebens Carls des Großen, diese eben so absurde als ekelhaft boshafte Klatscherei schon hinreichend gerüget, und die, wie er sich so ungemein passend ausdrückt, „an die Hofscandale des achtzehnten Jahrhunderts gewöhnte Geschichtschreibung“ wie es gebührt, zurecht gewiesen hat.

seine Dynastie noch zu neu, als daß nicht die, aus alten herzoglichen Geschlechtern abstammenden fränkischen Großen sich den Carolingern an Adel ebenbürtig, und mit der Hand einer carolingischen Prinzessin auch gewisse Ansprüche erhalten zu haben hätten glauben sollen; Ansprüche, die man freilich, so lange Carl lebte, würde haben ruhen lassen, die aber nach seinem Tode wahrscheinlich seinen Nachfolgern desto verderblichere Händel herbeigezogen hätten. Carls weise Vorsicht hierin ward, wie wir in der Folge sehen werden, vollkommen gerechtfertiget. Auch Herzog Boso war ein treuer Unterthan und Lehnsmann Carls des Kahlen; als dieser ihm aber eine carolingische Prinzessin zur Gemahlin gegeben hatte, ward des Herzogs Ehrgeiz geweckt, und dieser riß ihn nun bald von Frevel zu Frevel hin; so daß er nicht ruhete, bis er seinem Herrn und Wohlthäter ganz Burgund geraubt, und sein und seiner Gemahlin stolzes Haupt mit einer Königskrone geschmückt hatte. Die Nichtvermählung seiner Töchter mochte jedoch für Carl einige, leicht vorübergehende Unannehmlichkeiten gehabt haben. Nichts ist natürlicher, als daß die, durch Jugend, Schönheit, Geist und Witz, ausgezeichneten liebenswürdigen Prinzessinnen, an ihres Vaters glänzendem Hofe, unter dem zahlreichen, stolzen, jungen fränkischen Adel sehr viele Anbeter müssen gefunden haben; und sollte es nun auch geschehen seyn, daß hie und da eine dieser jungen Fürstinnen in ihrem leichten, jugendlichen, frohen Sinne etwas über die Grenzen strengen Wohlstandes hinausgeschweift wäre, und nicht, wie Pflicht es gebot, auch den sanften Regungen ihres Herzens hätte gebieten können; so wäre freilich dieses immer ein Fehler, aber gewiß ein, wenigstens vor menschlichem Tribunal, sehr verzeihliger, und die zarteste Schonung und Nach-

sicht verdienender Fehler gewesen. Eginhard drückt sich hierüber sehr dunkel und unbestimmt aus; und gerade dies gab nachher zu desto breitern und desto mehr lästernden Commentaren die Veranlassung *). Zudem mag es auch unter der damaligen zahllosen Hoffamulistik, und unter den vielen darunter befindlichen Lakaien-Seelen, an einer, theils aus Klatscherei entstandenen, theils boshaft ersonnenen scandalösen Chronik von Hofanecdoten nicht gefehlt haben; nur Schade, daß derlei Geklatsch in spätern Zeiten sogar in die Geschichte, oder vielmehr in Geschichtsbücher überging. Uebrigens ist von Allem, was man über diesen, ohnehin schon höchst delicaten Gegenstand, ins Grüne und Blaue hineingeschrieben, schon sehr vieles als offenbare Fabelei erwiesen, wie z. B. Eginhards und Emmas berühmte Schneegeschichte **). Ueberhaupt mußte

*) Eginhards Worte sind: „ac propter hoc (wegen der Nichtvermählung) licet alias felix, adversae fortunae malignitatem expertus est". Zwei von Carls Töchtern sollen, die eine mit Eginhard, die andere mit Angelbert, heimlich vermählt gewesen seyn. Ist dem so, so mußte freilich Carl solche gar zu große Mißheirathen einen Augenblick als wahre Familien-Unfälle betrachten, die jedoch, da er alles gehörig zu würdigen, mithin vielleicht auch Seelenadel ebenso sehr als Geburtsadel zu schätzen wußte, weder sein häusliches Glück stören, noch den schönen, heitern Abend seines Lebens trüben konnten.

**) Diese alberne Lakaien-Anecdote beruhet einzig und allein auf dem schwachen Zeugniß einer Chronik aus dem zwölften Jahrhundert (Sirmondi hist. des Franc. T. II. p. 407.) Mithin aus einer, schon wieder in grobe Unwissenheit versunkenen Periode, wo man immer mehr und mehr anfieng, Carls Leben und Charakter, nach dem jedesmaligen Geschmack des dummen und rohen Zeitalters auf mancherlei Weise zu besudeln.

Carls oft an das Wunderbare grenzendes, thatenvolles Leben schon in den gleich darauf folgenden Jahrhunderten zu allen Mährchen, Fabeleien, Liebes- und Helden-Romanen den Stoff hergeben.

10. Carl wollte nicht von dem Fette seines Landes zehren; aber auch eben so wenig ein Pensionär seiner Unterthanen werden. Eine treue und verständige Domainenadministration ward also ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit. Beinahe alle Regentenhäuser, wie die Geschichte aller europäischen Staaten es nachweißt, gingen aus den Geschlechtern reicher, und durch ihren Reichthum vorher schon ziemlich unabhängiger, adeliger Grundeigenthümer hervor; aber was einer Sache ihr Entstehen gibt, ist gewöhnlich auch das Mittel ihrer Erhaltung. Diesem Grundsatze zufolge wollte Carl nun auch der größte und reichste Gutsbesitzer bleiben, ging daher in das kleinste Detail der Verwaltung ein, und sein capitulare de villis et curtis Imperatoris beweißt, daß er von Feld- und Gartenbau, von Viehzucht, Jagd, Fischerei, und selbst von der Fabrication der auf seinen Gütern erzeugten Stoffe gleich gründliche Kenntnisse hatte. Carl war in seinem Reiche der erste Landwirth, der beste Fabrikant, und in gewisser Hinsicht auch der reichste und geschäftsvollste Handelsmann. Die Franken nämlich, trotz Carls Bemühungen, auch den ausländischen Handel zu beleben, kannten denselben wenig, oder gar nicht; eine Ausnahme machten blos Arles, Narbonne, Marseille und noch einige andere Städte des südlichen Frankreichs. Alle ihre ausländischen Bedürfnisse ließ sich die Nation von den Fremden zuführen. Die Friesen brachten ihr die, bei den Franken so beliebten friesischen Röcke, Mäntel und Pelzwerke: die Engländer, Eisen,

Zinn, Blei, Leder und Jagdhunde; Spanien sandte Pferde und Maulthiere; Italien, Weine, Marmorplatten und mancherlei Kunstwerke; und Africa und der Orient endlich versahen die Franken mit heilenden Kräutern, Weinen, Olivenöl, egyptischem Papier *), Perlen, Edelsteinen, seidenen Stoffen, und kunstvollen Stickereien in Gold und Silber ꝛc. Nur der innere Handel mit den Produkten des eigenen Landes war den Franken bekannt; und so ward nun derjenige, welcher die meisten und einträglichsten Güter besaß, auch der erste und reichste Handelsmann im Reiche. — Mit dem, was auf den königlichen Landgütern erzeugt und gewonnen wurde, ward zuerst Carls Hof, und zwar bis zum Ueberfluß, versorgt; aber alles, was nach Abzug der, zum Unterhalt des auf den königlichen Maierhöfen befindlichen, zahlreichen Dienstpersonals, nöthigen Naturalien übrig blieb, ward auf die nächst liegenden Märkte gebracht, und dort verkauft. Am ersten Tage des Jahres ward Carln ein sehr genaues, vollständiges Verzeichniß von dem noch vorhandenen Ertrag des verflossenen Jahres vorgelegt, und Carl war hierin so pünktlich, daß seine Verwalter sogar die Eier zählen, und deren vorhandene Quantität in ihren Verzeichnissen aufführen mußten. Der Erlöß davon ward dann regelmäßig gegen Ostern in die königlichen Kassen abgeliefert. Die Einkünfte des großen, beinahe einen ganzen Welttheil beherrschenden Carls, bestanden demnach blos in dem Ertrag seiner Domänen, in den, damals sehr mäßigen Zöllen, im Tribut zinsbarer Völker, und den, zwar dem Namen nach freiwilli-

*) Bis in das eilfte Jahrhundert kannte man in dem Abendlande kein anderes, als ägyptisches Papier. (Abbè Velly, hist. de Fr. T. I. p. 503.)

gen, aber durch langes Herkommen gesetzlich gewordenen jährlichen Geschenken großer und kleiner Vasallen. Hierzu kam noch eine ziemlich unbedeutende, aus den Römerzeiten herrührende Abgabe, deren Natur und Beschaffenheit man nicht kennt; und diese Einkünfte reichten Carln hin, nicht nur eine, einer kleinen Armee ähnliche Leibwache, und einen ungemein zahlreichen und glänzenden Hof zu unterhalten, sondern auch noch ungeheure Summen unter Kirchen, Klöster und die Armen in seinem Reiche zu vertheilen, und selbst außereuropäische Länder, wie z. B. Egypten und Syrien, die Wirkungen seiner, alle Vorstellung übersteigenden Milde und Wohlthätigkeit empfinden zu lassen.

11. Seit der erlangten Kaiserwürde hatte Carl seinen Thron um mehrere Stufen erhöhet, auch denselben mit einem ungleich größern Glanze, als bisher, umgeben. Mehrere Gründe machten dies nothwendig. Bei den vielen, beinahe ununterbrochen hin und hergehenden griechischen Gesandtschaften, durfte Carl auch in Ansehung der äußern Pracht nicht hinter dem Hofe von Constantinopel zurückbleiben. Zudem war auch ein großer, die Sinne blendender, und nur einem sehr mächtigen Monarchen möglicher Luxus durchaus jetzt nothwendig, um sowohl Carls eigenen Völkern, als auch den vielen, aus allen Ländern unabläßig nach seinem Hofe hinwogenden Fremden, besonders den Fürsten und Gesandten barbarischer Nationen, den möglichst-höchsten Begriff von der neuen occidentalischen Kaiserwürde beizubringen *). Aber bei

*) Carls zahlreicher und glänzender Hof bestand aus drei Klassen. Zu der ersten gehörten alle, der laufenden Geschäfte wegen, an dem Hoflager befindlichen Bi-

allen diesem, seinen Thron und seinen Hof umgebenden Nimbus einer beinahe orientalischen Pracht, liebte doch Carl für seine Person nichts so sehr als Einfachheit und Prunklosigkeit. Sein Rock, von ganz gemeinem friesischem Tuch, war nicht besser, als der des Niedrigsten aus dem Volke. Eben so auch der Pelz, den er während der strengen Wintersjahrszeit trug. Nicht minder einfach und bescheiden war auch seine Tafel eingerichtet. Ueppigkeit und Ueberfluß hielt er nicht für ein königliches Prärogativ. Im Essen, wie im Trinken hielt er Maaß; aber das Fasten fiel ihm beschwerlich, weil sein kräftiger Körper bei einer großen, durch seine rastlose Thätigkeit, erzeugten Lebensconsumtion, auch starke und nährende Speisen erforderte. Gewöhnlich speißte er blos mit seiner Familie, und nur Wenige seiner vertrautesten Freunde zog er dann an seine Tafel. Nie wurden mehr als fünf Gerichte aufgetragen, unter welchen jedoch täglich sein Lieblingsgericht, nämlich ein am Spieß zubereiteter Wildbraten seyn mußte. Nur unter dem Essen trank er einigemal; aber nie in den Zwischenzeiten. Während der Tafel ward vorgelesen, entweder aus der Geschichte untergegangener Völker, besonders der Römer und Griechen, oder auch aus den Schriften heiliger Kirchenväter, vorzüglich des hei-

schöfe, Prälaten, hohe Kriegs- und Civil-Beamten; zu der zweiten, die Gelehrten und das zahlreiche Personal der Hofschule; und endlich zu der dritten gehörte die ungeheure Menge der, verschiedener Geschäfte und mancherlei Zwecke wegen, an dem Hofe stets anwesenden Fremden, Deutsche, Franzosen, Sachsen, Brettonen, Aquitanier, Spanier, Römer, Longobarden ꝛc., die sämmtlich in ihren Nationaltrachten gleichsam alle, Carls Scepter unterworfenen Völker repräsentirten.

ligen Augustinus, dessen enthusiastischer Bewunderer und Verehrer er war. Eines Tages, als einige Stellen aus diesem großen Kirchenlehrer wieder einen ganz besondern Eindruck auf ihn gemacht hatten, rief er plötzlich aus: „Ach wie glücklich wäre ich, „wenn ich nur zwölf Männer, wie Augustinus „hätte.“ — Alcuin war gegenwärtig, und erwiederte sogleich: „Gott, der Schöpfer Himmels und „der Erde begnügte sich mit einem einzigen Au„gustinus, und Ew. Majestät wollen gar ihrer „zwölfe haben.“ — Nach der Tafel pflegte Carl eine Stunde zu schlafen; er ließ sich dann die Schuhe ausziehen, und legte sich auf sein Bette; aber dafür stand er auch sehr oft des Nachts auf, um entweder, bei der um ihn her herrschenden Stille, in ungestörtem Gebete sein Herz vor Gott auszugießen, oder auch weil große Sorgen und Entwürfe seinen Geist beschäftigten, oder endlich um bei unumwölktem Himmel nach den Sternen zu schauen. — Diese ganz einfache Lebensweise ward jedoch mehrmals im Jahr unterbrochen, nämlich an Gallatagen, oder großen Kirchenfesten, als Ostern, Weihnachten, Pfingsten ꝛc., wo gewöhnlich die ohnehin ununterbrochen herbeifluthende Menge von Fremden immer noch mehr anschwoll. An solchen Tagen erschien Carl in einem seidenen, mit Gold gestickten Kleide; seine Schuhe waren mit kostbaren Juwelen besetzt; eben so der Griff und das Gehäng seines Schwertes; eine goldene, mit orientalischen Perlen eingefaßte Schnalle befestigte den Kaisermantel über seinen Schultern, und eine goldene, mit den edelsten Steinen gezierte Krone schmückte sein Haupt. Gleich der Mittagssonne strahlte dann Carl im Kreise seiner Familie und der zahllosen, ihn umgebenden Helden und Großen seines Reiches. An der, an solchen Festen sehr reich besetzten Tafel, herrschten

dann auch Pracht und Ueberfluß. Oft ward an mehrern Tafeln gespeißt; denn die Zahl der Geladenen war gewöhnlich sehr groß, und die heitere Miene des Kaisers ermunterte zu zwangloser, jedoch anständiger Fröhlichkeit. Sogar Musik und Pantomimen, an welchen letztern selbst Carl, obgleich blos aus Schonung für die Andern, Gefallen zu haben sich stellte, ergötzten die Gäste während des fröhlichen wahrhaft kaiserlichen Mahls *). Zu den Hofbelustigungen gehörten alsdann, außer Musik und Pantomimen, auch Würfel- und Ritterspiel.

*) So heiter und herablassend auch Carl bei solchen Gelegenheiten war, so verlor er dabei doch nie jene edle, der Majestät geziemende Haltung. Ueberhaupt forderte Carl sehr streng von jedem eine genaue Beobachtung des seinem Range und seiner Würde entsprechenden Anstandes; bei keiner Gelegenheit durfte dieser verletzt werden. Einst hatte er einem noch jungen Manne aus seiner Umgebung, den er wirklich schätzte, ein so eben erledigtes Bisthum gegeben. Der neue Bischof, nachdem er dem Kaiser gedankt hatte, eilte sogleich nach seiner künftigen Residenz. Sein Diener hatte ihm ein Pferd vorgeführt und, damit er es desto bequemer besteigen könne, ganz nahe an eine Treppe gestellt; aber der geübte, bischöfliche Reiter verschmähete diese Bequemlichkeit, schwang sich mit der Behendigkeit eines Kunstreiters auf das Pferd, und galoppirte davon. Unglücklicher Weise für den noch nicht consecrirten Bischof war der Kaiser an das Fenster getreten, und hatte das Kunststück gesehen. Auf der Stelle ließ er dem vermeintlichen Bischof nacheilen, und ihn wieder zurückkommen. Als er bei ihm eintrat, sagte Carl: „wie ich gesehen, seyd Ihr „ein sehr rüstiger, flinker und gewandter Reiter, den „ich wahrscheinlich in meinem Kriegsheere besser, als „in der Kirche brauchen kann. Schlaget Euch also „für jetzt das Bisthum aus dem Sinne, und bleibt „noch einige Zeit in meinem Gefolge.“

Aber an nichts fand Carl größeres Vergnügen, als an der Jagd, die ohnehin seine Franken leidenschaftlich liebten; besonders weil stets einige Gefahr damit verbunden war; denn ein ganz gefahrloses Vergnügen konnte für die damals so kriegerische Nation keine Belustigung seyn. Carl selbst suchte bei solchen Jagdparthieen nicht selten gerade den gefahrvollsten Kampf. Eines Tages sprengte er ganz allein auf einen, durch Größe und Wildheit ausgezeichneten Auerochsen an; verfehlte aber den, mit seinem Schwerte nach dem Nacken der Bestie geführten Streich. Das Thier, nur noch wüthender gemacht, ging jetzt auf Carln los, und verwundete ihn mit den Hörnern am untern Schenkel oberhalb des Kniees; zum Glück, daß das dichte und feste Leder der Beinkleider und hohen Stiefelkappen ihn schützte. Die Wunde war unbedeutend, und ein in Ungnade gefallener Franke, Namens Eisenbart, lief schnell herbei, und tödtete den Ochsen mit seiner Lanze. Carl gab nicht zu, daß man die Wunde auf der Stelle besichtigte. Aber in seinem Palaste wieder zurückgekommen, ging er in das Gemach Irmengards, der Gemahlin seines Sohnes Ludwig, erzählte derselben, was vorgefallen war, zeigte ihr die Spuren der Hörner des wilden Thiers, und fragte sie dann, was dem gebühre, der seinen Herrn von solcher Gefahr befreit hätte. „Alles nur mögliche Gute" war Irmengards Antwort. Dies war es gerade, was Carl schon im Sinne hatte, und der jetzt wieder zu Gnaden aufgenommene Eisenbart ward nun bald ein reicher und angesehener Mann.

12. So mäßig, einfach und prunklos auch Carl in Allem war, begnügte er sich doch nicht mehr mit der gar zu einfachen, und gewiß auch

gar zu geschmacklosen Bauart der Schlösser und Wohnhäuser seiner Vorfahren. Der öftere Anblick der römischen Kunstschätze, und der vielen, eben so geschmackvollen, als prächtigen Kirchen und Paläste hatte den, ihm eigenen natürlichen Schönheitssinn, und seine Liebe zur Baukunst geweckt. Zudem fehlte es auch, bei dem sich jetzt immer mehr erweiternden Umfange des Reiches, allen diesen Schlössern an Raum, besonders wenn er auf einem derselben einen Reichstag halten wollte, Carls zahlloses Gefolg, und die zur Reichsversammlung herbeieilenden Großen nur zu fassen, vielweniger zu beherbergen. Wie mit einem Zauberschlage verpflanzte er also jetzt Italiens Paläste an die Ufer des Rheins, die er ohnehin durch seine öftere und lange Gegenwart zu dem wieder umschuf, was sie durch die vielen, von den Römern allda angelegten Pflanzstädte schon in den frühesten Zeiten waren, nämlich zu einem Sitze der blühendsten Landescultur und aller Reize einer, an ländlichen Schönheiten unerschöpflich reichen Natur. Auf den lachenden Höhen von Ingelheim erhob sich nun bald ein, auf hundert römischen Granitsäulen ruhender, ungemein geräumiger, Pracht, Eleganz und Bequemlichkeit in sich vereinigender, Palast *); und

*) Eine genaue Beschreibung des, von Carl dem Großen zu Ingelheim erbauten Palastes, mit einer beigefügten Zeichnung der noch vorhandenen Ruinen, findet man in dem ersten Bande der Memoiren der, von dem großen und weisen Churfürsten Carl Theodor, zu Mannheim gestifteten Academie der Wissenschaften. — In dem Jahre 1831 sollen die letzten Ueberreste dieses Palastes eingestürzt seyn; also gerade zu einer Zeit, wo auch die letzten morschen Pfeiler des, von Carl dem Großen vor tausend Jahren errichteten europäischen Staatsgebäudes zusammenstürzten.

und Marmorplatten, und die herrlichsten Gemälde aus den Gemächern der ehemaligen römischen Cäsaren in Ravenna, schmückten nun eben so bald Carls Paläste zu Aachen und Nimwegen, die man damals nicht blos als die größten Meisterstücke der Baukunst, sondern als wahre, neue Wunder der Welt anstaunte; und in Schriften und Briefen nannten die Gelehrten jener Zeit die Stadt Aachen gewöhnlich nur Roma nova.

13. Aber weder die vielen prachtvollen Kirchen, Paläste, und andere herrliche Denkmäler der Baukunst, als Säulengänge, öffentliche Bäder, Springbrunnen, Brücken ꝛc., womit Carl seine kaiserlichen Wohnsitze, besonders zu Aachen schmückte, noch auch der an seinem Hofe herrschende Glanz und Ueberfluß minderten seine Schätze, und konnten noch viel weniger seine, nicht blos über seine eigenen Völker, sondern wirklich über die ganze Menschheit sich ergießende Milde und Wohlthätigkeit beschränken. Schon nicht zu berechnen ist der Werth der Geschenke, die Carl bald dem Pabste, bald den Kirchen und Klöstern, selbst denen, die in fremden Ländern lagen, bald wieder den vielen, unaufhörlich an seinem Hofe anlangenden Gesandten und deren Herren, oder auch vorzüglich verdienstvollen Großen seines Reiches jährlich machte *). Aber noch ungleich größer waren die Summen, welche er jedes

*) Der sächsische Poet sagt geradezu, daß Carls grenzenlose Freigebigkeit, und die vielen prächtigen Geschenke, die er den sächsischen Großen gemacht, eben so viel wie die Waffen der Franken zur völligen Unterwerfung und Beruhigung des Landes beigetragen hätten.

Jahr unter alle Armen und Nothleidenden vertheilen ließ. Selbst in fremden, sogar außereuropäischen Ländern, kam der leidenden Menschheit nicht selten seine Freigebigkeit zu Hülfe. Seitdem der Kalipf Haroun ihm das heilige Grab geschenkt hatte, unterhielt er in Jerusalem einen eigenen Apocrisiarius. Dieser war von Carl beauftragt, nicht nur die, aus allen Theilen der Christenheit zum heiligen Grabe wallenden Pilger zu schützen, sondern auch sie zu beherbergen, zu speisen, zu kleiden, im Nothfall das zu ihrer Rückreise ihnen nothwendige Geld zu reichen, und überhaupt allen ihren Bedürfnissen mit christlicher Liebe entgegen zu kommen. — Der, obgleich noch zu dem griechischen Reiche gehörigen, aber durch verheerende Landungsversuche der Sarazenen hart mitgenommenen Insel Sizilien, schickte er ebenfalls einigemal Geld und Getraide; und eben so empfanden auch in Aegypten selbst die von der Kirche getrennten christlichen Sekten zur Zeit einer Hungersnoth die Wirkungen seiner Milde und evangelischen Nächstenliebe. Kurz, Carl war der Freund und Wohlthäter der gesammten Menschheit, ohne alle Rücksicht auf Unterschied von Zungen, Nationen und Ländern; und des menschenfreundlichen Titus so merkwürdiges und hochgefeiertes Wort wäre auch in Carls Munde keine Unwahrheit gewesen. Daß der Druck des, 34 Jahre hindurch, beinahe in ununterbrochene Bewegung gesetzten Heerbannes schwer auf seinen Völkern lastete; dies war nicht Carls, sondern des Dranges der Zeiten und der Umstände Schuld. So oft die Menschheit, oder ganze Völker in einen neuen, völlig veränderten politischen und religiösen Zustand übergehen, sind dergleichen Uebergänge stets mit heftigen Erschütterungen verbunden. Erobern ist so gut ein Uebel,

als erobert zu werden; Carl fand sich in der Lage, unter beiden Uebeln wählen zu müssen, und wählte natürlicher Weise das Kleinste. Den leider eben daher auf seinen Völkern lastenden Druck linderte Carl so sehr er konnte. Jeder Unterdrückte fand unter seinem gewaltigen Scepter Recht und Gerechtigkeit. Alle Nothdürftigen, Wittwen und Waisen fanden in ihm einen Vater und Wohlthäter; seinem Reiche gab er eine, allen fremden Völkern Ehrfurcht gebietende Größe und Stärke, der Nation selbst einen ungeheuern, die freie Entwickelung aller Nationalkräfte befördernden Wirkungskreis, und endlich waren seine Eroberungen, wie wir erwiesen, oft für die eroberten Völker selbst noch eine Wohlthat.

14. Auch mit hervorleuchtender Frömmigkeit ging Carl allen Ständen und Classen seiner Unterthanen voran. Zweimal ging er jeden Tag in die Kirche. Mit Darbringung des heiligsten Opfers in Vereinigung mit dem Priester, begann er sein Tagwerk, und mit einem Dankgebete zu Gott, und gleichsam unter der, sich über ihm segnend erhebenden Hand eines Dieners des Altars, endigte er dasselbe. Grenzenlos war seine Ehrerbietung gegen die, dem lebendigen Gott errichteten Kirchen; und obgleich ein ganzer Welttheil zu seinen Füßen lag, demüthigte er sich doch täglich vor dem Herrn, und verkannte nie, auch nicht in dem geringsten seiner Unterthanen, die, jedem Menschen eigene, hohe religiöse Würde. Eben so fest und unerschütterlich, wie frei von jedem Makel irgend einer Irrlehre, stand auch Carls Glaube; aber ein lebendiger Glaube erzeugt zuversichtliche Hoffnung, und entflammt zu reiner Liebe; und gerade diese drei

höhern, übernatürlichen Tugenden schmückten in vorzüglichem Maße Carls hohe, wahrhaft religiöse Seele. Die Kirche hat ihn demnach auch den heiligen Freunden Gottes beigezählt. Zwar rührt diese Heiligsprechung von dem Afterpabst Pascalis II. her; aber eben weil er ein Afterpabst war, würde er sich um so weniger diesen Schritt erlaubt haben, hätten nicht einstimmig vorher schon alle christlichen Völker Carln im Stillen als einen Heiligen verehrt. Uebrigens — was hier entscheidend ist — hat jener Heiligsprechung auch nachher die Kirche nie widersprochen, im Gegentheil Pabst Alexander III. dieselbe bestätiget. Die Breviere mehrerer Kirchen, als z. B. von Rheims, Rouen, Tournay ꝛc. enthalten ein eigenes Officium de S. Carolo Magno, und verschiedene auf dessen Verehrung sich beziehende kirchliche Gebete und Hymnen. Ein ganzes Jahrtausend hindurch ward von Deutschlands und Frankreichs christlichen Völkern Allem, was von Carl dem Großen herrührte, gleich heiligen Reliquien, eine Art von religiösem Cultus erwiesen; und mehrere Stücke davon, so viele Jahrhunderte lang als Reichsinsignien verehrt, zierten und erhoben, an jedem Krönungstage, die Majestät und Würde des neu angehenden Kaisers. — Auf der schwindelnden Höhe, worauf die Hand der Vorsehung Carln erhoben, und auf der großen Bühne der Welt, die er 45 Jahre mit seinem Namen und Ruhm erfüllte, konnte er freilich nicht die Tugenden eines, von der Welt getrennten, in klösterlicher Einsamkeit, oder in einer Einöde wohnenden, heiligen Ordensmannes oder Einsiedlers üben. Aber eine der größten und herrlichsten Tugenden ist treue Erfüllung seines Berufes im Geiste und Plane der Vorsehung; und wie vollkommen hat Carl nicht

dieſen Beruf erfüllt! — Möge es alſo jedem Chriſten, oder chriſtlichen Volke gegönnt ſeyn, Denjenigen auch als einen beſondern Freund Gottes zu verehren, der durch ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit, und ausgezeichnete Verdienſte, um die Kirche und die Verbreitung des Chriſtenthums, eben ſo berühmt iſt in den Annalen der Religion, als groß in den Jahrbüchern der Geſchichte.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel

Bei Florian Kupferberg in Mainz ſind folgende für katholiſche Theologen empfehlungswerthe Werke erſchienen, die in allen Buchhandlungen, zu haben ſind:

Arendt, Dr., Leo der Große und die Kirche ſeiner Zeit gr. 8. 1834. Unter der Preſſe.

Auguſtin, des heiligen, Enchiridion. Aus dem Lateiniſchen in's Deutſche überſetzt von Ph. Lichter. 12. 1827. geh. 6 ggr. od. 27 kr.

Braun, Dr. G., de sacra scriptura praescientiam et praedestinationem divinam atque libertatem humanam sine repugnantia docente. Diss. theol. 8 maj. 1826. 7 ggr. od. 30 kr.

Dahl, J. K., die heilige Hildegardis, Abtiſſin in dem Kloſter Ruppertsberg bei Bingen. Hiſtoriſche Abhandlung. gr. 8. geh. 6 ggr. od. 24 kr.

Demeter, J., vollſtändiges Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer. 3 Theile. 8.

Erſter Theil, auch unter dem Titel: Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Schullehrer. Fünfte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe u. ſ. w. mit dem Bildniß des Verfaſſers. 8. 1830. Rthlr. 1. od. fl. 1. 45 kr.

Zweiter Theil. Materialien für Schullehrer und Schulen. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. 1834. Rthlr. 1. od. fl. 1. 45 kr.

Dritter Theil. Worterklärungen. Ein Hülfsbuch zunächſt für Schullehrer, dann auch für alle, welche religiös-moraliſchen Unterricht zu ertheilen haben. 8. 1825. Rthlr. 1. 4 ggr. od. fl. 2

Geſang- und Gebetbuch, neues chriſtkatholiſches, für die Mainzer Diözes. 12. Auflage. 8. 1834.

Glaube, der apoſtoliſche, der trieriſchen Kirche, aus den hinterlegten Schriften ihrer erſten Biſchöfe erläutert und dargeſtellt. 12. 1826. geh. 1½ ggr. od. 6 kr.

Gratz, Dr., der Apologet des Katholicismus. Eine Zeitschrift zur Berichtigung mannichfaltiger Entstellungen des Katholicismus. 9. Hefte. gr. 8. 1820—24. geh. Rthlr. 4. 12 ggr. od. fl. 7. 12 kr

— continuatio thesauri juris ecclesiastici ab A. Schmidt adornati, seu collectio dissertationum selectarum in jus ecclesiasticum potissimum germanicum, quae ab anno 1780 prodierunt. Vol. 1. 8 maj. Rthlr. 1. 6 ggr. od. fl. 2. 12 kr.

Gregorius, des heiligen von Nazianz, Vertheidigungsrede. Für Priester und die es werden wollen. Aus dem Griechischen übersetzt von Arnoldi. gr. 8. 1826. geh. 10 ggr. od. 45 kr.

Klee, Dr. H., Commentar über das Evangelium nach Johannes. gr. 8. 1829. Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr.

— — Commentar über des Apostels Paulus Sendschreiben an die Römer. gr. 8. 1830. Rthlr. 2. 3 ggr. od. fl. 3. 48 kr.

— — Auslegung des Briefes an die Hebräer. gr. 8. 1833. Rthlr. 1. 8 ggr. od. fl. 2. 24 kr.

— — Encyclopädie der Theologie. gr. 8. 1832. geh. 9 ggr. od. 40 kr.

Köhler, G., historische Abhandlung über die Erklärung der Worte des Erlösers im letzten Abendmahl: Nehmet und esset, das ist mein Leib, nehmet und trinket, das ist mein Blut. gr. 8. 1813. 10 ggr. od. 45 kr.

Lese-, Gebet- und Erbauungsbuch, christkatholisches, von einem Familien-Vater, allen Eltern gewidmet, welche sich mit der Erziehung ihrer Kinder selbst beschäftigen wollen. Mit sieben Bogen Melodien. 8. 1809. Rthlr. 1 od. fl. 1. 30 kr.

Manuel, le, chretien de la jeunesse, ou recueil de prières, d'exercices de piété et d'instruction pour l'usage de la jeunesse, par M. Garnier. 2de éd. gr. 12. 1812.

Schreibpapier 20 ggr. od. fl. 1. 30 kr.
Druckpapier 16 ggr. od. fl. 1. 12 kr.

Marx, J., die Ursachen der schnellen Verbreitung der Reformation, zunächst in Deutschland; aus den Quellen

dargestellt, und mit den vollständigsten Beweisstellen belegt. 8. 1834. Unter der Presse.

Möhler, J. A., Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus, in sechs Büchern. 2 Theile. gr. 8. 1827.
Rthlr. 2. 20 ggr. od. fl. 5.

— — Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften. Dritte verbesserte, vermehrte und umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1834.
Rthlr. 2. 8 ggr. od. fl. 4. 12 kr.

— — Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten. Eine Vertheidigung meiner Symbolik gegen die Kritik des Herrn Professors Dr. Baur in Tübingen. gr. 8. 1834. Unter der Presse.

Reden über die Würde der seligsten Jungfrau, nebst einer Rede vom heiligsten Namen Jesu, aus den Schriften der heiligen Väter zusammengetragen. 8. 1826.
6 ggr. od. 24 kr.

Robelot, über den Einfluß der Reformation Luthers auf die Religion, die Politik und die Fortschritte der Aufklärung; aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von Dr. Näß und N. Weis. gr. 8. 1823. Rthlr. 1. 16 ggr. od. fl. 3.

Salve Regina, das, oder der Gruß der Gläubigen an Maria, aus den Schriften des heiligen Bernard. 12. 1825. geh.
1½ ggr. od. 6 kr.

Seitz, Kanonikus, Beicht- und Kommunionbuch für katholische Christen. 8. 1834. Unter der Presse.

Staats- und Kirchengrundsätze, die europäischen, im Geiste unsrer Zeit dargestellt. 8. 1818. geh.
9 ggr. od. 40 kr.

Staudenmaier, Dr. F., Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, als System der gesammten Theologie. gr. 8. 1834. Unter der Presse.

Testamentum, novum, graece et latine exhibens textum graecum ad exemplar completense expressum cum vulgata interpretatione latina editionis Clementis VIII. Ed. et loca par. uberiora

select. lectionis variet. subministravit P. A. Gratz. Editio nova. 2 Tomi. 8 maj. 1827.
Rthlr. 2. 16 ggr. od. fl. 4. 48 kr.

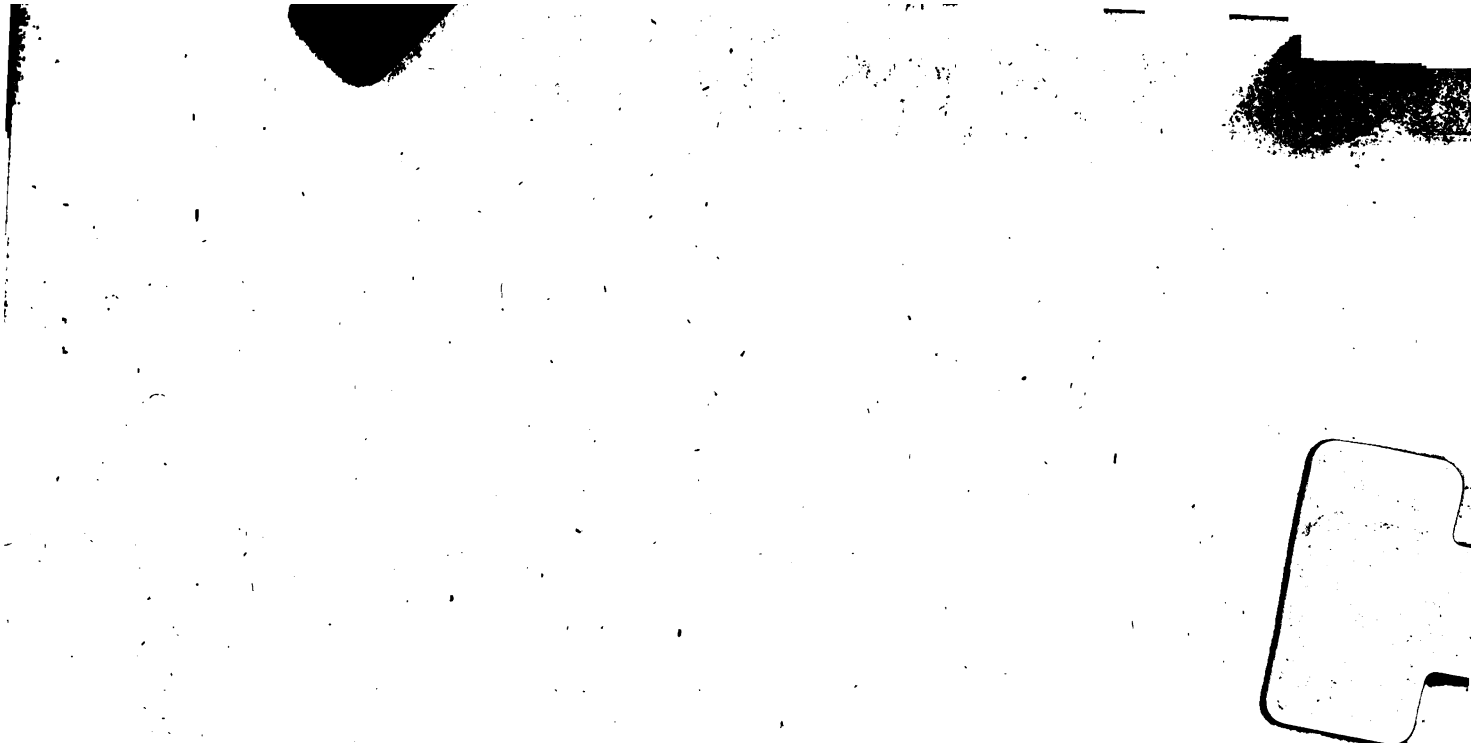
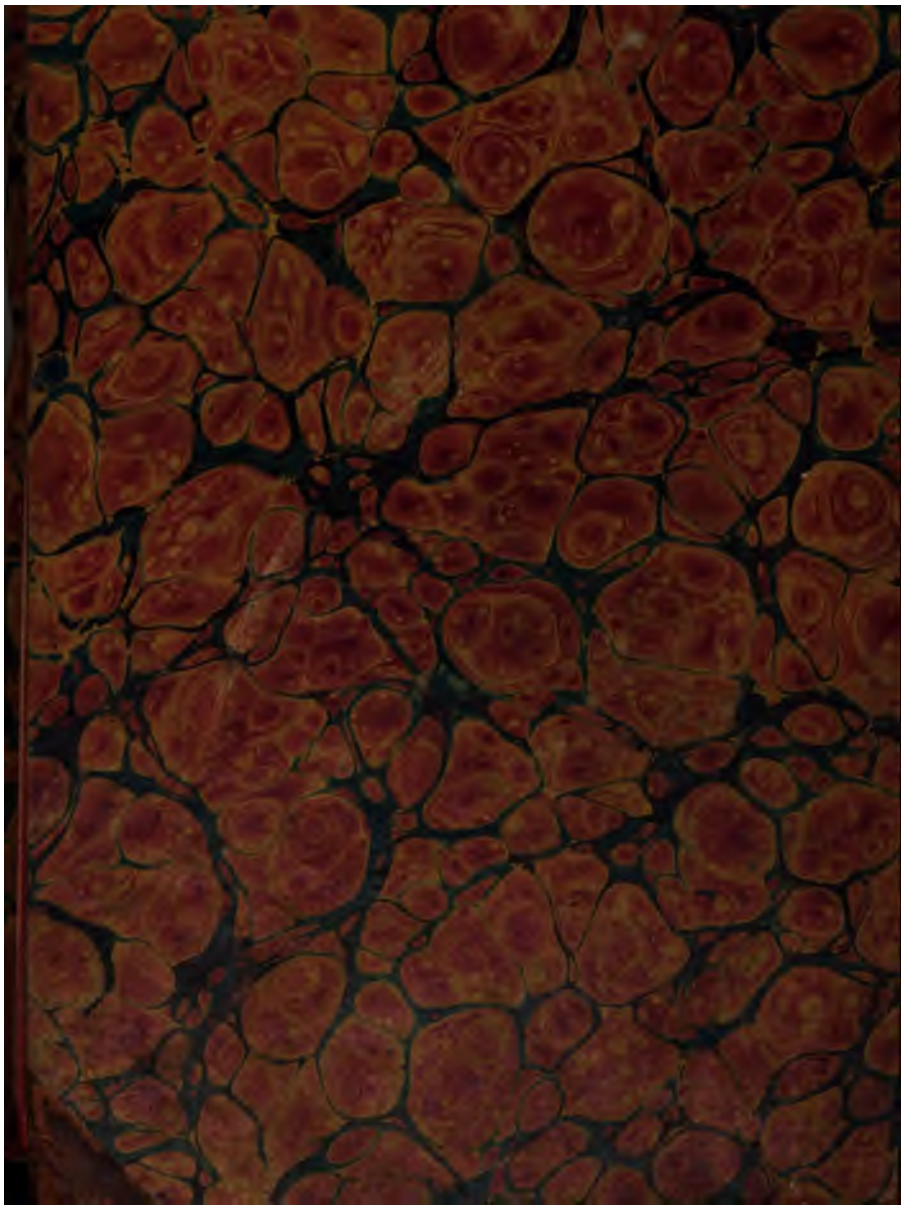
Theiner, Dr. A. über Ivo's vermeintliches Dekret. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenrechts, insbesondere zur Kritik der Quellen des Gratian. Nebst einem Quellen-Anhang. gr. 8. 1832. geh. 12 ggr. od. 54 kr.

— — Das Seminar oder 8 Tage zu St. Eusebius in Rom. gr. 8. 1834. Unter der Presse.

Versuch einer Schutzschrift für die Liturgie der römisch-katholischen Kirche. gr. 8. geh. 1833. 6 ggr. od. 24 kr.

Wahrheit, die, der Religion, elementarisch erklärt zum Gebrauche der unteren Schulen, wie auch für jede Klasse von Personen, die für höhere Kenntnisse entweder keine Zeit oder keine Fähigkeit haben von P. R. Aus dem Italienischen übersetzt von F. J. Leuthard. 8. 1834. Unter der Presse.

Was haben wir von Reformatoren zu Offenburg, St. Gallen und andern religiösen Stimmführern des katholischen Deutschlands unserer Tage zu halten? Ein zeitgemäßes Wort zur Beherzigung und Warnung für Katholiken und Nichtkatholiken, insbesondere aber: für katholische Priester, dargelegt in einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde von Athanasius Sincerus Philalethes. 8. 1834. Unter der Presse.

Weiß, Dr. C. E., Grundriß der deutschen Kirchenrechtswissenschaft. Zum Gebrauche academischer Vorträge. Nebst einem Anhange, enthaltend die sämmtlichen neueren deutsch-katholischen Kirchenrechtsquellen. gr. 8. 1829.
Rthlr. 1. 2 ggr. od. fl. 1. 54 kr.

Zeitschrift, religiöse, für das katholische Deutschland, als Fortsetzung der Kirchenzeitung für das katholische Deutschland. Herausgegeben im Vereine mit mehreren Gelehrten von Dr. Sengler, Professor an der katholisch-theologischen Fakultät in Marburg. Jahrg. 1833. Januar — Dezember. Rthlr. 4. 12 ggr. od. fl. 8.